

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Hebels rheinländischer Hausfreund

1903

[urn:nbn:de:bsz:31-262168](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262168)

Hebel's
Rheinländischer Hausfreund

für das Jahr

1903.

VI
3155

Bibl. P. 8, Nr. 3444



K

98 B 82974, 1903



H e b e l ' s

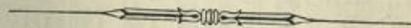
Rheinländischer Hausfreund

(Seit der Gründung durch J. P. Hebel 99 Jahre)

für

das Jahr

1903.



Karlsruhe.

J. Lang's Verlagsbuchhandlung.

Januar oder Wintermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Wochentag	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Donnst.	Neujahr	Neujahr	A	8 ²⁰	4 ⁴⁴	9 ²²	7 ³⁵	1/365
2 Freitag	Gordius	Makarius	A	8 ²⁰	4 ⁴⁵	9 ⁵²	8 ³⁶	2/364
3 Samst.	Isabella	Genovesa, J.	A	8 ²⁰	4 ⁴⁶	10 ²⁰	9 ³⁶	3/343
1. Protest. A: Der Geist der Herrlichkeit. 1. Petr. 4, 12-19. B: Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12. Kathol.: Nachdem Herodes gestorben war; Matth. 2, 19-23.				Tageslänge: 8 Stund. 28 M.				
4 Sonnt.	S. n. Neuj.	S. n. Neuj.	A	8 ²⁰	4 ⁴⁷	10 ⁴⁶	10 ⁴⁹	4/362
5 Mont.	Simon	Telesph. Sev.	A	8 ²⁰	4 ⁴⁸	11 ¹³	11 ⁴⁰	5/361
6 Dienst.	Ersh. Gh.	Bl. z Kön.	A	8 ¹⁹	4 ⁴⁹	11 ⁴⁰	Ncht.	6/360
7 Mittw.	Raimund	Valentin	A	8 ¹⁹	4 ⁵⁰	12 ⁹	12 ⁴	7/359
8 Donnst.	Erhard	Erhard	A	8 ¹⁹	4 ⁵²	12 ⁴²	2 :	8/358
9 Freitag	Marzell.	Julian M.	A	8 ¹⁹	4 ⁵³	1 ²⁰	3 ¹⁸	9/357
10 Samst.	Paul G.	Agathon, P.	A	8 ¹⁸	4 ⁵⁴	2 ⁷	4 ²⁴	10/356
2. Protest. A: Der vernünftige Gottesdienst. Röm. 12, 1, 2. B: Gott hat keinen Gefallen u. Amos 5, 21-24. Kathol.: Als Jesus 12 Jahre alt war. Luk. 2, 42-52.				Tageslänge: 8 Stund. 38 M.				
11 Sonnt.	1. S. n. Ep.	1. S. n. Ep.	A	8 ¹⁸	4 ⁵⁶	3 ³	5 ³²	11/355
12 Mont.	Reinhold	Ernst	A	8 ¹⁸	4 ⁵⁷	4 ⁷	6 ³⁵	12/354
13 Dienst.	Hilarius	Veronika	A	8 ¹⁸	4 ⁵⁸	5 ¹⁹	7 ³¹	13/353
14 Mittw.	Felix	Felix	A	8 ¹⁷	4 ⁵⁹	6 ³⁶	8 ¹⁸	14/352
15 Donnst.	Maurus	Maurus	A	8 ¹⁷	5 ⁰	7 ⁵³	8 ⁵⁸	15/351
16 Freitag	Heinrich	Marcellus P.	A	8 ¹⁶	5 ²	9 ⁸	9 ³³	16/350
17 Samst.	Anton	Antonius	A	8 ¹⁵	5 ⁴	10 ²¹	10 ⁴	17/349
3. Protest. A: Viele ein Leib in Christus. Röm. 12, 3-8. B: Demut und Liebe. Mark. 9, 33-37. Kathol.: Von der Hochzeit zu Kanä. Joh. 2, 1-11.				Tageslänge: 8 Stund. 51 M.				
18 Sonnt.	2. S. n. Ep.	2. S. n. Ep.	A	8 ¹⁴	5 ⁵	11 ⁷⁰	10 ³³	18/348
19 Mont.	Sarah	Kanut, Mar.	A	8 ¹⁴	5 ⁶	Ncht.	11 ⁹	19/347
20 Dienst.	Sebastian	Fab. u. S. E.	A	8 ¹²	5 ⁸	12 ³⁷	11 ³¹	20/346
21 Mittw.	Agnes	Agnes J.	A	8 ¹²	5 ¹⁰	14 ²	12 ³	21/345
22 Donnst.	Vincentius	Vincentius	A	8 ¹¹	5 ¹²	24 ³	12 ³⁶	22/344
23 Freitag	Emerentian	Weinr., Alf.	A	8 ¹⁰	5 ¹³	34 ¹	14 ¹⁴	23/343
24 Samst.	Timoth.	Timoth. B.	A	8 ⁹	5 ¹⁴	4 ³⁵	15 ⁷	24/342
4. Protest. A: Die Ueberwindung des zc. Röm. 12, 17-21. B: Die Feindesliebe. Luk. 6, 27-36. Kathol.: Jesus heilt einen Aussätzigen. Matth. 8, 1-13.				Tageslänge: 9 Stund. 8 M.				
25 Sonnt.	3. S. n. Ep.	3. S. n. Ep.	A	8 ⁸	5 ¹⁶	5 ¹⁴	2 ⁴³	25/341
26 Mont.	Polykarp	Polykarp	A	8 ⁶	5 ¹⁸	6 ¹⁰	3 ³⁴	26/340
27 Dienst.	Geburtsfest des Kaisers		A	8 ⁶	5 ¹⁹	6 ⁴⁹	4 ²⁹	27/339
28 Mittw.	Manfred	Karl d. Gr.	A	8 ⁵	5 ²⁰	7 ²⁴	5 ²⁸	28/338
29 Donnst.	Arnulf, Bal.	Franz v. Sal	A	8 ⁴	5 ²¹	7 ¹⁶	6 ¹⁹	29/337
30 Freitag	Adelgde.	Adelgunde J.	A	8 ²	5 ²³	8 ²⁵	7 ³¹	30/336
31 Samst.	Vergilius	Petrus N.	A	8 ²	5 ²⁴	8 ⁵²	8 ³⁴	31/335

Mondphasen.
Erstes Viertel am 6. um 10 Uhr 57 Min. Nachmittags. Vollmond am 13. um 3 Uhr 17 Min. Nachmittags. Letztes Viertel am 20. um 12 Uhr 49 Min. Nachm. Neumond am 28. um 5 Uhr 39 Min. Nachmittags.

☾ Mond geht am 11. abwärts.
☽ Mond geht am 25. aufwärts.
Der Mond ist am 13. um 4 Uhr Vormittags in Erdnähe, am 25. um 11 Uhr Nachmittags in Erdferne und am 5. und 17. im Aequator.

Planetenlauf.
Mercur erreicht am 18. seine größte östliche Elongation (19°) zur Sonne und geht um diese Zeit eine 3/4 Stunde nach derselben unter und wird am 25. rückläufig im Steinbock. **Venus** kommt vom Schützen zum Steinbock und bleibt unsichtbar in den Sonnenstrahlen. **Mars** geht nach 11 Uhr Nachts auf und ist rechtläufig in der Jungfrau. **Jupiter** ist noch rechtläufig im Steinbock und geht schon vor 7 Uhr Abends unter. **Saturn** kommt am 21. in Konjunktion zur Sonne und ist deshalb unsichtbar im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100f. Kalender.
Januar ist bis 4. trübe und kalt, vom 6. bis 14. Schnee, am 16. trübe und windig, dann bis 21. sehr kalt, am 22. und 23. Wind und Schnee, vom 24. bis 28. heftige Kälte, am 29. und 30. Schnee und Wind und am 31. große Kälte

Bauernregeln.
Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr. Morgenröthe im Jan. deutet auf viel Gewitter im Sommer; viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn. Tanzen im Januar die Mucken, muß der Bauer nach dem Futter gucken. — Vinzenzen (22.) Sonnenschein, bringt viel Korn und Wein. Wie das Wetter am Makarius (2.) war, so wirds im September trüb oder klar. — Fabian Sebastian (20.) läßt den Saft in die Bäume gahn. — Sankt Paulus klar (25.) bringt gutes Jahr; hal er Wind, regnets geschwind; ist Nebel stark, fällt Krankheit den Sarg; wenns regnet und schneit, wird theuer 's Getreid; doch Got' allein wend't alle Pein. Winternebel bringt bei Ostwind Thau, der Westwind treibt ihn aus der Au. — Bleibt der Winter ferne, es nachwintert gerne.

1. Obilo, Vincentius, 4. Titus, Isabella. 11. Hyginus, Marthide. 18. Ramen-Jesuf. Priska. 25. Pauli Befehung. 27. Joh. Chryf. B.

Februar oder Schaumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Wond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg. Utg.	Aufg. Utg.			
5	Protest. I: Der eine, ewige Grund. 1. Kor. 3, 11-17. B: Der köstliche Eckstein. Jes. 28, 14-19. Kathol.: Vom Schiffelein Christi. Matth. 8, 23-27.							Tageslänge: 9 Stund. 26 M.
1 Sonnt.	4. S. n. Ep.	4. S. n. Ep.		8 0 526	919	939	32/334	
2 Mont.	Mar. Rein.	Mar. Lichtm.		758 528	945	1044	33/333	
3 Dienst.	Blasius	Blasius		756 530	1013	1151	34/332	
4 Mittw.	Rabanus	Andreas		755 531	1043	Nacht	35/331	
5 Donnst.	Agatha	Agath. M.		754 533	1118	1 0	36/330	
6 Freitag	Amanda	Dorothea		752 535	12 0	2 8	37/329	
7 Samst.	Romuald	Abaucus		750 536	12 10	314	38/328	
6	Protest. I: Die untergängl. Krone. 1. Kor. 9, 24-27. B: Die Selbstverleugnung. Matth. 10, 38-42. Kathol.: Von den Arbeitern im Weinb. Matth. 20, 1-16.							Tageslänge: 9 Stund. 49 M.
8 Sonnt.	Septuag.	Septuagesimä		749 538	14 8	417	39/327	
9 Mont.	Apollonia	Apollonia		748 540	253	515	40/326	
10 Dienst.	Wilhelm	Scholastika		747 541	4 6	6 6	41/325	
11 Mittw.	Euphrosine	Euphrosine		745 542	5 23	6 49	42/324	
12 Donnst.	Eulalia	Eulalia		744 544	6 40	7 26	43/323	
13 Freitag	Jordan	Greg. II. P.		742 545	7 55	8 0	44/322	
14 Samst.	Balentin	Balentin		740 547	9 8	8 31	45/321	
7	Protest. I: Getreu ist, der euch ruft. 1. Thess. 5, 14-24. B: Siehe ich lege euch vor. 5. Mos. 11, 26-28. Kathol.: Vom Sämann u. guten Samen. Luf. 8, 4-15.							Tageslänge: 10 Stund. 11 M.
15 Sonnt.	Seragesimä	Seragesimä		738 549	10 18	9 1	46/320	
16 Mont.	Juliana	Juliana		737 551	11 26	9 32	47/319	
17 Dienst.	Konstant.	Donatus B.		735 552	Nacht	10 3	48/318	
18 Mittw.	Simeon	Simeon B.		733 554	12 30	10 36	49/317	
19 Donnst.	Konrad	Konrad		731 556	1 30	11 12	50/316	
20 Freitag	Eucharis	Dioba Aebt.		729 557	2 27	11 54	51/315	
21 Samst.	Gleonore	Gleonora		728 559	3 19	12 39	52/314	
8	Protest. I: Das Hohelied der Liebe. 2. Kor. 13. B: Das größte Gebot. Matth. 22, 34-40. Kathol.: Jesus heilt einen Blinden. Luf. 18, 31-42.							Tageslänge: 10 St. 34 Min.
22 Sonnt.	Estomihi	Quinquagesimä		726 6 0	4 5	1 28	53/313	
23 Mont.	Reinhard	Milburgis		725 6 2	4 46	2 22	54/312	
24 Dienst.	Fastnacht	Fastnacht		724 6 3	5 23	3 20	55/311	
25 Mittw.	Ascher m.	Ascher m.		722 6 4	5 57	4 19	56/310	
26 Donnst.	Nataris	Mechtildis		720 6 5	6 27	5 23	57/309	
27 Freitag	Mechtild	Leander B.		718 6 7	6 55	6 25	58/308	
28 Samst.	Leander	Roman Aebt.		716 6 8	7 23	7 29	59/307	

1. Ignatius; Brigitta. — 2. Adelheid von Rhipingen; Marquard. —
8. Joh. v. Math.; Salomon. — 15. Faustinus; Faustina. — 22. Petri Stuhl.
— 24. Matthias Ap.; Matthias. — 25. Walburga.

Mondphasen.

Erstes Viertel am 5. um 11 Uhr 13 Minuten Vormittags. Vollmond am 12. um 1 Uhr 58 Minuten Vormittags. Letztes Viertel am 19. um 7 Uhr 23 Min. Vormittags. Neumond am 27. um 11 Uhr 20 Min. Vormittags.

☾ Mond geht am 8. abwärts.
☽ Mond geht am 21. aufwärts.

Der Mond ist am 10. um 2 Uhr Nachmittags in Erdnähe, am 22. um 2 Uhr Nachmittags in Erdferne und am 1., 14. und 28. im Äquator.

Planetenauf.

Merkur kommt am 2. in untere Konjunktion zur Sonne und erreicht am 27. seine größte westliche Elongation und geht um diese Zeit gegen 6 Uhr Morgens auf. **Venus** geht bereits eine Stunde nach der Sonne unter und ist rückläufig im Wassermann. **Mars** geht schon vor 10 Uhr Nachts auf und wird am 18. rückläufig in der Jungfrau. **Jupiter** kommt am 19. in Konjunktion zur Sonne und ist deshalb unsichtbar im Wassermann. **Saturn** ist der Sonne noch sehr nahe, deshalb unsichtbar im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Februar ist bis zum 5. sehr kalt, am 6. kommt Schnee, dann folgt grimme Kälte bis 13., am 14. Sturm und Schnee, vom 15. bis 19. abwechselnd trübe und Schnee, am 20. warm, vom 21. bis 28. Regen.

Bauernregeln.

Wie der Februar, so der August. — Wenn am 2. Hornung die Sonne scheint, gerathen die Erbsen wohl. Matth. bricht Eis, hat er keins, so macht er eins. Wenn im Hornung die Schnafen geigen, müssen sie im März schweigen. Petri Stuhl kalt, die Kält noch länger anhält. Je stürmischer um Dichtmeß, je sicherer ein schönes Frühjahr. Zu Dichtmeß kommt der Dachs aus seiner Höhle das Wetter anzuschauen; sieht er seinen Schatten, kehrt er noch 4 Wochen in seine Höhle zurück. Heftige Nordwinde am Ende Februar, vermehren ein fruchtbares Jahr.

März oder Frühlingsmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnens-		Mond-		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
9	Protest. <i>L:</i> Die Diener Gottes. 2. Kor. 6, 1-10. <i>B:</i> Jesus muß sterben. Joh. 11, 47-57. Kathol.: Jesus wird vom Teufel versucht. Matth. 4, 1-11.							Tagelänge: 10 St. 50 Min.
1 Sonnt.	Invocavit	Invocavit		714	610	750	836	60/306
2 Mont.	Louise	Simplicius		712	612	818	943	61/305
3 Dienst.	Titian	Kunigunde		710	614	849	1050	62/304
4 Mittw.	Adrian	+ I. Quat.		7	616	922	1159	63/303
5 Donnst.	Friedrich	Friedrich		7	618	10	Nacht	64/302
6 Freitag	Felicitas	+ Fr. v. S.		7	619	1045	1	65/301
7 Samst.	Philemon	+ Thom.		7	620	1139	2	66/300
10	Protest. <i>L:</i> Der Reichthum v. Gottes u. Röm. 2, 1-10. <i>B:</i> Barmherzig ist Gott. 2. Mol. 34, 1-10. Kathol.: Von der Verklärung Jesu. Matth. 17, 1-9.							Tagelänge: 11 St. 23 Min.
8 Sonnt.	Remin.	2. Remin.		659	622	1240	3	67/299
9 Mont.	40 Ritter	Franz. v. R.		657	624	147	357	68/298
10 Dienst.	Cyryllus	40 Märt.		655	626	3	442	69/297
11 Mittw.	Rosine	Rosine		653	628	414	521	70/296
12 Donnst.	Gabriel	Gregor d. Gr.		651	627	528	557	71/295
13 Freitag	Ernst	Theod.		649	629	643	628	72/294
14 Samst.	Mechtild	Mathilde K.		647	631	755	658	73/293
11	Protest. <i>L:</i> Die Kinder des Nichts. Eph. 5, 1-9. <i>B:</i> Wer ist der Größte? Luk. 22, 24-30. Kathol.: Jesus treibt einen Teufel aus. Luk. 11, 14-28.							Tagelänge: 11 St. 47 Min.
15 Sonnt.	Oculi	3. Oculi		645	632	9	5	72/292
16 Mont.	Henriette	Heribert		643	633	1012	8	75/291
17 Dienst.	Patricius	Gertraud J.		641	635	1116	834	76/290
18 Mittw.	Anselm, Ella	Gabriel, Erz.		639	637	Nacht	9	77/289
19 Donnst.	Jos. d. Gr.	Bl. Joseph		637	638	1215	949	78/288
20 Freitag	Alexander	Gyryll		635	639	1	9	1033
21 Samst.	Benedikt	Frühl.-Auf.		633	641	158	1121	80/286
12	Protest. <i>L:</i> Die Erlösung vom u. Röm. 7, 18-25. <i>B:</i> Bußgebet. Psalm 51. Kathol.: Jesus speiset 4000 Mann. Joh. 6, 1-15.							Tagelänge: 12 St. 12 Min.
22 Sonnt.	Lätare	4. Lätare		631	643	242	1214	81/285
23 Mont.	Eberhard	Viktorinus		629	644	322	1	82/284
24 Dienst.	Gabriel	Simeon		627	645	356	2	83/283
25 Mittw.	Mar. Verk.	Mar. Verk.		625	646	428	3	84/282
26 Donnst.	Emanuel	Kastulus		623	648	457	4	85/281
27 Freitag	Rupert	Rupert		621	649	524	5	86/280
28 Samst.	Malchus	Guntram		619	651	552	6	87/279
13	Protest. <i>L:</i> Lasset uns aufsehen. Hebr. 12, 1-3. <i>B:</i> Jesus die Himmelsthüre. Joh. 10, 1-9. Kathol.: Die Juden wollten Jesus u. Joh. 8, 46-59.							Tagelänge: 12 St. 35 Min.
29 Sonnt.	Judica	5. Judica		617	652	620	730	88/278
30 Mont.	Guido	Quirinus		615	654	649	839	89/277
31 Dienst.	Traugott	Benjamin		613	655	723	949	90/276

Mondphasen.
Erstes Viertel am 6. um 8 Uhr 14 Min. Nachm. Vollmond am 13. um 1 Uhr 13 Min. Nachm. Letztes Viertel am 21. um 3 Uhr 8 Min. Vorm. Neumond am 29. um 2 Uhr 26 Min. Vorm.

Mond geht am 7. abwärts. **S** Mond geht am 20. aufwärts.
Der Mond ist am 10. um 2 Uhr Nachmittags in Erdnähe, am 22. um 9 Uhr Vormittags in Erdferne und am 13. und 27. im Aequator.

Planetenauf.
Merkur kann kurze Zeit in der Morgendämmerung gesehen werden, er kommt vom Steinbock zum Wassermann. Am 18. in Konjunktion mit Jupiter. **Venus** geht 1 1/2 Stunde nach der Sonne unter und ist rückläufig in den Fischen. Am 1. und 31. in Konjunktion mit dem Mond. **Mars** ist die ganze Nacht sichtbar, denn er kommt am 29. in Opposition zur Sonne und ist rückläufig in der Jungfrau. **Jupiter** ist rückläufig im Wassermann und bleibt unsichtbar. **Saturn** geht erst um 5 Uhr Morgens auf und ist rückläufig im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100f. Kalender.
März ist bis 4. windig, am 5. und 6. Sonnenschein, vom 7. bis 9. Regen, am 11. Schnee, vom 12. bis 14. Kälte, am 15. Schnee, vom 16. bis 20. bedeutende Kälte und Schnee, am 21. Schnee und Wind, vom 22. bis ans Ende zeitweise Schnee und Regen.

Bauernregeln.
Viel u. langer Schnee, viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Märzschnee thut Frucht und Weinstock weh; Märzstaub bringt Gras und Laub. — Donnerst im März, schneits im Mai. — Wie's im März regnet, wirbs im Juni wieder regnen. — Märzdonner bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Nasser März, trockner April, das Futter nicht gerathen will, kommt dazu ein kalter Mai, gibt es wenig Frucht, Wein und Heu. — So viel im März Regen, so viel im Juni Hagel. — Ist es an Longinus (15.) feucht, so bleiben die Kornböden leicht. — Ist's an Josefstag (19.) klar, so folgt ein fruchtbares Jahr. — Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein, so wird es auch im Juni sein.

1. Misin, Ostar. 8. Joh. v. G., Philemon. 15. Longinus, Christoph. 22. Katharina, Kasimir. 29. Rudolf, Gustavus.

April oder Ostermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mittw.	Theodor	Hugo B.		6 11	6 56	8 1	10 57	91/275
2 Donnst.	Theodosia	Franz v. Paul		6 9	6 58	8 44	Nächt	92/274
3 Freitag	Darius	7 Schm. M.		6 7	6 59	9 35	12 1	93/273
4 Samst.	Ambros	Isidor B.		6 5	7 0	10 33	1 1	94/272
14 <small>Protest.</small> {E: Gehorsam bis zum Tod. Phil. 2, 5-11. B: Wer mich sieht etc. Joh. 14, 7-12. <small>Kathol.:</small> Vom Einzuge Jesu etc. Matth. 21, 1-9. Tageslänge: 12 St. 59 Min.								
5 Sonnt.	Palmsonnt	Palmsonnt		6 3	7 2	11 38	1 54	95/271
6 Mont.	Frenäus	Sirtus		6 1	7 4	12 47	2 40	96/270
7 Dienst.	Elvira.	Petrus Can.		5 59	7 5	1 58	3 20	97/269
8 Mittw.	Albrecht	Dyonisius		5 57	7 6	3 11	3 56	98/268
9 Donnst.	Gründonn.	† Gründon.		5 55	7 8	4 23	4 27	99/267
10 Freitag	Karsfreitag	† Karsfreitag		5 53	7 9	5 35	4 58	100/266
11 Samst.	Julius	† Karsamstag		5 51	7 11	6 45	5 27	101/265
15 <small>Protest.</small> {E: Der Beweis d. Auferst. 1. Kor. 15, 1-11. B: Die Auferstehung Jesu. Joh. 20, 1-10. <small>Kathol.:</small> Von der Auferstehung Jesu. Mat. 16, 1-7. Tageslänge: 13 St. 23 Min.								
12 Sonnt.	Ostersonnt.	Ostersonnt		5 49	7 12	7 54	5 58	102/264
13 Mont.	Ostermont.	Ostermontag		5 47	7 14	8 59	6 30	103/263
14 Dienst.	Bidwina	Justinus M.		5 45	7 15	10 1	7 5	104/262
15 Mittw.	Simon	Anastasia		5 43	7 17	10 58	7 43	105/261
16 Donnst.	Aaron	Lambert		5 41	7 18	11 50	8 26	106/260
17 Freitag	Anicetus	Rudolf A.		5 39	7 19	Nächt	9 13	107/259
18 Samst.	Ulmann	Wicterp B.		5 37	7 21	12 36	10 4	108/258
16 <small>Protest.</small> {E: Unser Glaube ist d. Sieg. 1. Joh. 5, 1-6. B: Der Glaube, der etc. Matth. 17, 14-21. <small>Kathol.:</small> Jes. kommt b. verschlossenen etc. Joh. 20, 19-31. Tageslänge: 13 St. 46 Min.								
19 Sonnt.	Quasim.	1. Quai.		5 36	7 22	1 18	10 58	109/257
20 Mont.	Sulpitius	Sulpitius		5 34	7 23	1 54	11 55	110/256
21 Dienst.	Anselm	Anselm		5 32	7 25	2 27	12 54	111/255
22 Mittw.	Lothar	Lothar		5 30	7 27	2 57	1 56	112/254
23 Donnst.	Georg	Adalbert		5 29	7 28	3 25	3 0	113/253
24 Freitag	Albert	Fidelis v. Sig.		5 27	7 29	3 51	4 5	114/252
25 Samst.	Ermin	Markus G.		5 25	7 31	4 19	5 13	115/251
17 <small>Protest.</small> {E: Die Achtung vorder etc. 11. Petr. 2, 11-20. B: Die Treuen im Lande. Psalm 101. <small>Kathol.:</small> Vom guten Hirten. Joh. 10, 2-16. Tageslänge: 14 St. 9 Min.								
26 Sonnt.	Miseric.	2. Miseric.		5 23	7 32	4 49	6 22	116/250
27 Mont.	Anastasiu	Peregrin.		5 21	7 33	5 20	7 33	117/249
28 Dienst.	Theodor	Bal., Vital.		5 19	7 35	5 57	8 43	118/248
29 Mittw.	Sybilla	Robert		5 17	7 36	6 40	9 51	119/247
30 Donnst.	Alixus	Hildegard		5 16	7 37	7 30	10 54	120/246

Mondphasen.

Erstes Viertel am 5. um 2 Uhr 51 Min. Vorm. Vollmond am 12. um 1 Uhr 18 Min. Vorm. Letztes Viertel am 19. um 10 Uhr 30 Min. Nachm. Neumond am 27. um 2 Uhr 31 Min. Nachm.

☾ Mond geht am 3. abwärts.
☽ Mond geht am 17. aufwärts.

Der Mond ist am 5. um 8 Uhr Nachmittags in Erdnähe, am 19. um 6 Uhr Vormittags in Erdferne und am 9. u. 24. im Aequator.

Planetenlauf.

Mercur kommt am 13. in obere Konjunktion zur Sonne und bleibt unsichtbar in Folge seiner Sonnennähe. **Venus** geht 2 1/2 Stunden nach der Sonne unter, kommt vom Widder zum Stier und am 30. in Konjunktion mit d. Mond. **Mars** geht erst um 5 Uhr Morgens unter und ist rückläufig in der Jungfrau. **Jupiter** geht um 4 Uhr Morgens auf und ist rückläufig im Wassermann. **Saturn** geht um 3 Uhr Früh auf, kommt am 30. in Quadratur zur Sonne u. ist noch rückläufig im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.
April ist bis zum 9. sehr schön, dann aber veränderlich bis zum Schluß.

Bauernregeln.

Der April ist nicht zu gut, er schneit dem Bauern auf den Hut.
— Dürrer April ist nicht des Bauern Will; Aprilregen ist ihm gelegen. — Märzgen trocken, Aprilgen naß, fällt des Bauern Scheuer und Faß. — Liburtius (14.) der Kinder Freud, weil erstmals heut' der Kuckuck schreit. — Wenn die Neben um Georgi sind noch blutt und blind, so soll sich freuen, Mann, Weib und Kind. — Auf nassen April folgt trockener Juni. — Aprilenschnee düngt, Märzschnee frißt. — Bringt Rosamunde (2.) Sturm und Wind, so ist Sibylle (29.) uns gelind. — Ist Martus (25.) kalt, so bleibt die Bittwoche kalt. — So lange die Frösche vor Georgi quaken, so lange müssen sie nach Georgi schweigen.

5. Vincenz Emil, Maximus. 9. Mar. Cleopha, Demetrius. 10. Ezechiel, Rotgar, Daniel. 12. Zeno, Eustorgius. 13. Hermenegild, Fabricius. 19. Emma, Werner, Hermogenus. 26. Aletus.

Mai oder Bonnemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- heil	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	
1 Freitag	Walburga	Phil. u. J.		5 14	7 29	8 27	11 51	121/245
2 Samst.	Sigismund	Athanasius		5 12	7 41	9 30	Ncht.	122/244
18	Protest. <i>I</i> : Das Vorbild Christi. 1. Petr. 2, 21—25. <i>B</i> : Wehe euch Lirten. Jer. 23, 1—6. Kathol.: Ueber ein Kleines werdet ic. Joh. 16, 16—22.					Tageslänge: 14 St. 31 Min.		
3 Sonnt.	Jubilate	3. Jubilate		5 11	7 42	10 39	12 40	123/243
4 Mont.	Florian	Flor., M.		5 9	7 43	11 49	1 22	124/242
5 Dienst.	Fried. d. W.	Pius V. P.		5 7	7 45	1 1	1 57	125/241
6 Mittw.	Joh. D.	Joh. v. Lpf.		5 5	7 46	2 13	2 30	126/240
7 Donnst.	Gottfr.	Stanisl.		5 4	7 48	3 23	3 0	127/239
8 Freitag	Stanislaus	Mich. Erich.		5 3	7 49	4 31	3 29	128/238
9 Samst.	Gregor	Gregor		5 1	7 51	5 39	3 58	129/237
19	Protest. <i>I</i> : Der Geber aller Gaben. Jac. 1, 13—18. <i>B</i> : Die Herrlichkeit Gottes. Pf. 104, 24—35. Kathol.: Ich geh zu dem, der mich ic. Joh. 16, 5—15.					Tageslänge: 14 St. 52 Min.		
10 Sonnt.	Cantate	4. Cantate		5 0	7 52	6 46	4 28	130/236
11 Mont.	Adolf	Mamertus		4 59	7 53	7 49	5 2	131/235
12 Dienst.	Pankraz	Pankraz		4 57	7 55	8 48	5 38	132/234
13 Mittw.	Servaz	Servaz B.		4 55	7 56	9 43	6 19	133/233
14 Donnst.	Bonifazius	Bonifazius		4 54	7 57	10 31	7 5	134/232
15 Freitag	Torquatus	Sophia		4 53	7 58	11 16	7 55	135/231
16 Samst.	Peregrinus	Joh. v. Nep.		4 52	8 0	11 54	8 47	136/230
20	Protest. <i>I</i> : Das Gesetz der Freiheit. Jac. 1, 19—27. <i>B</i> : Das thatkräft. Christenth. Luc. 6, 43—49. Kathol.: Was ihr in meinem ic. Joh. 16, 23—30.					Tageslänge: 15 St. 11 Min.		
17 Sonnt.	Rogate	5. Rogate		4 50	8 1	Ncht.	9 44	137/229
18 Mont.	Viborius	Venantius		4 49	8 2	12 27	10 42	138/228
19 Dienst.	Potent.	Petr. C.		4 48	8 3	12 57	11 42	139/227
20 Mittw.	Gottf. Arn.	Bernhard		4 47	8 4	1 26	12 43	140/226
21 Donnst.	Christi	Himmelfahrt		4 46	8 6	1 53	1 47	141/225
22 Freitag	Helene	Julia		4 45	8 7	2 21	2 52	142/224
23 Samst.	Savanarol.	Renata		4 43	8 8	2 46	4 0	143/223
21	Protest. <i>I</i> : Die guten Haushalter. 1. Petr. 4, 8—11. <i>B</i> : Der treue Haushalter. Luc. 12, 42—48. Kathol.: Wann aber der Tröster ic. Joh. 15, 16—27.					Tageslänge: 15 St. 28 Min.		
24 Sonnt.	Exaudi	6. Exaudi		4 42	8 10	3 17	5 10	144/222
25 Mont.	Urban	Urban		4 41	8 11	3 51	6 21	145/221
26 Dienst.	Beda	Philipp		4 40	8 12	4 30	7 32	146/220
27 Mittw.	Ludolf	Beda Archl.		4 38	8 13	5 18	8 39	147/219
28 Donnst.	Wilhelm	Germanus		4 38	8 14	6 13	9 41	148/218
29 Freitag	Theodosia	Theodosia		4 37	8 15	7 16	10 35	149/217
30 Samst.	Ferdinand	Ferdinand		4 37	8 16	8 25	11 29	150/216
22	Protest. <i>I</i> : Die Ausgiehung ic. Ap. Gesch. 2, 1—13. <i>B</i> : Das reine Herz. Pf. 51, 12—21. Kathol.: Wer mich liebt, wird ic. Joh. 14, 23—31.					Tageslänge: 15 St. 41 Min.		
31 Sonnt.	Pfingsttag.	Pfingstsonnt.		4 36	8 17	9 37	Ncht.	151/215

Mondphasen.
 Erstes Viertel am 4. um 8 Uhr 26 Min. Vorm. Vollmond am 11. um 2 Uhr 18 Minuten Nachm. Letztes Viertel am 19. um 4 Uhr 18 Min. Nachmittags. Neumond am 26. um 11 Uhr 50 Min. Nachmittags.

☾ Mond geht am 1. abwärts.
 ☽ Mond geht am 14. aufwärts.
 ☾ Mond geht am 28. abwärts.
 Der Mond ist am 1. um 6 Uhr Vorm. und am 28. um 10 Uhr Nachm. in Erdnähe, am 16. um 12 Uhr Nachts in Erdferne und am 7. und 21. im Aequator.

Planetenlauf.
Merkur erreicht am 10. seine größte östliche Elongation zur Sonne, geht um diese Zeit 1 1/2 Stunde nach derselben unter und wird am 23. rückläufig im Stier. **Venus** geht erst 3 Stunden nach der Sonne unter und ist rückläufig in den Zwillingen. **Mars** geht bereits um 2 1/2 Uhr Früh unter und wird am 11. wieder rückläufig in der Jungfrau. **Jupiter** geht schon nach 2 Uhr Morgens auf und ist rückläufig im Wassermann. **Saturn** wird am 21. rückläufig im Steinbock und geht um 1 Uhr Früh auf.

Wetterber. nach dem 1001. Kalender
 Mai hat vom Anfang bis zum 22. schönes und warmes Wetter, von da ab bis zum Schluß trübe und kühl.

Bauernregeln.
 Abendthau und kühl im Mai, bringt Wein und vieles Heu. — Schöne Eichenblüt im Mai, bringt ein gutes Jahr herbei. — Servaz, Pankraz, Bonifaz, Seht die 3 Gispatronen an: Sollten dem Winger nicht im Kalender stan. — Trockener Mai, dürres Jahr. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Fuchhei! Auf trockenem Mai, kommt nasser Juni herbei. — Wenn am 1. Mai Reif fällt, so geräth die Frucht wohl. — Pankraz (12.) und Urban (25.) ohne Regen, folgt großer Weisenegen. — Vor Servaz (13.) kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Mai-käferjahr ein gutes Jahr. — Eide Kettig im wässrigten Zeichen des wachsenden Monds. — Regen am Himmelfahrtstag, zeigt schlechte Heuernte an. — Masse Pfingsten, grüne Weihnachten. — Grünt die Eiche vor der Esche, dann hält der Sommer Wäsche; die Esche vor der Eiche, dann hält d. Sommer Weiche.

3. Schußf. d. hl. Joh. d. T. Auffindung 10. Antonia, Viktoria Gord. 17. Paschalis, Eubertus. 21. Rosamundin, Rudenz. 24. Johanna, Eifer. 31. Angela, Petr.

Juni oder Brachmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Pfingstm.	Pfingstmig.		4 ³⁶ 8 ¹⁸	10 ⁵¹ 12 ⁰	152/214		
2 Dienst.	Paula	Klotilde R.		4 ³⁵ 8 ¹⁹	12 ³ 12 ³³	153/213		
3 Mittw.	Grasm., P.	† H. Quat.		4 ³⁴ 8 ¹⁹	1 ¹³ 1 ⁴	154/212		
4 Donnst.	Karpasius	Franc. Car.		4 ³³ 8 ²⁰	2 ²³ 1 ³⁴	155/211		
5 Freitag	Valerie	† Bonifaz B.		4 ³³ 8 ²¹	3 ³⁰ 2 ²	156/210		
6 Samst.	Benignus	† Norbert		4 ³² 8 ²²	4 ³⁸ 2 ³¹	157/209		
23. <small>Protest. {I: Die Unerforschlichkeit zc. Röm. 11, 33—36. {II: Du bist ein verborgener zc. Jes. 45, 15—19. Kathol.: Mir ist alle Gewalt gegeben. Matth. 28, 18—20.</small>								
7 Sonnt.	Trinitatis	1. n. Pfingst.		4 ³² 8 ²³	5 ³⁹ 3 ²	158/208		
8 Mont.	Medardus	Medardus		4 ³¹ 8 ²⁴	6 ³⁹ 3 ³⁸	159/207		
9 Dienst.	Primus	Primus		4 ³¹ 8 ²⁴	7 ³⁶ 4 ¹⁷	160/206		
10 Mittw.	Friedrich	Marg.		4 ³¹ 8 ²⁵	8 ²⁷ 5 ⁰	161/205		
11 Donnst.	Jduna	Kronleihn.		4 ³¹ 8 ²⁵	9 ¹² 5 ⁴⁸	162/204		
12 Freitag	Barnabas	Johannes		4 ³¹ 8 ²⁶	9 ⁵³ 6 ³⁹	163/203		
13 Samst.	Tobias	Anton		4 ³⁰ 8 ²⁷	10 ²⁸ 7 ³⁴	164/202		
24. <small>Protest. {I: Gott ist die Liebe. 1. Joh. 4, 16—21. {II: Die Liebe zu Gott. 5. Mos. 6, 1—9. Kathol.: Vom großen Abendmahle. Luk. 14, 16—24.</small>								
14 Sonnt.	1. n. Trin.	2. n. Pfingst.		4 ³⁰ 8 ²⁷	11 ⁰ 8 ³²	165/201		
15 Mont.	Vitus	Vitus, Cresc.		4 ³⁰ 8 ²⁸	11 ²⁹ 9 ³⁰	166/200		
16 Dienst.	Justina	Benno B.		4 ³⁰ 8 ²⁸	11 ⁵⁵ 10 ³¹	167/199		
17 Mittw.	Volkmar	Adolf		4 ³⁰ 8 ²⁹	Nacht 11 ³³	168/198		
18 Donnst.	Arnulph	Markus		4 ³⁰ 8 ²⁹	12 ²¹ 12 ³⁶	169/197		
19 Freitag	Gerhard	Herz Jesufest		4 ³⁰ 8 ³⁰	12 ⁴⁷ 1 ⁴¹	170/196		
20 Samst.	Silver.	Silverius		4 ³⁰ 8 ³⁰	1 ¹⁶ 2 ⁴⁸	171/195		
25. <small>Protest. {I: Haß und Liebe. 1. Joh. 3, 11—18. {II: Der Wandel des Frommen. Psalm 26. Kathol.: Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1—10.</small>								
21 Sonnt.	2. n. Trin.	3. n. Pfingst.		4 ³⁰ 8 ³⁰	1 ⁴⁷ 3 ⁵⁸	172/194		
22 Mont.	Sommer-A.	Paulina		4 ³⁰ 8 ³¹	2 ²² 5 ⁹	173/193		
23 Dienst.	Basilius	Alban		4 ³⁰ 8 ³¹	3 ³ 6 ¹⁸	174/192		
24 Mittw.	Joh. d. T.	Joh. d. T.		4 ³⁰ 8 ³¹	3 ⁵⁶ 7 ²³	175/191		
25 Donnst.	Augsb. R.	Wilh., Abt		4 ³¹ 8 ³¹	4 ⁵⁶ 8 ²³	176/190		
26 Freitag	Jeremias	Joh. u. Paul		4 ³¹ 8 ³¹	6 ³ 9 ¹⁴	177/189		
27 Samst.	7 Schläf.	Ladislaus		4 ³² 8 ³¹	7 ¹⁷ 9 ⁵⁷	178/188		
26. <small>Protest. {I: Seid unterthan. 1. Petr. 5, 5—11. {II: Die rettende Liebe. Matth. 18, 10—14. Kathol.: Vom Fischzuge Petri. Luk. 5, 1—11.</small>								
28 Sonnt.	3. n. Trin	4. n. Pfingst.		4 ³² 8 ³¹	8 ³² 10 ³⁵	179/187		
29 Mont.	Pet. u. Paul	Peter u. Paul		4 ³² 8 ³¹	9 ⁴⁷ 11 ⁸	180/186		
30 Dienst.	Pauli Ged.	Pauli Ged.		4 ³³ 8 ³⁰	11 ¹ 11 ³⁸	181/185		

Mondphasen.

Erstes Viertel am 2. um 2 Uhr 24 Min. Nachm. Vollmond am 10. um 4 Uhr 8 Min. Vorm. Letztes Viertel am 18. um 7 Uhr 44 Min. Vorm. Neumond am 25. um 7 Uhr 11 Min. Vorm.

☾ Mond geht am 10. aufwärts.
☽ Mond geht am 24. abwärts.

Der Mond ist am 13. um 2 Uhr Nachmittags in Erdferne, am 26. um 3 Uhr Vorm. in Erdnähe und am 3. und 18. im Aequator.

Planetenauf.

Merkur kommt am 3. in untere Konjunktion zur Sonne, erreicht am 28. seine größte westliche Elongation zu derselben, geht um diese Zeit 2 Stunden vor derselben auf und wird am 16. wieder rechtläufig im Stier. **Venus** geht 3 Stunden nach der Sonne unter und kommt vom Krebs zum Löwen. **Mars** geht schon nach Mitternacht unter und ist rechtläufig in der Jungfrau. **Jupiter** kommt am 14. in Quadratur zur Sonne und geht nach Mitternacht auf. **Saturn** geht schon um 11 Uhr Nachts auf und ist rückläufig im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Juni ist im Anfang rauh, dann vom 8. bis 21. schön warm, am 21. windig und regnerisch, am 24. Reif, dann warmes Wetter bis ans Ende.

Bauernregeln.

Juni feucht u. warm, macht den Bauern nicht arm. — Donnerl's im Juni, so geräth das Korn. — Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. — O heiliger Veit (15.) o regne nicht, daß es uns nicht an Gerst' gebricht. — Vor Johannis-tag keine Gerst man loben mag. — Verblüht d. Weinstock i. Vollmondlicht, er vollen seiften Traub' verspricht. — Wie's wittert auf Medardustag (8), so bleibt's 6 Wochen lang darnach.

1. Inventius, Nicodemus. 3. Klotildis. 7. Robert, Sucretia. 11. Barnabas. 14. Basilius, Antonia. 21. Moysius, Albanus. 28. Leo II., Josua.

Juli oder Heumonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres	
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.		
1 Wium.	Theobald	Theodorich		4 ³⁴	8 ³⁰	12 ¹³	Nächt.	182/184	
2 Donnst.	M. Heimj.	Mar. Heimj.		4 ³⁵	8 ³⁰	1 ²²	12 7	183/183	
3 Freitag	Betram	Eulogius		4 ³⁵	8 ³⁰	2 ²⁸	12 ³⁶	184/182	
4 Samst.	Ulrich	Ulrich B.		4 ³⁵	8 ³⁰	3 ³²	1 7	185/181	
27. Protest. { I: Die selige Freiheit. Röm. 8, 18—23. { II: Die Erlösung. Jes. 65, 17—25. Kathol.: Wenn ihr nicht gerechter seid. Matth. 5, 20—26.					Tageslänge:				
						15 St. 54 Min.			
5 Sonnt.	4. n. Trin.	5. n. Pfingst.		4 ³⁶	8 ²⁹	4 ³⁵	1 ⁰	186/180	
6 Mont.	Gfaias	Gfaias		4 ³⁷	8 ²⁹	5 ³³	2 ¹⁷	187/179	
7 Dienst.	Willibald	Willibald		4 ³⁸	8 ²⁸	6 ²³	2 ⁵⁹	188/178	
8 Mittw.	Elfa	Kil. B. v. W.		4 ³⁹	8 ²⁸	7 ¹¹	3 ⁴⁴	189/177	
9 Donnst.	Primus	Elisab., R.		4 ⁴⁰	8 ²⁷	7 ⁵³	4 ³⁴	190/176	
10 Freitag	7 Brüder	Amalie, 7 Br.		4 ⁴¹	8 ²⁶	8 ³⁰	5 ²⁸	191/175	
11 Samst.	Gleonore	Pius P.		4 ⁴¹	8 ²⁶	9 3	6 ²⁵	192/174	
28. Protest. { I: Der Weg zum Leben. 1. Petr. 3, 8—15. { II: Das ewige Leben. Joh. 10, 22—30. Kathol.: Jesus speiset 4000 Mann. Mark. 8, 1—9.					Tageslänge:				
						15 St. 44 Min.			
12 Sonnt.	5. n. Trin.	6. n. Pfingst.		4 ⁴²	8 ²⁶	9 ³³	7 ²³	193/173	
13 Mont.	Margar.	Eugen		4 ⁴³	8 ²⁵	10 0	8 ²³	194/172	
14 Dienst.	Bonavent.	Bonaventura		4 ⁴⁴	8 ²⁴	10 ²⁶	9 ²⁴	195/171	
15 Mittw.	Heinr.	Gerichtsf.-Anf.		4 ⁴⁵	8 ²³	10 ⁵²	10 ²⁶	196/170	
16 Donnst.	Ruth, Anna	Mar. v. B. R.		4 ⁴⁶	8 ²³	11 ¹⁸	11 ²⁸	197/169	
17 Freitag	Faustus	Alexius		4 ⁴⁷	8 ²²	11 ⁴⁷	12 ³³	198/168	
18 Samst.	Rosina	Camillus		4 ⁴⁸	8 ²¹	Nächt	1 40	199/167	
29. Protest. { I: Sterben und Leben. Röm. 6, 1—11. { II: Die Taufe mit dem x. Mark. 1, 1—8. Kathol.: V. d. falschen Propheten. Matth. 7, 15—23.					Tageslänge:				
						15 St. 31 Min.			
19 Sonnt.	6. n. Trin.	7. n. Pfingst.		4 ⁴⁹	8 ²⁰	12 ²⁰	2 ⁴⁸	200/166	
20 Mont.	Elias	Margaretha		4 ⁵⁰	8 ¹⁹	12 ⁵⁸	3 ⁵⁷	201/165	
21 Dienst.	Praxedis	Arbogast		4 ⁵¹	8 ¹⁸	1 42	5 3	202/164	
22 Mittw.	Mar. M.	Mar. M.		4 ⁵³	8 ¹⁷	2 ³⁶	6 4	203/163	
23 Donnst.	Apoll.	Hundstage-Anf.		4 ⁵⁴	8 ¹⁶	3 ³⁹	7 0	204/162	
24 Freitag	Bernh.	Bernhard		4 ⁵⁵	8 ¹⁵	4 ⁵⁰	7 ⁴⁸	205/161	
25 Samst.	Rakob	Rakob Ap.		4 ⁵⁶	8 ¹³	6 6	8 ³⁰	206/160	
30. Protest. { I: Die Knechtsch. d. Sünde. Röm. 6, 15—23. { II: Die allgem. Sündhaftigkeit. Ps. 14. Kathol.: Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16, 1—9.					Tageslänge:				
						15 St. 15 Min.			
26 Sonnt.	7. n. Trin.	8. n. Pfingst.		4 ⁵⁷	8 ¹²	7 ²⁸	9 6	207/159	
27 Mont.	Martha	Pantaleon		4 ⁵⁸	8 ¹¹	8 ⁴¹	9 ³⁸	208/158	
28 Dienst.	Pantal.	Nazarius		4 ⁵⁹	8 ¹⁰	9 ⁵⁶	10 9	209/157	
29 Mittw.	Beatrix	Martha J.		5 1	8 8	11 8	10 ⁴⁰	210/156	
30 Donnst.	Adon u. S.	Wiltrudis		5 2	8 7	12 ¹⁶	11 ¹¹	211/155	
31 Freitag	Thrasylbul	Ignatius		5 4	8 5	1 ²³	11 ⁴²	212/154	

Mondphasen.

Erstes Viertel am 1. um 10 Uhr 2 Min. Nachm. Vollmond am 9. um 6 Uhr 43 Min. Nachm. Letztes Viertel am 17. um 8 Uhr 24 Min. Nachm. Neumond am 24. um 1 Uhr 46 Min. Nachmittags. Erstes Viertel am 31. um 8 Uhr 45 Min. Vormittags.

☾ Mond geht am 8. aufwärts.
 ☽ Mond geht am 22. abwärts.

Der Mond ist am 10. um 9 Uhr Nachmittags in Erdferne, am 24. um 1 Uhr Nachm. in Erdnähe und am 1., 15. und 28. im Aequator.

Planetenauf.

Merkur ist noch Morgenstern, kommt am 26. in obere Konjunktion zur Sonne und wird unsichtbar im Krebs. **Venus** erreicht am 10. ihre größte östliche Elongation (45°) zur Sonne, geht 2¹/₂ Stunden nach derselben unter und ist rückläufig im Widder. **Mars** kommt am 6. in Quadratur zur Sonne, geht um 11 Uhr Nachts unter und ist rückläufig in der Jungfrau. **Jupiter** geht nach 10 Uhr Abends auf und wird am 14. rückläufig im Wassermann. **Saturn** kommt am 30. in Opposition zur Sonne, deshalb die ganze Nacht im Steinbock gut zu sehen.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender
 Juli ist anfänglich kühl, vom 9. bis 12. heiß mit frischen Nächten, vom 13. bis ans Ende große Dürre.

Bauernregeln.

Baut Ameis' große Haufen auf, folgt lang und strenger Winter drauf. — Dampf Strohbach nach Gewitterregen, kommt Wetter dann auf andern Wegen. — Was der Juli nicht kocht, kann der September nicht braten. — Wie der Juli, so der nächste Januar. — Wenn Maria im Regen übers Gebirge geht (Maria Heimsuchung), so kehrt sie im Regen wieder (es regnet 40 Tage). — Am Margarethentage (20.) ist Regen eine Plage. — Vinzenzen (19.) Sonnenschein, füllt die Fässer mit Wein. — Warme helle Jakobi, kalte Weihnachten. — Hundstage hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr. — Auf 3 Tage Sonnenschein 1 Tag Regen, gereicht Berg u. Thal zum Segen.

5. Domitius; Charlotte. 12. Joh. Qualb.; Heinr. 19. Vincenz v. P.; Rufina. 26. Anna.

August oder Erntemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.	
				Aufg.	Utq.	Aufg.	Utq.		
1 Samst.	Salome	Petri Ketf.		5	58	4	2 ²⁶	Nächt	213/153
31.	Protest. <i>L: Der kindliche Geist. Röm. 8, 12-17. B: Bleibet in meiner Liebe. Joh. 15, 9-16.</i> Kathol.: Jesus weint üb. Jerusalem. Luk. 19, 41-48.							Tageslänge: 14 St. 57 Min.	
2 Sonnt.	8. n. Trin.	9. n. Pfingst.		5	6	8	3 ²⁵	12 ¹⁹	214/152
3 Mont.	Dominikus	Stephan Auf.		5	8	1	4 ²³	12 ⁵⁹	215/151
4 Dienst.	Perpetua	Domin. D.		5	9	0	5	8	143
5 Mittw.	Oswald	Oswald		5	10	7	5 ⁵²	2 ³¹	217/149
6 Donnst.	Kyrlus	Berkl. Chr.		5	11	7	6 ³¹	3 ²³	218/148
7 Freitag	Donatus	Mfra J. M.		5	12	7	6	4	19
8 Samst.	Cyriakus	Cyriak. M.		5	14	7	5 ¹⁴	7	37
								5 ¹⁸	220/146
32.	Protest. <i>L: Wer stehet, sehe zu u. 1. Kor. 10, 12, 13. B: Wachtet und betet. Matth. 26, 36-41.</i> Kathol.: Vom Pharisäer u. Zöllner. Luk. 18, 9-14.							Tageslänge: 14 St. 37 Min.	
9 Sonnt.	9. n. Trin.	10. n. Pfingst.		5	15	7	5 ¹⁵	8	5
10 Mont.	Lorenz	Laurentius		5	17	7	5 ¹⁷	8	32
11 Dienst.	Herm.	Bianka S.		5	18	7	5 ¹⁸	8	53
12 Mittw.	Klara	Klara		5	19	7	5 ¹⁹	9	20
13 Donnst.	Kassian	Hippol., Kas.		5	21	7	5 ²¹	10	24
14 Freitag	Samuel	Eusebius		5	23	7	5 ²³	10	21
15 Samst.	Mar. Hmg.	Mar. Hmli.		5	24	7	5 ²⁴	10	56
								12 ³⁵	227/139
33.	Protest. <i>L: Der Friede mit Gott. Röm. 5, 1-5. B: Im Herrn ist r. Jes. 45, 20-25.</i> Kathol.: Jesus heilt einen Taubst. Mark. 7, 31-47.							Tageslänge: 14 St. 15 Min.	
16 Sonnt.	10. n. Trin.	11. n. Pfingst.		5	25	7	5 ²⁵	11	37
17 Mont.	Augusta	Liberatus		5	27	7	5 ²⁷	11	37
18 Dienst.	Kochus	Helena Kf.		5	28	7	5 ²⁸	12	25
19 Mittw.	Sebald	Joachim		5	29	7	5 ²⁹	1	22
20 Donnst.	Bernhard	Bernhard		5	31	7	5 ³¹	2	26
21 Freitag	Hartwig	Johanna		5	32	7	5 ³²	3	39
22 Samst.	Timotheus	Timotheus		5	33	7	5 ³³	4	56
								6 ⁵⁹	234/132
34.	Protest. <i>L: Das unverwelkliche Erbe. 1. Petr. 1, 3-9. B: Das ewige Leben. Joh. 5, 17-24.</i> Kathol.: Vom barmh. Samariter. Luk. 10, 23-37.							Tageslänge: 13 St. 52 Min.	
23 Sonnt.	11. n. Trin.	12. n. Pfingst.		5	35	7	5 ³⁵	6	13
24 Mont.	Barthol.	Hundst.-Ende		5	36	7	5 ³⁶	7	80
25 Dienst.	Ludwig	Ludwig		5	37	7	5 ³⁷	8	45
26 Mittw.	Samuel	Zepherinus		5	39	7	5 ³⁹	9	58
27 Donnst.	Gebhard	Gebhard		5	40	7	5 ⁴⁰	11	7
28 Freitag	Augustin	Augustin		5	42	7	5 ⁴²	12	13
29 Samst.	Joh. G.	Sabina J.		5	43	7	5 ⁴³	1	15
								10 ⁵⁷	241/125
35.	Protest. <i>L: Die rettende Liebe. Philemon 1-21. B: Die Fußwaschung. Joh. 13, 1-17.</i> Kathol.: Jesus heilt 10 Aussäbige. Luk. 17, 11-19.							Tageslänge: 13 St. 30 Min.	
30 Sonnt.	12. n. Trin.	13. n. Pfingst.		5	44	7	5 ⁴⁴	2	14
31 Mont.	Paulin.	Raimund		5	45	7	5 ⁴⁵	3	3
								Nächt	243/123

Mondphasen.
Vollmond am 8. um 9 Uhr 53 Min. Vormittags. Letztes Viertel am 16. um 6 Uhr 24 Min. Vormittags. Neumond am 22. um 8 Uhr 51 Min. Nachmittags. Erstes Viertel am 29. um 9 Uhr 34 Minuten Nachmittags.

- ☾ Mond geht am 4. aufwärts.
- ☾ Mond geht am 18. abwärts.
- ☾ Mond geht am 31. aufwärts

Der Mond ist am 6. um 12 Uhr Nachts in Erdferne, am 21. um 10 Uhr Nachmittags in Erdnähe und am 12. und 24. im Äquator.

Planetenlauf.
Merkur bewegt sich im Löwen rückläufig u. geht schon 1/2 Stunde nach der Sonne unter. **Venus** erreicht am 13. ihren größten Glanz als Abendstern, geht 1 Stunde nach der Sonne unter und wird am 25. rückläufig in der Jungfrau. **Mars** kommt von der Jungfrau zur Waage und geht nach 9 Uhr Abends unter. **Jupiter** geht schon nach 8 Uhr Abends auf und ist rückläufig im Wassermann. **Saturn** ist rückläufig im Steinbock und geht nach 3 Uhr Früh unter.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender
August ist Anfangs warm, dann unfreundlich bis 11. und von da an schön bis zu Ende.

Bauernregeln.
Starke Thau im August ver-
künnen gutes Wetter. — Nach
Laurenzi (10.) ist's nicht gut,
wenn's Rebholz jetzt noch treiben
thut. — Nordwind im Augusten
mond bringt gut Wetter in das
Land. — Sind Laurenzi (10.) u
Bartholomäi (24.) schön, ist guter
Herbst vorherzuseh'n. — Ist's
in der ersten Augustwoche heiß
so bleibt der Winter lange weiß
— Hitze am St Dominikus (4.)
ein strenger Winter kommer
muß. Wie das Wetter ar
Kassian (13.), so hält es mehrere
Tage an.

2. Alphons v. Sig.; Gustav. 9.
Romanus; Eritas, Rom. 16. Joa-
chim, Kochus; Kochus. 23. Philipp
Benit.; Zachäus. 30. Schupengelf.,
Kosa v. L.; Rebekka.

September oder Herbstmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Dienst.	Adrian	Egid., Verena	☾	5 ⁴⁷ 7 ¹⁰	3 ⁵⁰ 12 ²⁷	244/122		
2 Mittw.	Lea u. R.	Stephanus	☾	5 ⁴⁸ 7 ⁸	4 ³⁰ 1 ¹	245/121		
3 Donnst.	Manjuet.	Seraphia	☾	5 ⁴⁹ 7 ⁶	5 ⁶ 2 ¹	246/120		
4 Freitag	Esther	Rosalia J.	☾	5 ⁵¹ 7 ⁴	5 ³⁹ 3 ¹	247/119		
5 Samst.	Justinian	Justinian	☾	5 ⁵² 7 ²	6 ⁸ 4 ⁸	248/118		

36. Protest. **I:** Der Eid macht ein Ende *rc.* Hebr. 6, 16. **II:** Wehe euch *rc.* Matth. 23, 16-23. **Tageslänge:** 13 St. 7 Min.
 Kathol.: Niemand kann zwei *rc.* Matth. 6, 24-34.

6 Sonnt.	13. n. Trin.	14. n. Pfingst.	☾	5 ⁵³ 7 ⁰	6 ³⁶ 5 ⁹	249/117
7 Mont.	Regina	Regina	☾	5 ⁵⁵ 6 ⁵⁸	7 ² 6 ¹¹	250/116
8 Dienst.	Adrian	Mar. Geburt	☾	5 ⁵⁶ 6 ⁵⁶	7 ²⁸ 7 ¹³	251/115
9 Mittw.	Geburtsfest d. Großberz.		☾	5 ⁵⁸ 6 ⁵⁴	7 ⁵⁶ 8 ¹⁶	252/114
10 Donnst.	Jodokus	Nikol. v. Tol.	☾	5 ⁵⁹ 6 ⁵²	8 ²⁶ 9 ²¹	253/113
11 Freitag	Prot. u. S.	Felix u. Reg.	☾	6 ⁰ 6 ⁵⁰	8 ⁵⁸ 10 ²⁷	254/112
12 Samst.	Guido	Guido	☾	6 ² 6 ⁴⁸	9 ²⁶ 11 ³²	255/111

37. Protest. **I:** Die Früchte d. Fleisches *rc.* Gal. 5, 16-24. **II:** Die Besserung. Luf. 13, 1-5. **Tageslänge:** 12 St. 43 Min.
 Kathol.: Vom Jünglinge zu Naim. Luf. 7, 11-17.

13 Sonnt.	14. n. Trin.	15. n. Pfingst.	☾	6 ³ 6 ⁴⁶	10 ³⁰ 12 ³⁷	256/110
14 Mont.	† Erhö.	Gl. † Erh.	☾	6 ⁴ 6 ⁴⁴	11 ¹² 1 ³³	257/109
15 Dienst.	Eutropia	Berichtsf.-G.	☾	6 ⁶ 6 ⁴⁵	Nacht. 2 ³⁶	258/108
16 Mittw.	Cyprian	† III. Quat.	☾	6 ⁷ 6 ⁴⁴	12 ¹² 3 ²⁷	259/107
17 Donnst.	Hildeg.	Lampert	☾	6 ⁸ 6 ³⁸	1 ¹⁹ 4 ¹³	260/106
18 Freitag	Richard	† Cornelius	☾	6 ¹⁰ 6 ³⁵	2 ³¹ 4 ⁵³	261/105
19 Samst.	Markolf	† Januarius	☾	6 ¹¹ 6 ³³	3 ⁴⁷ 5 ⁵⁹	262/104

38. Protest. **I:** Selbstprüf. u. Liebe. Gal. 5, 25-6, 10. **II:** Jesus der Heiland. Matth. 4, 23-25. **Tageslänge:** 12 St. 20 Min.
 Kathol.: Jesus heilt einen Wasserfücht. Luf. 14, 1-11.

20 Sonnt.	15. n. Trin.	16. n. Pfingst.	☾	6 ¹² 6 ³¹	5 ³ 6 ³	263/103
21 Mont.	Matthäus	Matthäus	☾	6 ¹⁴ 6 ²⁹	6 ¹⁹ 6 ³⁵	264/102
22 Dienst.	Landolin	Landolin	☾	6 ¹⁶ 6 ²⁷	7 ³³ 7 ⁶	265/101
23 Mittw.	Thella	Thella	☾	6 ¹⁷ 6 ²⁵	8 ⁴⁶ 7 ³⁹	266/100
24 Donnst.	Herbst-Anf.	Gerhard	☾	6 ¹⁸ 6 ²³	9 ⁵⁶ 8 ¹⁴	267/99
25 Freitag	Kleophas	5 Wund. v. Nf.	☾	6 ²⁰ 6 ²¹	11 ¹ 8 ⁵³	268/98
26 Samst.	Cyprian	Cyprian	☾	6 ²² 6 ¹⁹	12 ¹ 9 ³⁵	269/97

39. Protest. **I:** Golt der rechte Vater. Eph. 3, 13-21. **II:** Hast du mich lieb? Joh. 21, 15-19. **Tageslänge:** 11 St. 54 Min.
 Kathol.: Vom größten Gebote. Matth. 22, 34-46.

27 Sonnt.	16. n. Trin.	17. n. Pfingst.	☾	6 ²³ 6 ¹⁷	12 ⁵⁶ 10 ²⁰	270/96
28 Mont.	Wenzesl.	Wenz.	☾	6 ²⁴ 6 ¹⁵	1 ⁴⁵ 11 ¹⁰	271/95
29 Dienst.	Michael	Michael, Erz.	☾	6 ²⁶ 6 ¹¹	2 ²⁷ Nacht	272/94
30 Mittw.	Hieronym.	Otto B.	☾	6 ²⁷ 6 ¹¹	3 ⁵ 12 ⁴	273/93

Mondphasen.

Bollmond am 7. um 1 Uhr 20 Min. Vorm. Sechstes Viertel am 14. um 2 Uhr 14 Min. Nachm. Neumond am 21. um 5 Uhr 31 Min. Vorm. Erstes Viertel am 28. um 2 Uhr 9 Min. Nachm.

- ☾ Mond geht am 15. abwärts.
- ☽ Mond geht am 28. aufwärts.

Der Mond ist am 3. um 8 Uhr Vorm. und am 30. um 11 Uhr Nachm. in Erdferne, am 19. um 3 Uhr Vorm. in Erdnähe und am 8. und 21. im Aequator.

Planetenauf.

Merkur erreicht am 7. seine größte östl. Elongation zur Sonne und wird am 20. rückläufig in der Jungfrau. **Venus** kommt am 17. in untere Konjunktion zur Sonne, ist unsichtbar und kommt von der Jungfrau zum Löwen. **Mars** geht schon nach 8 Uhr Abends unter und kommt von der Waage zum Skorpion. Am 25. in Konjunktion mit dem Mond. **Jupiter** kommt am 12. in Opposition zur Sonne, deshalb im Wassermann während der ganzen Nacht gut zu beobachten. **Saturn** ist immer noch rückläufig im Steinbock und geht nach 12^{1/2} Uhr Nachts unter.

Wetterber. nach dem 100. Kalender.
 September beginnt mit unfreundlichem Wetter bis 10., dann schön bis 14., darauf folgen 3 regnerische und 3 schöne Tage, vom 21. bis 25. regnerisch und dann schön bis ans Ende.

Bauernregeln.

Wenn im September Donner und Bliz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen. — Wie der Hirsch an Egid (1.) in die Brunst wohl geht, so das Wetter nach vier Wochen noch steht. — So viel Tage vor Michaeli (29.) Reif, so viel Tage nach Georgi Eis. — St. Michel-Wein ist Herren-Wein. St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Nach Septemberegitter wird man im Hornung vor Schnee und Kälte zittern. — An September-Regen ist dem Bauer viel gelegen. — Auf warmen Herbst folgt meist langer Winter. — Ist Egid (1.) ein schöner Tag, ist dir schönen Herbst ansag'. — Wie sich's Wetter an Maria Geburt (8.) thut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen noch gestalten. — So viel Reif und Schnee vor Michaelis, so viel nach Walburgis.

6. Magnus. 9. Martinus B. 13. Mar Ramensf; Gottf. 16. Cornelius. 20. Gustavus; Fausta. 27. Kohn. u. Dam.

Oktober oder Weinmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.	
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.		
1 Donnst.	Remigius	Remigius		6 ²⁸	6 ⁹	3 ³³	12 ⁵⁹	274/92	
2 Freitag	Leodegar	Amand		6 ³⁰	6 ⁷	4 ⁹	1 ⁵⁸	275/91	
3 Samst.	Erwald	Uto Abt		6 ³¹	6 ⁵	4 ³⁷	2 ⁵⁸	276/90	
40. Sonnt. 17. n. Tr. 18. Rosenf.					6 ³²	6 ³	5 ⁵	4 ⁰	277/89
5 Mont.	Placidus	Placidus		6 ³⁴	6 ¹	5 ³¹	5 ²	278/88	
6 Dienst.	Fides	Bruno D.		6 ³⁵	5 ⁵⁹	5 ⁵⁹	6 ⁶	279/87	
7 Mittw.	Amalia	Amalia		6 ³⁶	5 ⁵⁷	6 ³⁷	7 ¹¹	280/86	
8 Donnst.	Pelagius	Brigitta		6 ³⁸	5 ⁵⁵	7 ⁰	8 ¹⁸	281/85	
9 Freitag	Dionys	Dionys B.		6 ³⁹	5 ⁵³	7 ³⁷	9 ²⁵	282/84	
10 Samst.	Iustus	Franz B.		6 ⁴¹	5 ⁵¹	8 ²⁰	10 ³³	283/83	
41. Sonnt. 18. n. Tr. 19. n. Pfingst.					6 ⁴²	5 ⁴⁹	9 ⁹	11 ³³	284/82
12 Mont.	Maximilian	Maximil.		6 ⁴³	5 ⁴⁷	10 ⁵	12 ³²	285/81	
13 Dienst.	Koloman	Eduard K.		6 ⁴⁵	5 ⁴⁵	11 ⁹	1 ²⁴	286/80	
14 Mittw.	Kalligtus	Burkhard		6 ⁴⁷	5 ⁴³	Nächt.	2 ¹¹	287/79	
15 Donnst.	Theresia	Theresia		6 ⁴⁸	5 ⁴¹	12 ¹⁷	2 ⁵²	288/78	
16 Freitag	Gallus	Gallus Abt		6 ⁴⁹	5 ³⁹	1 ²⁹	3 ²⁷	289/77	
17 Samst.	Eduard	Hedwig K.		6 ⁵¹	5 ³⁷	2 ⁴³	4 ¹	290/76	
42. Sonnt. 19. n. Tr. 20. Allg. Kw.					6 ⁵³	5 ³⁵	3 ⁵⁷	4 ³²	291/75
19 Mont.	Ferdinand	Petr. v. Alf.		6 ⁵⁴	5 ³⁴	5 ¹¹	5 ³	292/74	
20 Dienst.	Arthur	Wendelin		6 ⁵⁶	5 ³²	6 ²³	5 ³⁵	293/73	
21 Mittw.	Ursula	Ursula		6 ⁵⁷	5 ³⁰	7 ³⁵	6 ⁹	294/72	
22 Donnst.	Kordula	Kordula		6 ⁵⁹	5 ²⁸	8 ⁴²	6 ⁴⁶	295/71	
23 Freitag	Severin	Severin B.		7 ⁰	5 ²⁶	9 ⁴⁶	7 ²⁷	296/70	
24 Samst.	Raphael	Raphael Erz.		7 ²	5 ²⁴	10 ⁴⁴	8 ¹¹	297/69	
43. Sonnt. 20. n. Tr. 21. n. Pf.					7 ⁴	5 ²²	11 ³⁷	9 ¹	298/68
26 Mont.	Amandus	Gvaristus		7 ⁵	5 ²¹	12 ²³	9 ⁵⁴	299/67	
27 Dienst.	Fruement	Sabina, Jvo.		7 ⁶	5 ¹⁹	1 ³	10 ⁴⁹	300/66	
28 Mittw.	Sim. u. J.	Sim. u. J.		7 ⁸	5 ¹⁷	1 ⁴⁹	11 ⁴⁶	301/65	
29 Donnst.	Ermelin.	Narziskus		7 ⁹	5 ¹⁶	2 ⁹	Nächt.	302/64	
30 Freitag	Hartmann	Fest d. Kel.		7 ¹¹	5 ¹⁴	2 ³⁸	12 ⁴⁶	303/63	
31 Samst.	Wolfgang	Wolfgang		7 ¹³	5 ¹²	3 ⁵	1 ⁴⁶	304/62	

Mondphasen.
 Vollmond am 6. um 4 Uhr
 24 Min. Nachm. Letztes Viertel
 am 13. um 8 Uhr 56 Min. Nachm.
 Neumond am 20. um 4 Uhr
 30 Min. Nachm. Erstes Viertel
 am 28. um 9 Uhr 33 Min. Vorm.

☾ Mond geht am 12. abwärts.
 ☽ Mond geht am 25. aufwärts.

Der Mond ist am 16. um 5 Uhr
 Nachmittags in Erdnähe, am 28.
 um 7 Uhr Nachm. in Erdferne
 und am 5. und 18. im Aequator.

Planetenlauf.
Merkur kommt am 3. in untere
 Konjunktion, erreicht am 19. seine
 größte westliche Elongation zur
 Sonne, geht um diese Zeit 2 Stun-
 den vor der Sonne auf und wird
 am 11. wieder rückläufig in der
 Jungfrau. **Venus** erreicht am
 24. ihren größten Glanz als Mor-
 genstern, geht 3¹/₂ Stunden vor
 der Sonne auf und wird am 9.
 wieder rückläufig im Löwen. **Mars**
 kommt vom Skorpion zum Schützen
 und geht nach 7 Uhr Abends unter.
Jupiter ist noch rückläufig im
 Wassermann und geht vor 3 Uhr
 Morgens unter. **Saturn** wird
 am 8. wieder rückläufig im Stein-
 bock, geht vor 11 Uhr Nachts unter
 und kommt am 27. in Quadratur
 zur Sonne.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.
 Oktober beginnt mit schönem
 Wetter bis 8., von da an trübe,
 den 14. und 15. schön, am 17.
 fängt es an zu regnen, am 18. ge-
 friert es, vom 19. bis 21. ist es
 warm und dann vom 27. bis ans
 Ende trübe.

Bauernregeln.
 Warmer Oktober, kalter Febr. —
 Bringt der Oktober viel Frost und
 Wind, so find der Januar und For-
 nung gelind. — Viel Regen im
 Oktober, viel Wind im Dezember. —
 Wenn St. Gallus (16.) die Butten
 trägt, für den Wein ein schlechtes
 Zeichen schlägt. — Mit St. Gall
 bleibt die Kuh im Stall. — Regen
 zu Ende Oktober verkündet ein frucht-
 bares Jahr. — Am St. Lukasstag
 (18.) soll das Winterkorn schon in
 die Stoppeln gesät sein. — Wie
 die Bitterung hier wird sein, schlägt
 sie nächsten März ein.

4. Franz, Seraph.; Franz. 11.
 Germanus; Burkhard. 18. Lukas.
 25. Crispinus; Wilhelmine.

November oder Windmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				h ^g .	u ^g .	Aufg.	Utg.	
44. Protest. (I: Halte was du hast. Offenb. 3, 11. (R: Sie hielten den Bund zc. Pf. 78, 1-11. Kathol.: Vom Zinsgroschen. Matth. 22, 15-27. Tageslänge: 9 St. 56 Min.								
1 Sonnt.	Reformat.	Allerheiligen	☾	714	510	332	248	305/61
2 Mont.	Allerseelen	Allerseelen	☾	716	5 9	359	361	306/60
3 Dienst.	Ida, G.	Pirmin, G.	☾	715	5 7	427	455	307/59
4 Mittw.	Sigmund.	Karolus B.	☾	719	5 5	458	6 2	308/58
5 Donnst.	Emerich	Zach. u. G.	☾	720	5 4	534	711	309/57
6 Freitag	Leonhard	Leonhard	☾	722	5 3	615	819	310/56
7 Samst.	Willibrord	Engelbert B.	☾	724	5 1	7 3	925	311/55
45. Protest. (I: Die Vollführung des zc. Phil 1, 3-11. (R: Die still wachf. Saat. Mark. 4, 26-29. Kathol.: V. des Obersten Tochter. Matth. 9, 18-26. Tageslänge: 9 St. 35 Min.								
8 Sonnt.	22. n. Tr.	23. n. Pf.	☾	725	5 0	758	1026	312/54
9 Mont.	Theodor	Theodor	☾	727	459	9 0	1122	313/53
10 Dienst.	M. Luth.	Justus B.	☾	728	457	10 8	1211	314/52
11 Mittw.	Martin	Martin B.	☾	730	456	1119	1253	315/51
12 Donnst.	Zonas	Martin P.	☾	731	455	Nacht.	130	316/50
13 Freitag	Briccius	Stan. K.	☾	733	453	1231	2 3	317/49
14 Samst.	Petrus	Josaphat	☾	735	452	144	234	318/48
46. Protest. (I: Alles zu Gottes Ehre. 1. Kor. 10, 31. (R: Die Dankbarkeit. Luf. 17, 11-19. Kathol.: Vom Senfkörnlein. Matth. 13, 31-35. Tageslänge: 9 St. 15 Min.								
15 Sonnt.	E. u. Df.	24. n. Pfingst.	☾	736	451	256	3 3	319/47
16 Mont.	Ottmar	Ottmar	☾	737	450	4 7	334	320/46
17 Dienst.	Hilda	Hilda, A.	☾	739	449	517	4 7	321/45
18 Mittw.	Gottschalk	Otto, Abt	☾	741	448	638	442	322/44
19 Donnst.	Elisabeth	Elisabeth	☾	742	447	731	520	323/43
20 Freitag	Felix	Emilie, Amos	☾	743	446	832	6 3	324/42
21 Samst.	Columban	Mar. Opf.	☾	745	445	927	651	325/41
47. Protest. (I: Und d. Engel d. Gem. zc. Offenb. 3, 1-3. (R: Dies ist das Wort zc. Jeremia 7, 1-7. Kathol.: V. Gräuel d. Verwüst. Matth. 24, 15-28. Tageslänge: 8 St. 58 Min.								
22 Sonnt.	B. u. Stg.	25. n. Pfingst.	☾	746	444	1017	742	326/40
23 Mont.	Clemens	Clemens	☾	747	443	11 0	836	327/39
24 Dienst.	J. Knox	Johann v. K.	☾	749	442	1138	933	328/38
25 Mittw.	Kathinka	Katharina	☾	751	441	12 0	1032	329/37
26 Donnst.	Konrad	Konrad	☾	752	440	1239	1132	330/36
27 Freitag	Bilhildis	Klodwig	☾	753	439	1 8	Nacht.	331/35
28 Samst.	Sosthenes	Albert d. Gr.	☾	755	439	134	1233	332/34
48. Protest. (I: Werde Licht. Jef. 60, 1-6. (R: Die Erleucht. durch zc. Eph. 5, 8-14. Kathol.: Es werden Zeichen gesehen. Luf. 21, 25-33. Tageslänge: 8 St. 42 Min.								
29 Sonnt.	1. Advent	1. Advent	☾	756	438	2 0	134	333/33
30 Mont.	Andreas	Andreas	☾	758	437	227	237	334/32

Mondphasen.

Vollmond am 5. um 6 Uhr 28 Min. Vorm. Letztes Viertel am 12. um 3 Uhr 46 Min. Vorm. Neumond am 19. um 6 Uhr 10 Min. Vorm. Erstes Viertel am 27. um 6 Uhr 37 Min. Vorm.

☾ Mond geht am 8. abwärts.
☽ Mond geht am 21. aufwärts.

Der Mond ist am 10. um 3 Uhr Nachm. in Erdnähe, am 25. um 4 Uhr Nachm. in Erdferne und am 1., 15. und 29. im Aequator.

Planetenauf.

Merkur ist während der ersten Hälfte des Monats noch Morgenstern, kommt am 21. in obere Konjunktion zur Sonne und von der Jungfrau zur Waage. **Venus** erreicht am 28. ihre größte westliche Elongation zur Sonne, geht schon vor 3 Uhr Morgens auf und ist rechtläufig in der Jungfrau. **Mars** ist rechtläufig im Schützen und geht vor 7 Uhr Abends schon unter. Am 23. in Konjunktion mit dem Monde. **Jupiter** wird am 9. wieder rechtläufig im Wassermann und geht vor 1 Uhr Früh unter. **Saturn** geht bereits um 9 Uhr Abends unter und ist rechtläufig im Steinbock.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender

November beginnt auch mit schönem Wetter bis 7. dann Regen, vom 11. bis 16. Schnee, sodann drei Tage schön und endlich unfreundlich bis ans Ende.

Bauernregeln.

Ist Martinstag ein trüber Tag, folgt gelinder Winter nach. — St. Martinus (11.) setzt mit Dank schon auf die warme Ofenbank. — Katharein (25.) stellt Geigen und Pfeifen ein. — Wenn im November die Wasser steigen, so werden sie sich im ganzen Winter zeigen. — Wie der November, so der folgende Mai. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini einen Sommer. — Kommt St. Martin mit Wintertakt, ist's gut, wenn bald ein Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich auch mit Andreas. — Wie's um Kathrein trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein. — Andreas'schnee (30.) thut dem Korne weh. — Der rechte Bauer weiß es wohl, daß im November man wäffern soll. — Fällt vor Martini das Laub nicht ab, folgt gar ein schwerer Winter nach. — Am Allerheiligentag einen Span aus einer Buche gehauen; ist er trocken, bedeutet er einen warmen, ist er naß, einen kalten Winter.

Dezember oder Christmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond		Tage des Jahr's
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Dienst.	Vongin.	Natalie Gl.		7 ⁵⁹ 4 ³⁷	2 ⁵⁸	3 ⁴³	335/31	
2 Mittw.	Aurelia	Bibiana J.		8 ⁰ 4 ³⁷	3 ⁵⁹	4 ⁵⁰	336/30	
3 Donnst.	Rassian	Franz Xaver		8 ¹ 4 ³⁶	4 ⁷	5 ⁵⁹	337/29	
4 Freitag	Barbara	Barbara		8 ² 4 ³⁶	4 ⁵²	7 ⁷	338/28	
5 Samst.	Abigail	Petr. Chr.		8 ³ 4 ³⁵	5 ⁴⁶	8 ¹³	339/27	
49. <small>Protest. (I: Die Herrlichkeit des r. Sagg. 2, 7-10. (II: Das neue Testament. Hebr. 8, 1-10. Kathol.: V. d. Geschlechtsregister. Matth. 11, 1-10.</small> Tageslänge: 8 St. 31 Min.								
6 Sonnt.	2. Advent	2. Advent		8 ⁴ 4 ³⁵	6 ⁴⁸	9 ¹³	340/26	
7 Mont.	Agathon	Ambrosius		8 ⁵ 4 ³⁵	7 ⁵⁶	10 ⁶	341/25	
8 Dienst.	Martin	Mar. Empf.		8 ⁶ 4 ³⁴	9 ⁷	10 ⁵²	342/24	
9 Mittw.	Benjamin	Valerie J.		8 ⁸ 4 ³⁵	10 ²¹	11 ³²	343/23	
10 Donnst.	Eulalia	Melchiades		8 ⁹ 4 ³⁴	11 ³⁴	12 ⁷	344/22	
11 Freitag	Damian	Waldemar		8 ¹⁰ 4 ³⁴	Nächt.	12 ³⁹	345/21	
12 Samst.	Gangolf	Adelheid K.		8 ¹¹ 4 ³⁴	12 ⁴⁶	1 ⁹	346/20	
50. <small>Protest. (I: Der Tag des Herrn. Mat. 3, 1-5. (II: Ich werde wegstoßen. Offenb. 2, 1-7. Kathol.: D. Juden sandten Priester r. Joh. 1, 19-28.</small> Tageslänge: 8 St. 22 Min.								
13 Sonnt.	3. Advent	3. Advent		8 ¹² 4 ³⁴	1 ⁵⁷	1 ³⁹	347/19	
14 Mont.	Nicasius	Nicasius		8 ¹³ 4 ³⁴	3 ⁷	2 ⁹	348/18	
15 Dienst.	Christine	Christine		8 ¹⁴ 4 ³⁴	4 ¹⁴	2 ⁴¹	349/17	
16 Mittw.	Ananias	+ IV. Quat.		8 ¹⁴ 4 ³³	5 ¹⁹	3 ¹⁸	350/16	
17 Donnst.	Lazarus	Lazarus		8 ¹⁵ 4 ³⁵	6 ²¹	3 ⁵⁹	351/15	
18 Freitag	Bunibald	+ Mar. G.		8 ¹⁶ 4 ³⁶	7 ¹⁹	4 ⁴⁴	352/14	
19 Samst.	Klemens	+ Kemej.		8 ¹⁶ 4 ³⁶	8 ¹⁰	5 ³³	353/13	
51. <small>Protest. (I: Abrams Berufung. 1. Mos. 12, 1-4. (II: Erlösung vom Fluch. Gal. 3, 8-14. Kathol.: Im 15. Jahre der Regierung. Luk. 3, 1-15.</small> Tageslänge: 8 St. 19 Min.								
20 Sonnt.	4. Advent	4. Advent		8 ¹⁷ 4 ³⁶	8 ⁵⁶	6 ²⁷	354/12	
21 Mont.	Thomas	Thomas Ap.		8 ¹⁸ 4 ³⁷	9 ³⁶	7 ²³	355/11	
22 Dienst.	Beatrix	Servulus		8 ¹⁸ 4 ³⁷	10 ¹²	8 ²¹	356/10	
23 Mittw.	Winter-A.	Viktoria		8 ¹⁹ 4 ³⁸	10 ⁴³	9 ²⁰	357/9	
24 Donnst.	Ad. u. Eva	Ad. u. Eva		8 ¹⁹ 4 ³⁹	11 ¹⁰	10 ¹⁹	358/8	
25 Freitag	I. Weib.-S.	Bl. Weib.-S.		8 ¹⁹ 4 ³⁹	11 ³⁶	11 ²⁰	359/7	
26 Samst.	II. Weibn.	Stephan		8 ²⁰ 4 ³⁹	12 ³	Nächt.	360/6	
52. <small>Protest. (I: Der v. Himmel kommt. Joh. 3, 27-36. (II: Wir wissen, daß wir r. 1. Joh. 5, 18-21. Kathol.: Joseph und Maria r. Luk. 2, 33-40.</small> Tageslänge: 8 St. 20 Min.								
27 Sonnt.	S. n. Weib.	S. n. W.		8 ²⁰ 4 ⁴⁰	12 ²⁸	12 ²²	361/5	
28 Mont.	Unsch. Kind.	Unsch. Kinder		8 ²¹ 4 ⁴¹	12 ⁵⁵	1 ²⁵	362/4	
29 Dienst.	Jonath.	Thomas, G.		8 ²¹ 4 ⁴²	1 ²⁵	2 ²⁹	363/3	
30 Mittw.	Rainer	David K.		8 ²¹ 4 ⁴²	2 ⁰	3 ³⁵	364/2	
31 Donnst.	Sylvester	Sylvester		8 ²¹ 4 ⁴³	2 ⁴¹	4 ⁴³	365/1	

Mondphasen.
 Vollmond am 4. um 7 Uhr 13 Min. Nachmittags. Letztes Viertel am 11. um 11 Uhr 53 Min. Vorm. Neumond am 18. um 10 Uhr 26 Min. Nachm. Erstes Viertel am 27. um 3 Uhr 23 Min. Vormittags.

☾ Mond geht am 5. abwärts.
 ☽ Mond geht am 19. aufwärts.

Der Mond ist am 7. um 10 Uhr Vormittags in Erdnähe, am 23. um 11 Uhr Vormittags in Erdferne und am 12. und 26. im Aequator.

Planetentlauf.
Merkur erreicht am 31. seine größte östliche Elongation zur Sonne, geht um diese Zeit eine Stunde nach der Sonne unter und kommt vom Skorpion zum Schützen. **Venus** geht noch 4 Stunden vor der Sonne auf und kommt von der Jungfrau zur Waage. Am 14. in Konjunktion mit dem Monde. **Mars** geht bereits vor 7 Uhr Abends unter und bewegt sich vom Schützen zum Steinbock. Am 21. in Konjunktion mit Saturn. **Jupiter** kommt am 8. in Quadratur zur Sonne und geht vor 11 Uhr Nachts unter. **Saturn** geht schon um 6¹/₂ Uhr Abends unter und ist rechtläufig im Steinbock. Am 22. in Konjunktion mit d. Monde.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender
 Dezember fängt mit unfreundlichem Wetter an, das mit Schnee und Nebel bis 10. andauert, dann trocken bis zum 18., rauh und kalt bis 23., die letzten Tage endlich schönes helles Wetter.

Bauernregeln.
 Kalter Dez., fruchtbares Jahr, sind Genossen immerdar. — Kalter Christmond mit viel Schnee, bringt viel Korn auf Berg u. Höh. — Je trüber das Wetter bei Dezember-schnee, je besseres Jahr in Aussicht steht. — Mehr Kälte als der Fichtenbaum erträgt der Restock lobesam, wenn im Christmond trocken er eingefriert. — Stürmet es zur Weihnachtszeit, gibt es viel Obst. — Grüne Weihnachten, weiße Ostern. — Dez. veränderlich und lind, ist der ganze Winter ein Kind. — Donner im Winterquartal, bringt uns Kälte ohne Zahl.

6. Nikolaus. 13. Lucia. 16. Adelheid. 20. Christlan; Ammon. 27. Johannes Av.; Johannes.

Sonnen- und Mondfinsternisse 1903.

Im Jahre 1903 werden zwei Sonnenfinsternisse und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen in Deutschland nur die beiden Mondfinsternisse sichtbar sein werden.

I. Ringsörm. Sonnenfinsternis am 29. März.

Diese Finsternis beginnt überhaupt um 12 Uhr Nachts und dauert bis 5 Uhr Vorm. und ist im größten Theile Asiens, im nordwestlichen Nordamerika, in den nördl. Polargegenden und im nördl. Theile des großen Oceans sichtbar.

II. Partielle Mondfinsternis v. 11. auf 12. April.

Beginn derselben am 11. um 11 Uhr 34 Min. Nachts und Ende derselben am 12. April um 2 Uhr 52 Min. Vorm. M. G. Z. Die Größe der Verfinsternung beträgt 0,97 in Theilen des Monddurchmessers. Diese Finsternis wird im größten Theile Asiens, im indischen Ocean, in Europa, Afrika, im atlant. Ocean und in Amerika sichtbar sein.

III. Totale Sonnenfinsternis am 21. Sept.

Diese Finsternis beginnt überhaupt um 3 Uhr 28 Min. und dauert bis 7 Uhr 52 Min. Vormittags M. G. Z. und ist nur im südöstl. Afrika, an der südl. Küste Australiens, im südl. Theile des indischen Oceans und in den südl. Polargegenden zu sehen.

IV. Partielle Mondfinsternis am 6. Okt.

Dieselbe beginnt um 2 Uhr 40 Min. und endigt um 5 Uhr 55 Min. Nachmittags M. G. Z. Die Größe der Verfinsternung beträgt 0,87 in Theilen des Monddurchmessers und ist im westlichen Nordamerika, im großen Ocean, in Australien, Asien, im indischen Ocean und im größten Theile Europas und Afrikas sichtbar.

Witterung nach dem 100jährigen Kalender für das Jahr 1903.

Jahresregent für 1903 ist der Planet Jupiter, welcher als der größte aller Planeten an seinem hellgelben, intensiven Dichte und durch mäßige Fernrohre an seinem beträchtlichen scheinbaren Durchmesser und seinen 4 Monden leicht erkannt werden kann. Er durchläuft seine Bahn um die Sonne in 4332,585 Tagen oder 11 Jahren, 315 Tagen. Seine mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 104,2 Millionen geogr. Meilen oder 773,48 Millionen Kilometer. Obgleich er 1334,7 Mal größer als die Erde ist, so dreht er sich doch in der sehr kurzen Zeit von ungefähr 10 Stunden um seine Achse. Wegen der geringen Schiefe seiner Bahn sind die Jahreszeiten und die Temperaturen des Jupiter nur sehr wenig verschieden, aber dafür dauert jede dieser Jahreszeiten fast so lange, als bei uns 3 Jahre. In Folge der geringen Neigung der Bahnen seiner 4 Monde gegen die Bahn des Jupiter tritt jeder Mond fast bei jedem Umlauf in den Schatten seines Hauptplaneten und es entsteht eine Mondfinsternis. Die Finsternisse, die für den Erdbewohner immerhin selten sind, ereignen sich also auf dem Jupiter alltäglich.

Die Jupiterjahre sind in der Regel ziemlich gut, doch mehr feucht als trocken, da aber das kalte Saturnjahr seine Wirkungen noch bis in den Frühling hinein äußert, gibt es gewöhnlich ein spätes Frühjahr, obgleich Jupiterjahre im Allgemeinen zu den fruchtbarsten gehören.

Der Frühling ist bis in den Mai hinein kalt und feucht, dann folgen 8 warme Tage, von da an aber bis zum Ende ist es feucht und kalt.

Der Sommer ist im Anfange kalt und feucht, in der Mitte gut und gewitterreich und am Ende sehr heiß. Ist der Sommer im Jupiterjahre dürr, so wird das Getreide theuer.

Der Herbst ist durchaus regnerisch.

Der Winter zeigt im Anfange einige kalte Tage, dann aber sehr viel Schnee. Zu Ende wird es ganz gelinde, aber windig.

Die vier Jahreszeiten.

Der **Frühling** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders (♈) am 21. März um 8 Uhr Nachmittags. Die Sonne befindet sich im Aequator. Tag und Nacht gleich.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses (♋) am 22. Juni um 4 Uhr Nachmittags. Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht. Längster Tag und kürzeste Nacht.

Der **Herbst** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage (♎) am 24. September um 7 Uhr Vorm. Die Sonne befindet sich wieder im Aequator. Tag und Nacht gleich.

Der **Winter** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks (♏) am 23. Dezember um 2 Uhr Vormittags. Die Sonne hat ihren tiefsten Stand erreicht. Kürzester Tag und längste Nacht.

Die Hundstage beginnen am 24. Juli und endigen am 24. August.

Planetenystem der Sonne.

Planet	Siderische Umlaufzeit in Tagen:	Größe u. Entfernung von der Erde in Millionen Kilometern:
Merkur	87.969	218 ; 79
Venus	224.701	257 ; 40
Erde	365.256	— ; —
Mars	686.980	396 ; 57
Jupiter	4332.585	959 ; 587
Saturn	10759.220	1646 ; 1190
Uranus	30686.51	3132 ; 2570
Neptun	60186.64	4655 ; 4281

Planet	Wahrer Aequatordurchmesser in Kilometern:	Volumen in Theilen des Erdvolumens:
Merkur	4816	0.05
Venus	11969	0.83
Erde	12756	1.00
Mars	6745	0.15
Jupiter	143757	1334.7
Saturn	123734	823.1
Uranus	59171	91.9
Neptun	54979	80.1
Sonne	1386690	1284800

Umlaufzeit und Entfernungen (in Kilometern) der Rinde der Hauptplaneten.

Ramen	Tage	Stunden	Minuten	Kilometer	Ramen	Tage	Stunden	Minuten	Kilometer
Erdbmond	27	7	43	384.415	Dione	2	17	41	375.500
Phobos	0	7	39	9.300	Rhea	4	12	25	523.500
Deimos	1	6	18	23.300	Titan	15	22	41	1.214.300
I	1	18	27	401.000	Cyperion	21	6	25	1.473.300
II	3	13	14	638.000	Japetus	79	7	56	3.539.400
III	7	3	42	1.017.000	Ariel	2	12	29	190.600
IV	16	16	31	1.789.000	Umbriel	4	3	28	265.600
Mimas	0	22	37	184.300	Titania	8	16	56	435.400
Enceladus	1	8	53	236.400	Oberon	13	11	7	582.300
Thetys	1	21	18	293.700	Triton	5	21	4	353.000

Porto-Tarif.

Giltig für das deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn.

Briefe kosten:

im Gewicht bis 20 gr	10 S
von 20-250 gr	20 "
Postkarten	5 "
mit Rück-Antwort	10 "

Die Tage für Brieffendungen nach den deutschen Kolonien ist dieselbe wie die für den inneren Verkehr

Drucksachen:

im Gewicht bis zu 50 gr	3 S
über 50-100 gr einschließlich	5 "
über 100 bis einschließlich 250 gr	10 "
im Gewichte bis 500 gr	20 "
1000 gr	30 "

Waarenproben kosten:

im Gewichte bis 250 gr	10 S
über 250-350 gr	20 "

Höchste zulässige Größe: 30 cm Länge, 20 cm Breite, 10 cm Höhe.

Packettare:

1. bis zum Gewichte von 5 kg:	25 S
bis 10 geographische Meilen	50 "
auf weitere Entfernungen	50 "
2. bei mehr als 5 kg Gewicht:	
für die ersten 5 kg die Säße wie vorstehend	5 "
und für jed. weitere kg bis zu 10 Meilen	10 "
über 10-20 Meilen	20 "
20-50	30 "
50-100	40 "
100-150	50 "
150	50 "

Werthbriefe kosten:

bis 10 geographische Meilen	20 S
über 10 Meilen	40 "
ohne Unterschied des Gewichts	

Versicherungsgebühr 5 S für je 300 M oder einen Theil von 300 M, mindestens 10 S.

Einschreibgebühr

und Rückchein	20 S
-------------------------	------

Eil-Bestellgeld:

im Orts-Bestellbezirk	25 S
im Land-Bestellbezirk	60 "

Für Pakete bis 5 kg ohne Werthangabe und mit Werthangabe bis 800 M für jedes Paket im Ortsbestellbezirk 40 S, im Landbestellbezirk 90 S.

Werthpakete:

Porto wie Pakete ohne Werth.
Versicherungsgebühr 5 S für je 300 M, mindestens aber 10 S, für Einschreibpakete an Einschreibgeb. 20 S.

Postanweisungen kosten:

Porto bis 5 M	10 S
über 5-100 M	20 "
100-200	30 "
200-400	40 "
400-600	50 "
600-800	60 "

(Für Oesterreich-Ungarn 10 S für je 20 M, mindestens 20 S.)

Postaufträge innerhalb Deutschlands:

1. Tare v. Einziehung v. Geldbeträgen bis 800 M	30 S
---	------

Der eingezogene Betrag wird nach Abrechnung

der Postanweisungsgebühr dem Auftraggeber mittelst Postanweisung übersandt.

2. Einholung von Wechselaccepten im Wege des Postauftrags innerhalb Deutschlands 30 S

f. Rücksendung d. angenommenen Wechsels 30 S
Im Fall der vergeblichen Vorzeigung wird das Porto für Rücksendung nicht erhoben.

Postnachnahmen innerhalb Deutschlands sind im Betrage bis zu 800 M einschl. bei Briefen, Postkarten, Drucksachen und Waarenproben, sowie bei Paketen zulässig.

Vorzeigegebühren excl. Porto	10 S
Für Einhebung des Betrags	
bis zu 5 M	10 S
von 5-100 M	20 "
100-200	30 "
200-400	40 "
400-600	50 "
600-800	60 "

Die Vorzeigegebühr wird zugleich mit dem Porto erhoben und ist auch dann zu entrichten, wenn die Sendung nicht eingelöst wird.

Reichs-Telegraphengebühren-Tarif

(nach deutschen Telegraphenstationen).

Minimalbetrag eines Telegramms m. 10 Worten 50 S

Taxe für jedes Wort, das nicht mehr als 15 Buchstaben zählen darf 5 "

Bei längeren Worten werden die weiteren je 15 Buchstaben für ein weiteres Wort gerechnet.

Jedes vorausbezahlte Antwortstelegramm (von 10 Worten) kostet 50 S. Das Zeichen hierfür: R. P., ist vor die Adresse zu setzen.

Wechselstempel-Tarif.

Die Stempelabgabe beträgt von einer Summe

von 200 M und weniger	10 S
von über 200 " bis 400 M	20 "
400 " 600 "	30 "
600 " 800 "	40 "
800 " 1000 "	50 "

und von jedem ferneren angefangenen oder vollen 1000 M 50 S mehr.

Anweisungen und Akkreditive sind demselben Stempel unterworfen.

Von der Stempelabgabe befreit sind: 1) die vom Ausland auf das Ausland gezogenen nur im Auslande zahlbaren Wechsel; 2) die vom Inland auf das Ausland gezogenen, nur im Auslande und zwar auf Sicht oder spätestens innerhalb zehn Tagen nach dem Tage der Ausstellung zahlbaren Wechsel, sofern sie vom Aussteller direkt in das Ausland remittirt werden; 3) Platzanweisungen und Checks, wenn sie auf Sicht lauten und ohne Accept bleiben; 4) Akkreditive, durch welche lediglich einer bestimmten Person ein nach Belieben zu benutzender Kredit zur Verfügung gestellt wird.

Verwendung von Wechselstempelmarken.
Die Wechselstempelmarken sind auf der Rückseite des Wechsels oder der Anweisung aufzukleben und zwar, wenn die Rückseite noch unbeschrieben ist, unmittelbar an einem Rande derselben, andernfalls unmittelbar unter dem letzten Vermerke (Indossament) auf einer mit Buchstaben oder Ziffern nicht beschriebenen oder bedruckten Stelle.

Genealogie.

A. Deutsches Reich.

540.663 qkm, 56.345.014 Einwohner.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. den 27. Jan. 1859, succ. 15. Juni 1888; vermählt am 27. Febr. 1891 mit Auguste Viktoria, Prinzessin von Schleswig-Holstein, geb. den 22. Okt. 1858. Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren den 6. Mai 1882.

B. Des großherzoglichen Hauses Baden.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen u. c., geboren zu Karlsruhe am 9. September 1826, folgte seinem Vater als „Regent“ an Stelle seines Bruders des Großherzogs Leopold (geb. am 15. August 1824, gest. am 22. Jan. 1858) am 24. April 1853 und nimmt den Titel „Großherzog von Baden“ am 5. September 1856 an; General-Inspekteur der V. Armee-Inspektion (Baden und Elsaß-Lothringen), General-Oberst der Kavallerie, Chef des 1. Badischen Leib-Grenadier-Reg. Nr. 109, des 1. Bad. Leib-Dr. Regiments Nr. 20 und des 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14, Chef des preuß. Rheinischen Ulanen-Regiments Nr. 7, des würt. Inf.-Reg. Nr. 126 und des k. l. S. Herold. Infanterie-Regiments Nr. 50, kgl. schwed. General, R. d. Schw. Adler-O., des span. O. v. G. Altes, vermählt am 20. September 1856 mit Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Luise Marie Elisabeth, geboren den 3. Dezember 1838. Tochter weiland Seiner Majestät des deutschen Kaisers, Königs Wilhelm I. von Preußen.

Kinder:

Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, Erbgroßherzog, Markgraf von Baden und Herzog von Zähringen (kgl. Hoheit), geb. zu Karlsruhe den 9. Juli 1857; Chef des 5. Bad. Inf.-Regts. Nr. 113 u. à la suite des 1. Bad. Leib-Grenadier-Regts. Nr. 109, des 1. preuß. Garde-Regiments zu Fuß, des 1. preuß. Garde-Ulanen-Regiments Nr. 14, Chef des Schw. M. O., vermählt in Hohenburg (Oberbaden) am 20. Sept. 1885 mit Hilde Charlotte Wilhelmine herzogl. Prinz. von Nassau und Luxemburg, geb. 5. Nov. 1864 zu Biebrich. Sophie Marie Viktoria, großherzogl. Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren zu Karlsruhe den 7. August 1862, vermählt am 20. Sept. 1881 mit dem Kronprinzen Oskar Gustav Adolf von Schweden, Herzog von Värmland, geb. zu Schloß Drottningholm 16. Juni 1858.

Geschwister

- Alexandrine Luise Amalie Friederike Elisabeth Sobbi, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 6. Dezember 1829, vermählt den 3. Mai 1842 mit weiland Seiner Hoheit dem Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, geb. 22. August 1803.
- Ludwig Wilhelm August, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog v. Zähringen, geb. 18. Dez. 1829, gest. 27. April 1897, kgl. preuß. General d. Infanterie, à la suite des 1. G. Feld-Art.-Reg., Chef des 4. Bad. Infanterie-Reg. Nr. 112, Witt. d. Schw. Altorfens, vermählt zu St. Petersburg am 11. Febr. 1863 mit Ihrer kaiserlichen Hoheit der Prinzessin Marie Maximilianowna Prinz. Romanowska geb. 17. Okt. 1841; Kinder: 1) Marie geboren zu Baden am 26. Juli 1865, vermählt am 2. Juli 1889 zu Karlsruhe mit Friedrich, Erbprinzen v. Anhalt, geb. am 19. August 1856. 2) Maximilian, geboren zu Baden am 10. Juli 1867 Dr. utr. jur., vermählt am 10. Juni 1900 zu Gmunden mit Marie Luise, geb. 11. Oktober 1879, Tochter des Herzogs von Cumberland.
- Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen geboren den 9. März 1832, kgl. preussischer General der Kavallerie, Chef des 3. Badischen Dragoner-Regiments „Prinz Karl“ Nr. 22, morgantisch vermählt zu Bauschlott am 17. Mai 1871 mit Rosalie Luise Gräfin v. Rhena, geb. Freim. v. Westf. Sohn: Friedrich, Graf von Rhena, geb. am 29. Jan. 1877.

Vaters Geschwister:

- Wilhelm, geb. 8. April 1792, gest. 11. Oktober 1859. Töchter: 1. Sophie, geb. 7. August 1834, vermählt 9. November 1858 mit Fürsten Woldegar zu Lippe; 2. Elisabeth, geb. 18. Dezember 1835, gestorben 15. Mai 1891; 3. Leopoldine, geb. 22. Februar 1837, vermählt 24. Sept. 1862 mit Fürst Hermann von Hohenlohe-Schillingen.
- Großherzog Karl, (Haldbruder des Großherzogs Leopold aus der ersten Ehe des Großherzogs Karl Friedrich), gest. 8. Dezember 1818, vermählt mit Stephanie, gest. 29. Jan. 1860; dessen Tochter: Josephine, geb. 21. Oktober 1813 (kathol. Konf.) vermählt am 21. Okt. 1834 mit Karl Anton, Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, Wittwe seit 2. Juni 1855.

C. Der übrigen deutschen und außerdeutschen Staaten.

Anhalt: 2294 qkm 293.298 Einwohner. Herzog Friedrich, geboren 29. April 1831; seit 22. Mai 1871.
Baden: 15.263 qkm; (mit Bodensee Anteil) 1.866.584 Einwohner.
Bayern: 75.870 qkm, 6.150.000 Einwohner. König Otto I., geboren 27. April 1848. Weis baurend verhindert, ist des Königreichs Verweser Prinzregent Luitpold von Bayern seit 13. Juni 1886.
Belgien: 29.456 qkm, 6.744.532 Einwohner. König Leopold II., geboren 9. April 1835, seit 1865.

Braunschweig: 3672 qkm, 434.213 Einwohner. Regent Prinz Albrecht von Preußen seit 2. November 1835.
Bremen: 257 qkm, 214.559 Einwohner.
Bulgarien: 63.160 qkm, 2.312.282 Einwohner. Fürst Ferdinand I., Prinz v. Koburg-Gohary, seit 14. Aug. 1887, geb. zu Wien 26. Febr. 1861.
Dänemark: 232.860 qkm, 2.439.776 Einwohner. König Christian IX., geboren 8. April 1818; seit 15. November 1863.
Elsaß-Lothringen: 14.511 qkm, 1.640.956 Einwohner.
Frankreich: 536.408 qkm, 38.517.975 Einwohner. Präsident Emile Aoubet, geb. 31. Dezemb. 1833, seit 18. Februar 1899.
Großbritannien: 314.339 qkm, 40.905.925 Einwohner. König Edward VII., geboren 9. November 1841, seit 22. Januar 1901.
Griechenland: 64.679 qkm, 2.433.805 Einwohner. König Georg I., aus dem Hause Schleswig-Holstein-Glücksburg-Sonderburg, geboren 24. Dezember 1845, seit 5. Juni 1863.
Hamburg: 415 qkm, 681.632 Einw.
Hessen: 7682 qkm, 1.039.020 Einw. Großherzog Ernst Ludwig, geb. 25. November 1868, seit 13. März 1892.
Italien: 286.648 qkm, 31.856.675 Einw. König Victor Emanuel, geb. 11. November 1869, seit 29. Juli 1900.
Lichtenstein: 159 qkm, 9434 Einw. Fürst Johann II., geb. 5. Oktober 1840, seit 12. November 1858.
Lippe: 1215 qkm, 134.854 Einw. Regent Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld, geb. 9. Juni 1842, seit 10. Juli 1897.
Lübeck: 299 qkm, 83.324 Einw.
Luxemburg: 2597 qkm, 217.583 Einw. Großherzog Adolf, Herzog v. Nassau, geb. 24. Juli 1817, seit 23. Nov. 1890.
Mecklenburg-Schwerin: 13.127 qkm, 597.436 Einwohner. Großherzog Friedrich Franz IV., geb. 9. April 1882, seit 10. April 1897.
Mecklenburg-Strelitz: 2930 qkm, 101.540 Einw. Großherzog Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oktober 1819, seit 6. September 1860.
Montenegro: 9080 qkm, 227.841 Einw. Nikolaus I., geb. 8. Okt. 1841.
Niederlande: 33.000 qkm, 5.139.565 Einw. Wilhelmine, geb. 31. Aug. 1880, seit 23. Nov. 1890.
Österreich: 673.091 qkm, 46.001.871 Einw. Kaiser Franz Joseph I., geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848.
Oldenburg: 6427 qkm, 373.739 Einw. Großherzog Friedrich August, geb. 15. November 1852, seit 13. Juni 1900.
Päpstlicher Stuhl: Leo XIII., vorher Joachim Pecci, geb. 2. März 1810, Papst seit 20. Februar 1878.
Portugal: 92.157 qkm, 5.082.257 Einwohner. Don Carlos I., geb. 28. Sept. 1863, seit 19. Oktober 1889.
Preußen: 348.607 qkm, 31.855.123 Einw. König Wilhelm II., geb. 27. Jan. 1859, seit 15. Juni 1888.
Reich a. L.: 316 qkm, 67.468 Einwohner. Heinrich XXII., geb. 28. März 1846, seit 8. November 1859.
Reich f. L.: 826 qkm, 133.130 Einwohner. Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832, seit 11. Juli 1867.
Rumänien: 131.020 qkm, 5.912.520 Einw. König Karl I., geb. 20. (7) April 1839, König seit 1881.
Russland: 22.429.998 qkm, 129.005.957 Einw. Kaiser Nikolaus II. Alexandrowitsch, geboren den 19. (6.) Mai 1868, regiert seit 1. November 1894.
Sachsen: 14.993 qkm, 3.787.688 Einw. König Albert, geb. 23. April 1828, seit 29. Oktober 1873.
Sachsen-Altenburg: 1324 qkm, 180.313 Einw. Herzog Ernst, geb. 16. September 1826, seit 3. August 1853.
Sachsen-Coburg u. Gotha: 1958 qkm, 216.603 Einwohner. Herzog Karl Eduard, geb. 19. Juli 1884, seit 30. Juli 1900.
Sachsen-Meiningen: 2468 qkm, 234.005 Einw. Herzog Georg II., geb. 2. April 1826, seit 20. September 1866.
Sachsen-Weimar-Eisenach: 3615 qkm, 339.217 Einw. Großherzog Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876, seit 5. Januar 1901.
San Marino: Republik mit 61 qkm, 9535 Einw. Wird von einem durch das Volk gewählten Rat, Zwölfern, regiert.
Schaumburg-Lippe: 340 qkm, 41.224 Einw. Fürst Georg, geb. 10. Okt. 1846, seit 8. Mai 1893.
Schwarzburg-Rudolstadt: 940 qkm, 88.685 Einw. Fürst Günther, geb. 21. August 1852, seit 19. Jan. 1890.
Schwarzburg-Sondershausen: 862 qkm, 78.074 Einwohner. Fürst Karl Günther, geb. 7. August 1830, seit 17. Juni 1880.
Schweden und Norwegen: 776.003 qkm, 7.328.550 Einw. König Oskar II., geb. 21. Januar 1829, seit 18. September 1872.
Schweiz: 41.419 qkm, 3.312.551 Einw. Dr. Joseph Bemp, Bundespräsident, geb. 2. September 1834.
Serbien: 48.303 qkm, 2.452.372 Einw. König Alexander, geb. 15. August 1876, volljährig erklärt am 13. April 1893.
Spanien: 506.582 qkm, 18.849.847 Einwohner. Königin Alfons XIII., geb. 17. Mai 1886; Regentin Königin Maria Christine, seit 25. November 1885.
Türkei: 3.598.300 qkm, 38.218.964 Einw. Sultan Abdul Hamid II., geb. 16. Schaban 1258 (22. Sept. 1842), seit 1876.
Walded: 1121 qkm, 57.766 Einw. Fürst Friedrich, geb. 20. Januar 1865, seit 12. Mai 1893.
Württemberg: 19.517 qkm, 2.165.765 Einwohner. König Wilhelm II., geboren 25. Febr. 1848, seit 6. Oktober 1891.



Glück zum neuen Jahre!

dem Herzen, was mit dem Glückwunsch in innigstem Zusammenhang steht, und was er gerade heute, an diesem bedeutsamen Tag, nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Da der Hausfreund alljährlich eine Festrede zu Neujahr zu halten pflegt, und diese Festrede ein für allemal den schönen Text hat: „Glück zum neuen Jahr“, so macht er's, wie es jeder rechte Redner machen muß, er läßt keine Gelegenheit unbenutzt, sich frische Gedanken zu seinem Thema zu sammeln. Und da geht es ihm oft seltsam. Es verstreicht fast keine Woche, an dem er nicht einen neuen Beitrag findet zu der uralten Frage: Was ist Glück?

Manche unter Euch kennen vielleicht die Antwort des Dichters:

„O Menschenherz, was ist Dein Glück?
Ein räthselhaft geborener
Und, kaum gegrüßt, verlorener,
Unwiederholter Augenblick!“

Da bin ich wieder mit meinem „Glück zum neuen Jahr“, ich alter und doch immer junger Grünrock! Die ihr mich kennt, reicht mir die Hände und schaut mir in die Augen. Ja, ja, wir sind die Alten geblieben, wir verstehen uns. Da bedarfs keiner langen Rede und keiner vielen Komplimente. Der Hausfreund weiß, mit wem er's zu thun hat. Und die guten, alten Bekannten wissen auch, was ihnen der Hausfreund ist. Sie möchten ihn nimmer vermissen, den launigen Erzähler, den ernststen Berather.

Und ihr, die ihr mich noch nicht kennt, oder noch nicht genau kennt, vielleicht nur so aus der Ferne, vom Hörensagen — kommt nur getrost etwas näher! Wir wollen heute eins mit einander plaudern, 's ist ja Neujahr, da hat man sich manches zu erzählen. Da giebt's manches für die Zukunft zu überlegen, manches zu berathen und zu besprechen. Eins freilich sieht man Euch allen an, die Ihr da vor mir steht, Ihr Alten und Ihr Jungen. Einen Wunsch nimmt Euch der Hausfreund von den Lippen ab, den liest er aus Euren Augen. Ihr Männer und Frauen, Ihr Mädchen und Jünglinge, Ihr möchtet zu allererst ein herzliches „Glück zum neuen Jahr“ vernehmen. Also Glück, schönstes, reichstes Glück zum neuen Jahr! Gottes Segen in Haus und Beruf, in Herz und Leben!

Aber nun müßt ihr's dem Hausfreund schon zu gute halten, wenn ihm damit seine Pflicht als Gratulant noch nicht vollkommen erfüllt zu sein scheint. Hat er doch noch so vieles auf

Der so sang, der große Liebersänger Nicolaus Lenau, war freilich keiner von denen, über deren Leben ein heiterer Stern glänzte. Ihm mochte das Glück wohl erscheinen als eine kurze Sekunde voll Seligkeit, als ein Luftgebilde, das einen Moment die Augen entzückt, blendet, die Sinne verwirrt — und im nächsten Augenblick verschwunden ist. Es giebt auch eine Art von Glück, welche in dem Vers des Dichters vorzüglich geschildert ist. Das ist jenes Glück, wie wir es uns in der Jugend ausmalen. Wer von uns hätte nicht einmal in seinen jungen Jahren Stunden gehabt, in denen ihm der ganze Himmel der Zukunft von rosigen Wölkchen mit goldenen Rändern zu wimmeln schien? Wer hätte nicht geträumt von kommenden Tagen, an denen die Sonne viel schöner aufgehen werde, als jemals vorher, da alle unsere Wünsche verwirklicht, alle Unannehmlichkeiten beseitigt sein würden. Dann wird uns die Liebe lächeln. Brust an Brust, Mund an Mund werden wir dann schwelgen und selig genießen. Dann werden wir große Dinge thun, Thaten, die unsere Mitmenschen anstaunen und bewundern müssen. So kommen wir zu Ruhm und Ehren. Unser Name ist auf jedermanns Lippen. Geehrt

von unsern Mitmenschen werden wir dann auch unsern gebührenden Platz an der Tafel des Lebens einnehmen. Es kann uns nicht an Geld und Gut, an einer schönen behaglichen Häuslichkeit, an Luxus und bequemem Lebensgenuss fehlen. Kurz — wir werden glücklich, o. so glücklich sein.

„O Menschenherz, was ist dein Glück? Was ist dies Glück, dem wir in jungen Jahren nachjagen? Nicht als ob sich nicht manches von unseren Wünschen und Hoffnungen erfüllen könnte. Warum denn nicht? Gibt uns Gott Gesundheit, und fehlt es uns nicht an Menschen, die uns weiter helfen, warum sollen wir nicht dies und jenes Ziel erreichen? Warum sollen wir uns nicht eine geachtete Stellung erringen? Warum nicht ein liebes Weib, einen braven Mann heimführen? Und sagen wir's nur getrost heraus: Glücklich der Mann, dem Erfolg bei seiner Arbeit lächelt. Glücklich das Weib, das einen Mann sein eigen nennt, mit dem es durch zarte Liebe verbunden ist, glücklich die Menschen, denen Nahrungsforgen fern bleiben!

Und doch hastet dieser Art von Glück immerdar etwas an von dem „räthselhaft geborenen und kaum gegrüßt, verlorenen, unwiederholten Augenblick.“ War nicht unser guter Freund, der junge Lehrer Andrian in Baiersbach vor einem Jahr der beneidete Mann in der ganzen Gegend?

Der Hausfreund denkt noch oft daran, wie der junge Mann ihm bei seinem Eintritt ins Baiersbacher Schulhaus mit stürmischem Jubel entgegen kam, wie er ihn ans Herz preßte und immer wieder das eine Wort hervorstieß: „Das Glück, das Glück!“

Als der Hausfreund in des Lehrers helles, freundliches Stübchen trat, lag da auf dem Tisch ein großer, feierlicher Bogen, eine behördliche Urkunde mit landesherrlicher Unterschrift und Staatsiegel. Das war die am Neujahrstag eingetroffene Anstellung des bisherigen Unterlehrers Andrian als Hauptlehrer an einer Schule der Residenz.

Aber das war nur die eine Hälfte des Glücks. Die andere flog eben mit leichtem Schritt die Treppe herauf, klopfte züchtig an die Thür und bot dem glückseligen Bräutigam errötend den Mund zum Kuß. Das war des Bürgermeisters Töchterlein, die schwarzhaarige Brigitte. Das liebste und schönste Kind in der ganzen Gegend. Ein Mädchen frisch und rosig, mit einem Gesicht wie Milch und Blut. Als sie das amtliche Schriftstück sah, ward sie bald roth, bald bleich. Aber schließlich brach auch bei ihr der Jubel los: „Das Glück, unser Glück!“ Der Vater wollte nämlich nicht, daß die jungen Leute hei-

rateten, ehe Andrian eine feste Anstellung und einen zureichenden Gehalt hatte. Jetzt waren ja alle seine Wünsche erfüllt. Noch nie hatte man in Baiersbach am Neujahrstag in der Kirche das Lied „Nun danket alle Gott“ so schön und mächtig spielen gehört als heute. Das war Lehrers Andrians Glück, das da aus den gewaltigen Orgelpfeifen tönte. Wo sind heute nach einem Jahr die Glücklichen von damals? Geh' auf den Baiersbacher Kirchhof. Dort wirst Du ein Kreuz aus schlichtem Granit finden. Darauf ist in goldenen Buchstaben zu lesen: „Hier ruht Wilhelm Andrian. Es ist des Lehrers Grab. Noch ehe er seine neue Stelle antreten konnte, hatte ihn ein Brustleiden befallen. Lange hatte man auf Wiederherstellung seiner Gesundheit gehofft. Vergebens. Am zweiten OSTERFEST haben sie ihn hinausgetragen. Gar manches mal schleicht sich die blasse Brigitte in der Dämmerung hinaus auf des Liebsten Grab und schüttet dort ihr leiberrülltes Herz aus. O Menschenherz was ist dein Glück?!

Das neue Jahr, das heute Nacht die Glocken im ganzen Lande eingeläutet haben, es wird ohne Zweifel manchen schönen Sonnentag bringen. Sein Frühling wird jauchzend wieder über die Auen schreiten. Blumen wird er mit freigebigen Händen auf die Fluren und in die Gärten austreuen. Jeden Baum wird er mit zierlichem Blättergeranke schmücken, und Blütenbüste werden in schweren, schwülen Wolken die Luft durchschwängern.

Der Sommer wird an Tausenden von Rosensträuchern seine purpurnen Flammen anzünden. Goldene Aehren werden im Juniwind rauschen und Sicheln werden durch das gereifte Korn blitzen. Fruchtguirlanden wird der Herbst um die ganze Welt winden. Wein wird in den Rufen und Fässern brausen. Ja, das neue Jahr wird wieder eine Fülle von Schönheit, Reichthum und Segen auf die Erde schütten.

Aber ob es auch uns etwas von seinen Schätzen in die Hand legen wird, wer weiß das? Wie manchen kennt der Hausfreund, der gelernt hat, sein Glück nicht mehr in erster Linie in solchen mehr vom Zufall abhängenden Dingen zu suchen. Aber auch dies weiß der Hausfreund und scheut sich nicht, es jedem, der es hören will, offen und frank herauszusagen: Es gibt auch ein Glück, das nicht nur ein „räthselhaft geborener und kaum gegrüßt verlorener, unwiederholter Augenblick“ ist. Dies Glück findet man freilich nicht als blitzendes Gold auf der Landstraße liegen. Es hängt auch nicht als schwellende Frucht an irgend einem wunderbaren Paradieses-

baum. Vielmehr hat solches Glück der Mensch einzig in sich selbst. Oder besser, er kann's in sich selbst haben. Er muß es nur in der Tiefe seines Herzens suchen. Ihr wollt noch genauer wissen, wie das Glück geartet ist, wie es aussieht? Kommt mit mir in das kleine Tagelöhnerhaus, dort drüben am Balbsaum. Ein winzig Häufel. Aber behaglich hingeschmiegt an die tannendunkle Berglehne. Und wie reizend das Gärtchen davor, mit dem grüngestrichenen Zaun und der grünen Sitzbank. Da mag sich's im Sommer, wenn die hochstieligen Sonnenblumen und die duftenden Rosen blühen, geruhsam Rast halten lassen nach der Hitze des Tagewerks. Wir gehen durch's Gärtchen, schreiten zwei Staffeln empor und stehen vor einer niedern, aber sauber gearbeiteten Hausthür. Von drinnen heraus tönt Lachen. Kinderstimmchen wie Glöckchen läuten heraus. Wir öffnen. Ein würziger Geruch füllt den kleinen Ausgang. Ganz unbemerkt, wie in einen unsichtbar machenden Mantel gehüllt, sehen wir uns im Häuschen um. Da schaut uns aus allen Ecken und Winkeln die Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit an. Und nun gesellen wir uns unsichtbar sogar zu der Familie, die um den reinlichen, weißgedeckten Tisch versammelt ist und sich den ausnahmsweise zur Feier des Neujahrstags aufgetragenen Braten und die duftenden Kartoffeln vortrefflich munden läßt. Aber wir merken es wohl, die behaglichen Gesichter glänzen nicht nur von Freude am Essen und Trinken. Es leuchtet aus den Augen von Vater und Mutter ein Glanz, wie ihn nur die Liebe ausstrahlt; es liegt etwas in der Haltung, im ganzen Gehaben der Kinder, das nur dort zu finden ist, wo Gehorsam und Ehrfurcht vor den Eltern die kleinen Herzen erfüllt. Und alle die blank geschuerten Geräte und Gefäße sie erzählen eine schöne Geschichte von Fleiß, Ordnungsliebe und Genügsamkeit, wie man sie in manchem reichen, vornehm ausgestatteten Haus vergebens suchen würde. Wir verlassen das Haus mit dem einen, tiefen Gefühl: hier ist das Glück. Hierher kommt nicht nur zu einer armseligen Augenblicksvisite. Hier hat's einen Herd gesunden, auf dem es sein tiefleuchtendes Feuer anzünden und in die Herzen hineinstrahlen konnte.

Das sind ja nur ganz kleine, ganz arme Leutchen, die wir da in ihrem Heim aufgesucht haben. Er ein schlichter Tagelöhner, Sie die Tochter eines Kohlenbrenners, von tief im Schwarzwald drinnen. Und doch haben die zwei, was mancher hochgestellte Herr in der Residenz trotz Wagen und Pferden, trotz Diener-

schaft und kostbar ausgestatteten Räumen sein ganzes Leben hindurch vergebens sucht: sie haben das Glück. Sie haben's und lassen's nicht mehr los.

Versteht Ihr den Hausfreund jetzt, Ihr jungen und alten Leute, Ihr Mädchen und Frauen, Ihr Knaben und Männer, wenn er Euch zuruft: Glück zum neuen Jahr? Versteht Ihr, wie er's meint? Das wünscht er Euch, was die Wände im kahlen Tagelöhnerhäuschen am Waldrand vergoldet: den Geist der Rechtschaffenheit, des Fleißes, der Ordnung, die innere Zufriedenheit, die sich bei einem reinen Gewissen, bei schlichter Pflichterfüllung nothwendigermassen einstellt.

Ob sich diese guten Wünsche erfüllen, das hängt freilich nicht vom Hausfreund, aber auch nicht vom neuen Jahr und seinen äußeren Schickungen, das hängt in letzter Linie einzig von Euch selber ab. Ihr braucht nur zu wollen, nämlich heiter, zufrieden, arbeitsam und gewissenhaft sein wollen — und das Glück steht vor Euch. Vielleicht trägt es dann nicht immer gerade die Züge eines blühenden jungen Mädchens in bezaubernder Leibes Schönheit — vielleicht erscheint es Euch in der Gestalt einer gütigen, wohlthätigen, mit milder Hand begabten Hausfrau — sicher aber besucht es Euch als die wahre Freundin, die einzig im Stande ist, das Leben zu weihen und zu verklären.

Nichts wünscht der Hausfreund mehr, als dies, daß sein herzlichtes „Glück zum neuen Jahr“ an recht vielen seiner alten und neuen Freunde in Erfüllung gehen möchte. Er wünscht das nicht nur im Blick auf einzelne seiner guten Bekannten. Er denkt dabei an unser ganzes Volk und Vaterland. Er weiß, daß es um das Vaterland am besten dann bestellt ist, wenn es erfüllt ist von frohen, glücklichen Menschen.

Wir leben in einer bewegten, an Gegensätzen reichen Zeit. Vergleicht man sie mit früheren Zeiten, so könnte sie in mancher Hinsicht als eine Zeit gewaltiger Fortschritte, unendlicher Verbesserung erscheinen. In anderer Hinsicht freilich ist noch vieles zu wünschen übrig geblieben. Alles in allem aber dürfen wir sagen: es ist eine schöne Zeit, in der wir leben. Die politischen Zustände sind im ganzen sicherer geworden. Handel und Gewerbe haben sich entwickelt. Ein gewisser Wohlstand ist allenthalben aufgeblüht. Gebe Gott, dies sei heute das letzte Wort des Hausfreundes — uns allen innerlich frohe, glückliche Herzen, genügsame, zufriedene Gemüther. Dann wird das Jahr 1903 ein schönes Jahr werden, es wird um einen Ausdruck aus alten Chroniken zu gebrauchen, werden „ein Jahr des Heils!“

Diethelm, der Spielmann.

Eine Geschichte von Peter Rosegger.

In Glockhausen ist Jahrmarkt. Und wenn in Glockhausen Jahrmarkt ist, da wird die große Dorfkirche zur Arche Noahs, da sind alle beisammen — von jeder Gattung wenigstens ein Paar. Als sie nach der Messe nun herausströmten zum gothischen Thor, über den wogenden Köpfen ein Qualm von Menschendunst und Weibrauchdunst, schob das auf dem Stein hochende Weib die zwei Kinder vor sich der Menge zu: „Jetzt schaut zum Beten, Bübelein! Um ein Almosen für den gefangenen Vater. Räuber haben ihn entführt. Wir haben alles verkauft. Haus und Feld verkauft. Es reicht nicht. Sie wollen ihn umbringen. Christenbrüder und Schwestern, wir bitten um einen Beitrag zum Lösegeld!“

So sagt es das junge Weib laut vor sich hin, und die Knäblein, die mageren Hände gefaltet, lallen es nach: „Für defangenen Ater!“

Baldegunds Weib, das arme! Mancher wollte vor der traurigen Gruppe stehen bleiben und hören, ob schon Näheres zu erfahren wäre von der grauenhaften Geschichte, aber hinten drängte es nach, kaum, daß sie ihre Hellen ins Körblein werfen konnten, das die kummervolle Bettlerin auf dem Schoß hatte.

Einer reckte über der Menge auf dünnem Halse seinen grauen, bartstoppeligen Kopf empor: „Was hat's denn, daß nit weiter geht? Haben's Aepfel feil?“

„Baldegunds Weib, wenn Du's wissen willst, Hartlieb. Um Lösegeld thut sie bitten, wer was hergeben will.“

„Geld hergeben, pfui!“ sagte der graue Hartlieb und wandte sich mehr nach der andern Seite.

Als der Hauptschwall sich auf den Marktplatz hin ergossen hatte, wo die Krämer bereits ihre unerhört ausgezeichneten und billigen Schätze auslärnten, stand ein rundliches Männlein still vor Baldegunds Familie, steckte seine Finger in die Westentaschen, ohne aber etwas hervorzuholen. Seine kurzen Beine weit auseinander, sein Haupt vorgebeugt, das schmalkrämpige Hütlein am Nacken. Und hub nun an: „Weibsen! Weibsen! Ist's denn richtig? Aber das ist ja eine teuflische Sach'? Wahr ist's nicht, hab' ich gesagt. Und anitzo hör' ich's von Dir selber! So soll ihn doch der neunschwänzig Satan holen, diesen Hinkmar!“

„Der Hinkmar war's ja nicht!“ rief das Weib grell aus, „der Botwin! Der Räuber Botwin hat ihn weggeführt. Vom Söller aus hab' ich's gesehen. Der gelbborstige Botwin ist's gewesen.“

„Baldegundin, liebste!“ sagte der kleine Mann. „In dieser einen Tasche habe ich zehn Schinderlinge, die kriegst als Almosen wegen dem Christenthum. Und in dieser anderen Tasche hab' ich sieben Groschen, die kriegst wegen der Neugier. Aber Du mußt mir alles erzählen.“

„Mein Gott!“ rief das Weib, „was ist denn viel zu erzählen! Er hat mit dem Ross geackert auf dem Feld. Zur Mittagszeit — aber Kinder, kehrt euch doch nicht allemal nach meinen Reden, thut beten und Gaben sammeln; seht doch, daß wieder Leut' kommen! — Zur Mittagszeit, wie ich auf den Söller geh' und ihn zum Essen will rufen vom Feld, seh' ich sie ringen miteinander, ihn, den Baldegund, mit einem Fremden. Ein Mensch, ein schreckbar großer. Er hat ihn schon in der Furch'. Ich zum Nachbar hinüber: Leut! Der Raubritter! Meinen Mann hat er angefallen! Hilfe! — Wie wir hinauskommen, sitzt er schon auf dem Ross, und wie ein kleines Kind vor sich, so hat der Raubmensch meinen Mann und sprengt davon — gegen die Mutolffschluchten hinein. Ich bitt' Euch!“

„Aber Baldegundin, liebste, das weiß ich ja schon Alles. Seit vierzehn Tagen ist ja keine andere Mär im Lande. Sei mal ein bißchen froh, Baldegundin, daß er Dich nicht hat geholt, der Spitzhub. Den Mann gänzt er nicht so leicht an, den wirst wohl wieder kriegen.“

„Kriegen, kriegen — freilich. Wenn Geld da wär'!“

„Wie viel kostet er denn?“

Das Weib holte einen schweren Athemzug aus der Brust und berichtete:

„Der Botwin hat mir sagen lassen, fünfzehnhundert —“

„Groschen?“

„Thaler!“

Das dicke Männlein hat einen Pfiff gethan.

„Ist zwar ein recht braver Mann, der Baldegund,“ sagte er, das Wort langweilig hervorschiefsend, „aber fünfzehnhundert Thaler — Frag' ob er's wert ist.“

„Ich hab' schon den Grund verkauft und das Haus und das Vieh,“ erzählte das Weib, „ich hab' meiner Eltern Silber verkauft und den Ring und alles, es kleck nicht. Ich hab' der Kinder Kresengeld genommen und meinen

Altsgroschen von der Gemeinde und hab' ihn bitten lassen, er möcht' genug haben mit zwölfhundert. Morgens drauf liegt im Apfelbaum-Zwiesel das Brett und mit Kohlen angemerkt: Fünfhundert Thaler oder umlegen. Noch neun Tage Zeit. — Heut ist der vierte Tag. Um des lieben Heilands Marterwunden willen, Leut', thut mir helfen!"

Der Alte leerte seine beiden Westentaschen, das gab einen Thaler und zehn Schinderlinge. Hätte er auch seine Rocktasche geleert, der Familie wäre Mann und Vater erkauft gewesen. Er aber süßelte eilig hinaus auf den Markt und kaufte zwei junge Pferblein. Und dachte: Heut wird mir doch der Herrgott ein gutes Geschäft machen lassen, denn ich habe einen Thaler und zehn Schinderlinge Almosen gegeben!

Auf der Kirchhofmauer saß ein lustiger Spielmann. An dem klapperte alles, wenn er sich bewegte. Der Rippenhans kann nicht heftiger klappern, als es dieser junge Spielmann that, und er war doch voller Blut und Leben. Es war aber ein sehr anmuthiges Klappern. An seinem Leibe hingen nämlich zahllose Holzstäbchen, längere und kürzere, alle ausgehöhlt und vielfach durchlöchert. So oft sich der Mensch auf seinem hohen Mauerstüß bewegte oder gar darüber hinlief wie die Kaze über den Dachstuhl, schlugen die Stäbchen aneinander, daß es eine Art hölzernen Glockenspieles gab. Dann faßte er manchmal eine der Pfeifen kundig zwischen die schlanken Finger und blies darauf frohmuthige Melodein über den surrenden Jahrmarkt hin. Mancher spitzte ihm seine Ohren mit Wohlgefallen zu, selbst der graue Hartlieb. Denn das war doch ein ganz ungefährlicher Spielmann oben auf der Kirchhofmauer — einstweilen wenigstens. Bis er herabkommt und den Leuten das Innere seiner

grauen Wollmütze unter die Augen hält, sind wir schon davon.

Ein wohlgefekter Mann, in seinem dunkelbraunen Gesichte und mit dem Federkamm auf dem Hute einem Rothhäuter ähnlich, trieb sich sachte durch das Menschengewirr gegen die Kirchhofmauer hin, aber nicht des Spielmanns wegen, vielmehr des armen Weibes halber, das immer noch an der Pforte saß und leise betend vor sich hinstarrte.

"Schau, schau," sagte er gemüthlich. "Eine alte Bekannte. Heißt das, alt nicht. Es ist fabelhaft, wie gut Du Dich erhältst, Rada. Sind immerhin etlich zehn Jährlein her. Bin auch noch soweit beisam'. Kennen wirst mich ja. Pächter bin ich jetzt auf der Wildstatt. Der Habemar, weiß wohl."

Das Weib hatte ihr Haupt erhoben, ihr Haar aus der Stirne gestrichen, schaute dem Manne ins Gesicht und sagte: "Ihr werdet Euch verkennen. Ich bin nicht die Rada. Meine Mutter hat so geheißt."

"Was Du sagst!" entgegnete er. "Deine Mutter hat Rada geheißt? Ja, nachher wärst Du ja die Tochter Deiner Mutter! Schau! schau! Sie

war auch schön! Oh, das war ein sauberes Mädel."

"Ich bin Baldegunds Weib."

"Den sie gestohlen haben? Schau! schau! Sind das Deinige?" er deutete gegen die beiden Knaben, die sich auf dem Rasen herumalgten. "Schau, da sieht man erst, daß einer alt wird. An andern sieht man's. Sich selber will man's nicht glauben. Und in Wahrheit ist's so, das Weib ist jung, so lang man's für jung hält, der Mann, so lang er sich jung vorkommt. — Mit Deinem Mann sollst Malheur gehabt haben, hör' ich. Schau, schau! Gelt, Rada, es macht nichts, wenn ich mich zu Dir in den Schatten



Da steht einer!

setze. Wir konnten nachher mit einander gehen, wenn Du magst. Lösegeld brauchst, sagen sie. Vielleicht — wir wollen mal sehen, vielleicht finden wir was.“

Zuerst hatte er laut gesprochen, dann leiser, und nun flüsterte er nur mehr, so daß es kaum für das Weib zu hören war. Ueber ihren Häupten auf der Mauer der Musikant las es aber beiläufig vom Gesicht des Wildstätt-pächters ab, was er sprach. Jetzt zog sich der Mund breit gegen die Ohren hin, jetzt spitzte er sich rundlich zusammen; jetzt schossen die Schweins-äuglein lebhaft hin und her, jetzt duckten sie sich hinter die zwinkernden Lider; jetzt bekam die Nase eine scharfe Spitze, jetzt krümmte sie sich zu einem Buckel. Das Weib stieß ihn plötzlich mit der Hand zurück und rief unter hartem Lachen auf: „Dann brauchst' ich ja meinen Mann nicht, Du Spitzbub!“

„Du Spitzbub! Du Spitzbub!“ sagte es der auf der Mauer nach, wie ein munterer Papagei. Der Pächter Hademar schoß einen schwer vergifteten Blick auf den Spielmann: „In mein Haus komm' mir noch einmal, Bettel-pfeifer, verdammt!“ Dann hat er sich verzogen.

Diemeilen Baldegunds Weib noch dasaß und in der flachen Hand den heutigen Erlös überzählte — zwei Thaler und fünfzehn Schinderlinge im Ganzen — sprang der Bursche von der Mauer herab, nahte sich bescheidenlich und sprach sie an: „Baldegunds Weib kann sich heute, scheint mir, vor den Mannsbüßern nicht erwehren. Einer bettelt um dies, einer um das.“

Sie streute die Münzen auf die Erde: „Wenn ein Wunder geschieht, so tragen sie bis in drei Tagen hundertfältige Frucht. Wenn keins geschieht, ist mein Mann verloren.“

„Das ist ja der lautere Stein, auf den Du säest!“ rief der Spielmann.

„Die Menschen sind härter als der Stein.“

„Baldegundin! Ich habe oft an Deiner Thür gebettelt. Bei Dir hab' ich's nicht erfahren, daß die Menschen von Stein sind. Ich bitte Dich schön! Bettle doch auch Du mich einmal an.“

„O Kind, Du gutes!“ rief sie und legte die Hände ineinander, „ich brauche viel Geld, so viel! Und Du hast wenig nicht!“

„So will ich Dir was sagen, Baldegundin. Du brauchst gar kein Geld. Du brauchst einen Kerl, der Deinen Mann aus der Räubersburg befreit. Einen muthigen Gefellen, der dem Erz-böfewicht und seiner Bande gewachsen ist!“

Sagte sie ganz schläfrig: „Da getraue ich mich erst noch eher das Lösegeld zusammenzubringen. Gelbleute gibt's, aber Ritter gibt's keinen!“

Jetzt schüttelte sich der Spielmann, daß die Pfeifen klapperten rings um seinen schlanken Leib. Dann stellte er sich gerade wie eine Königskerze vor sie hin und sagte gelassen: „Da steht einer.“

Sie mußte lachen. Und sagte dann mit Spott: „Am Ende willst Du meinen Mann befreien?“

„Warum denn nicht?“

„Willst Du das Burgschloß belagern?“

„Möglich.“

„Willst Du die Räubersburg erobern?“

„Wahrscheinlich.“

„Mit Pulver und Schwert etwa?“

„Schwerlich,“ sagte er, auf seine Pfeifen deutend, „diese Rohre gehen nicht los und diese Spieße stechen nicht.“

„Vor dem Unglücke sollte auch der Schalk Achtung haben,“ sagte sie.

„Daß ich schalke, meinst Du? — Weib, ich bin ein schlechter Spielmann. Ich spiele nicht, die Leute spielen mit mir. Sie fangen mich ein, lassen mich pfeifen, füttern mich satt, treiben mit mir Gespött und jagen mich lachend davon, weil ich ein Unnuß bin! Ein Unnuß, sagen sie, bin ich. Die ganze Gegend weiß es seit Tagen, wo der Baldegund ist. Keiner rührt sich, höchstens, daß sie denken; fünfzehnhundert Thaler thät er kosten. Viel Geld! Geld, anders können sie ja nichts denken. Aber geben thun sie auch das Geld nicht. Ich gib's ebenfalls nicht. — Weib, wenn Du den Spielmann Diethelm jetzt werthen solltest! Meinst Du, daß er fünfzehnhundert schwer ist? Ich münze mich. Ich münze mich aus, Baldegundin! Ich hab' alles geschenkt bekommen, was ich bin und habe. Und jetzt schenke ich mich selber her, da hast mich. Geh, dumm, daß Du zornig wirst, wie beim rothen Pächter. Kannst mich ja weiterschenken. Am Ende hast Du Deinen Baldegund lieber als mich. Auch gut. Ich gehe ins Fungschloß.“

„Also austauschen meinen Mann, für Dich?!“

„Fällt mir nicht ein. Herr Botwin gibt keinen Pfifferling für den Pfeifer. Geschweige den Fünfzehnhundertthaler-Mann. Ah ne, Baldegundin, das wollen wir schon besser machen.“

„Wie willst es aber nur machen?“

„Das weiß ich selber noch nicht. In fünf Tagen, wenn's gut geht. Bei Eurer ersten Hochzeit habe ich schön gepfiffen, mit der langen da, mit der da — weißt Du noch? Bei Eurer

zweiten Hochzeit will ich noch schöner pfeifen. Geh, das Kleingeld laß liegen. Wir brauchen feins. — Das ist auch nix nutz!“ Er strich ihr mit der Hand über die Wangen, an welchen große Tropfen niederrannen. „Du mußt Dir muntere Guckelein herrichten, bis er kommt. Ein Vaterunser, wenn Du Zeit hast, kannst beten, daß mir der obere den Spaß nicht verdirbt. Wups!“

Er sprang wegshin, es klapperten die Pfeifen. Einer der Knaben hub zu gröheln an: „Feifenmann nit fortbehen! Feifenmann wieder gummen!“

Das Weib packte die lebendigen Kleino-bien zusammen und ging dem Gehöste zu, das seit ein paar Tagen nicht mehr ihnen gehörte. In weitem Bogen wich sie dem schrillenden Jahrmarkt aus — dort waren die Nichtigen beisammen.



Serr, der Baldegund —

Seit die Truppen des Landesherren in Böhmen

lagen, war Ritter Botwin der Schrecken weitum. Ein Hauptmann war er gewesen im Heere, unter der Anführung des Fürsten. Als er aber merkte, daß im unendlichen Kriege das Faustrecht Landesverfassung geworden war, schwenkte er mit seinem Fähnlein seitab, zog plündernd durch das Freundesland und nahm Besitz von der besatzungslosen Burg in den Mutolschluchten, genannt das Lungschloß, das hoch in der Nische einer Felswand stand und nur unterirdische Zugänge hatte. Des Schlosses Eigentümer, Graf Thurnstein, lag im Böhmerlande schwer verwundet. Botwin fühlte sich gleich als rechtmäßigen Besitzer der Burg, denn er hatte sie ja „genommen“. Und sollte der Graf je noch einmal heimkehren, so müßte er eben das Lungschloß wieder erobern nach löblichem Landesbrauch oder darauf kameradschaftlich verzichten. Das

Mißliche war nur, daß — als Botwin mit seiner Bande einzog — ihm Haufen halbverhungelter Mäuse entgegenkamen, nicht so sehr zur Begrüßungsfeierlichkeit, als vielmehr in der Hoffnung, die Anrückenden würden Korn und Speck mitbringen. Sie brachten aber nichts mit, als was bereits seit langem im Schlosse war — einen rasenden Hunger. Es wurden sofort Ausflüge in die Umgebung gemacht; das weniger, um die romantische Natur zu bewundern, als um den Landleuten, die sich weigerten, dem fremden Eindringling Abgaben zu steuern, die Sachen wegzunehmen. Diese rotteteten sich zusammen und

wehrteten sich ihrer Haut. Das nahm Botwin für eine aufgelegte Kriegserklärung. Offene Schlachten lieferte er ihnen nicht, dafür war seine Bande zu klein. Nur im Felsenschloß konnte er sich behaupten. In schlauen Winkeln kaperte er seinen Raub, nahm, wo er fand, entführte Kinder, Schafe, Pferde und schließlich — wo es sein konnte

— auch Menschen, die er nur gegen schweres Lösegeld wieder zurückgab.

So hatte sich „Ritter“ Botwin auch den Bauer Baldegund vom Felde geholt und den wollte der Spielmann Diethelm nun zurücknehmen. Mit tänzelnden Schritten zog er munter durch die Mutolschluchten hinein unter fortwährendem Klappern seiner Pfeifen. Der letzte Engpaß war besetzt mit Botwins Reifigen, die dem frohen Knaben die offenen Arme entgegenhielten. Sie erklärten ihn lachend als Gefangenen und führten ihn auf die Burg. Er antwortete, das enthebe ihn der Mühe, in der Burg um Einlaß zu bitten, denn er sei gekommen, dem edlen Ritter Botwin ein Preislied zu singen. Er sei es satt, zu hungern bei den dummen Bauern herum. Er wolle einmal ein höfischer Sänger sein.

Darob begann im Lungschloß ein dralles Vergnügen. Botwin hatte schon lange auf Mittel gesonnen, seiner tapferen Bande einmal ein Lustfest zu geben, zumal vor Kurzem auch für das abgefangene Weib eines reichen Brodbäckers ein sehr erkleckliches Lösegeld eingelangt war. Demnach war der Schloßherr guter Laune, als der klappernde Spielmann ihm vorgeführt wurde.

Dieser Botwin! Ein Kerl wie der wilde Eber! Ein Kerl wie der Satan im illustrierten Märchenbuch! Der Räuber Runo ist ein wohlgearteter Seminarzögling dagegen. Und der Spielmann dagegen ein Knabe, der just das erste Höslein bekommen hat, wie er jetzt schrecklich treuherzig aufblickte zum wilden Riesen, der nach schlechtgegerbten Thierfellen roch.

Das war Ritter Botwin, der neue Herr auf dem Lungschloß.

„Was kannst Du denn, lieber Hund?“ fragte er den Diethelm.

„Ich kann alles, großer Löwe! Alles, was Dir zum Ruhm ist!“

„Zum Ruhm?“

Der Schloßherr winkte mit der Hand: „Laß das. Auf diesen Spieß gehe ich nicht. Daran magst Du die tapferen Feldherren lecken lassen, Kleiner, die jetzt in Böhmen Frösche dressiren und auf einen blinden Harfenisten warten, der sie in die unsterbliche Weltgeschichte hineinziirpt. Ich will mich bloß unterhalten.“

„Wünsch' gute Unterhaltung, edler Herr!“

„Kannst Du Komödie spielen, Schafsnase?“

„Können?! Ihr beleidigt mich, gestrenger Ritter! Ich leite die größten Schauspielertruppen, Helden, Sänger und Schalksnarren. Sogar mich selber spiele ich nicht schlecht.“

„So sage doch, Krötensohn, wo hast Du denn Deine Truppe?“

„Liegt bei Euch in bester Verwahrung, hoher Fürst.“

„Was heißt das?“ schnob Botwin.

„Herr, wenn Ihr so streng seid! Die freien Künste bedürfen gnädigen Sonnenscheins, mächtiger König. Ich wollt Euch ja doch unterhalten? Ihr wollt gewiß recht lachen?“

Der Herr streichelte den Spielmann an der Wange: „Freilich will ich lachen, Du lieber Kerl. Deine schönen Pfeifelein da! Darf man eine angreifen?“

Diese Güte war doch Sonnenschein genug, Spielmann. Wie?

„Dann bin ich schon recht mit dem Baldegund,“ sagte der Diethelm.

„Baldegund? Der Bauer? Was hast Du mit dem?“

„Herr, der Baldegund hat meine Komödiantentruppe im Bauch. Herr, der ist es ja, mit dem ich Euch Milz und Leber aus dem Leib lachen mache.“

„Hund, räudiger, was geht Dich der Baldegund an?“

„Milz, Leber und die Galle — ha ha ha, so heraus, ha ha ha, immer so heraus, Herr. Man muß aber ein Tuch um den Hals machen! ziemlich eng, daß sich die Seele nicht herauslacht, Der Herulz zu Glockhausen, dem ist sie beim Lachen so weit zum Mund herausgeflattert, daß sie der Dorfschmied mit dem Blasebalg hat müssen zurück hineinjagen. So hat er gelacht wegen des Bauchredners Baldegund.“

„Bauchreden, jagst Du?“

„Bauchreden, sage ich, allergnädigster Herr.“

Der Botwin wurde wieder ganz schmiegsam, nahm wie in Zerstreuung spielend den Spielmann am Ohr und hob ihn so in die Höhe. Da klapperten nur wieder die Pfeifen, der Bursche selber gab keinen Laut.

„Das Bauchreden, liebes Kindlein, muß wohl ein großer Spaß sein, besonders nach vorne, gelt? Aber den Baldegund hol' ich Dir nicht hervor. Der bleibt in meiner Eisentasse. Ist so viel als Baargeld. Mit dem laß' ich nicht spielen. — Knabe, Du bist schön wie ein junges Kalb. Kannst Du klettern? So klettere einmal an mir heran. Am ersten Tage bis zum Knie, am zweiten bis zum Hosensack, dort Ruhetag, was?“

So das Großmaul, hatte aber für den Diethelm nunmehr keinen Reiz. Sein Plan war mißlungen. Botwin ließ den Baldegund nicht aus der Höhle.

Gingegen wurde schon am nächsten Tage auf der Waldwiese ein Lustfest veranstaltet, bei dem der Spielmann klappern sollte, pfeifen, singen und all seine Künste zeigen. Die ganze Schloßbewohnerschaft war dabei. Sogar das Gemachel des Botwin, ein so blaßes, schattenhaftes Weib, daß der Spielmann Anfangs fast vor ihr erschrak, in der Meinung, es sei das altherkömmliche Burgmöbel, die weiße Frau.

Anders zu Muth ward ihm bei dem Töchterlein. Jetzt hätte er wohl ohne Pardon den Raubritter mögen henken lassen, weil er der Vater eines solchen Wesens war. Und es noch lieblosen. Das war das größte Verbrechen. Das Mädel hieß Zugunda und war wahnsinnig schön. So schön, daß Diethelm laut aufschrie, als er es das erste Mal im weichen Felle über den

Nasen hüpfen sah. Dann log er, eine Hummel habe ihn gestochen. Ein anderer würde vielleicht gefunden haben, daß das junge Ding die Augen zu weit auseinander hätte, und eine zu kurze Nase, und einen gar zu kleinen Mund, der ganz rund war und nach unten und oben ausgeböcht, so daß man das feuchte, kirschrothe Unterfutter gar schön sah. Aber den Diethelm stach die Hummel zum zweiten Mal und all seine Blutstropfen wollten die Adern sprengen und auf das Mädel hinspringen. Einstweilen klapperte er ganz schrecklich mit seinen Pfeifen, die wie ein Pferdefliegenetz rings um sein Gewand niederbaumelten. Der kleinen Jugunda gefiel das ganz ungeheuer, sie klatschte in die Hände und tanzte um ihn herum, und wenn er weiter ging, tanzte sie immer noch um ihn herum, wie der Mond, der den wandernden Erdball begleitet.

Weinfässer waren auf den Waldanger gewälzt worden. Etliche der Gefellen hatten nämlich einem Weinführer das beschwerliche Fuhrwerk erleichtert. Der Platz war voller Spießgesellen und fecker Dirnen. Der Botwin liebte das. Für heute hatte er sich ganz besondere Ergötzlichkeiten ausgedacht. Er war kein geborener maître de plaisir, so wußte er auch nicht, womit Lustfeste eigentlich ausgestattet werden. Die Soldaten wußten einiges, das Beste mußte er sich selber erfinden. Den größten Spaß bereitete ihm der Reifritt. Da hatte er einen großen Holzreife aufstellen lassen wie ein Thor und denselben ringsum mit lebendigem Gevögel behangen — mit Krähen, Raben, Geiern, Hähern. Dann hatte er sich auf einen großen Ziegenbock gesetzt, mit dem er durch den flatternden, kreisenden, pfeifenden Reifen zu reiten gedachte. Aber der Ziegenbock wollte nicht. Zwei Knappen mußten das Best dressiren helfen und als es so weit war, daß es schrittweise vorwärts bockte — durch den Reifen wollte es immer noch nicht. Botwin winselte vor Aerger und Gier, durchzusaufen, es

vergingen Stunden bis der Ritt zur Noth gelang und der Bock jenseits des Reifens feuchend und schäumend zusammenstürzte. Nun wollte man aber auch einmal den Spielmann haben. Und der war nicht da. Den Schlossherrn verlangte es nach seinem Töchterlein Jugunda. Es war das einzige milde Lichtlein seines finsternen, rauhen Lebens. Jetzt wollte er ihm den Reifritt zeigen und für das Töchterlein noch ein zweites Böcklein bringen lassen. Aber das Töchterlein war auch nicht da.

Am Walbrande dort, schon unter dem Eichen Schatten, hatte der Spielmann sein feinstes Pfeiflein von der Lende gelöst und hub damit ein Liedel an zu blasen.

— Ein Liedel, so wundersam, daß Jugunda in noch engerem Kreise ihn umtanzte. Sie stand auf dem einen Barfüßchen und drehte sich wie ein Kreisel, sie stand auf dem anderen und hüpfte wie ein Bachstelzlein voran. Der Spielmann blies gar lieblich auf der Flöte und zog sich dabei sachte zwischen das Gesträuch hinein in den dunklen Wald. Das Mägblein neben und hinter drein trällerte, surrte und sang, und wenn die Lust zu



Sie stand auf einem Barfüßchen und drehte sich wie ein Kreisel.

groß ward, sprang ein helles Jauchzen aus ihrem runden Mündchen. Und der Spielmann blies und schlich mählich dahin, immer weiter und weiter durch den Wald, und das Mädel folgte ihm tänzelnd nach. . . .

Was war das Lied lang in der Pfeife! Und was war es lustig! Es war so süß! So heiß! — Athemlos, bewusstlos sank Jugunda endlich aufs feuchte Moos.

Der Spielmann hing die Pfeife an ihren Platz, faßte die Maid in die Arme, und wie man ein Kind trägt, so trug er es dahin durch den Wald, durch die Schluchten, dahin über die Matten, über die Felder bis zum großen Dorf Glockhausen.

Als die Leute solcherlei erschaut, da sind sie sehr tapfer und sehr hochherzig geworden. Man brauchte ja nichts mehr zu thun und zu geben

für den geraubten Baldegund. Der Schultheiß nur, der gab für des Spielmanns schöne Beute eine Stube und was dazu gehört. Und Diethelm begann die Verhandlungen.

„Ritter Botwin, allergnädigster Spitzbub! Gibst Du den Baldegund, so bekommst Du Dein Mädel! Sonst wird's geschlachtet!“ — Der Spielmann biß derb in die Finger, die das letzte Wort geschrieben hatten.

Schon am zweiten Tage, des Morgens, als die Beute zur Messe gingen, lag auf dem Stein vor der Kirche die Schrift aus dem Lungschloffe. — Desselben Nachmittags, Stunde drei, am Eingang der Mutolffschluchten sollte der Umtausch sein.

Jetzt kam aber das unvorhergesehene Ereigniß: die schöne Jugunda wollte nicht. Sie bliebe lieber beim Spielmann.

Baldegunds Weib kniete nieder vor dem Mädel wie vor einem Heiligenbild und betete, wie sie noch nie eine Gottheit so heftig, so glühend angebetet hatte: „Geh' zu Deinem Vater! Erlöse mir meinen Mann!“

Das Mädel lachte, schüttelte den Kopf und schmiegte sich an die Pfeifen ihres Diethelm.

Aber das Weib umklammerte ihre Füße: „Engel, gib mir meinen Mann!“

Sagte die Kleine sehr fröhlich: „Du hast den Deinigen schon lange gehabt, jetzt will ich den Meinigen haben!“ Und rankte sich noch enger an den Spielmann.

Hierauf neue Note an den Raubritter: „Lieber Herr Vater! Ich hab mir's überlegt. Zurückgeben thu' ich das Mädel überhaupt nicht. An dem Baldegund liegt uns nicht viel. Wenn Du ihn für Dich behältst, so wird eben Dein Töchterlein — Du weißt schon was. Wenn Du ihn bis Morgen Mittags nach Glockhausen sendest, so wird Dein Töchterlein geheirathet. Von Deinem lieben Schwiegersohn Diethelm.“

Als Antwort auf solches Ultimatum hat der Burgherr auf dem Lungschloß den Baldegund hingegen schier bis zum Eingang der Mutolffschluchten führen und dort an einen Kiefernbaum binden lassen. Im Hinterhalt lauerten die Spießgesellen mit den Flinten. Er hatte sagen lassen: Wenn die Jugunda frisch und gesund herbeigebracht werde, so könne man den Baldegund haben. Sie möge, wenn's schon gar nicht anders ginge, halt auch den Spielmann mitbringen.

Einen Tag schmachtete der Bauer Baldegund an dem Baum gebunden. Er schrie jämmerlich nach Weib und Kind. Gegen Abend wurde er heißer und als die Nacht kam, die dunkle, erhob sich oben hinter dem Felsen ein liebliches Pfeifen-

blasen. Die Spießgesellen horchten und kletterten dann hinauf, um den prächtigen Singvogel einzufangen. Dieweilen lief Diethelm hinter dem Felsen in die Schlucht zum Kiefernbaum hinab und stahl den Baldegund. Er schnitt die Stricke ab und schleppte den Mann eilends davon gen Glockhausen. Und das Mädel gab er auch nicht zurück. — Wenn ein junger Spielmann um so viel gescheiter ist wie ein alter Räuber, und so lustig und so lieb! Jugunda! man kann Dir nicht unrecht geben, wenn Du so gern beim Diethelm bleibst. . . .

Zhr Gebet.

Eine Erzählung aus dem Leben von Eugen Ehretsmann.

Es war wieder eine der vielen schlaflosen Nächte der alten Mutter Magdalena. Sie fand auf ihrem Lager die Ruhe nicht, derer ihre müden Glieder so sehr bedurften. Nebenam im Bohnstübchen schlägt die Uhr zwei. Sie horcht, ob er denn noch nicht heim kommt, — — — es ist noch alles still. Ein langes und banges Warten, — endlich hört sie den unsichern Schritt draußen im Hausflur. Mit lautem Gedröhne fährt die Thür ins Schloß zurück. Ein unheimliches Gemurmel, vermischt mit Fluchworten, dringt ans Ohr der geängstigten Wittwe. Da wird es wieder stiller. Ihr Sohn hat die Schlafkammer aufgesucht. Die alten, mageren Hände der Mutter falten sich zum Gebet. Aber noch lange dauert es, bis der Schlaf sich über sie erbarmt.

Wie oft hatte sie schon ihren Herrgott gebeten, er möge ihr verzeihen, daß sie ihrem Kinde einen seligen Tod wünsche. Wie schwer ihr der Wunsch von der Seele ging, das sagten allemal ihre rothgeweinten, müden Augen.

Wer möchte es auch als etwas Leichtes erachten, wenn ein Mutterherz, zumal ein siebzig-jähriges, eigenes Fleisch und Blut gerne sterben sehen möchte, bevor es selbst der ersehnten Ruhe auf dem Gottesacker in die Arme gelegt wird.

Immer schloß die greise Magdalena dieselbe Bitte in ihren Morgen- und Abendsegen ein, wenn sie auch jedesmal die Brille abnehmen und die Augen abwischen mußte, und bebend kam es dann von ihren Lippen: „Er kommt ja ganz ins Verderben, wenn Du, Herr, Dich nicht über ihn erbarmst.“

Das verlorene Kind, um das sie trauerte, stand in der Vollkraft der Mannesjahre. Ein tief-schwarzer Bart umrahmte das männlich-schöne Gesicht, das auf Augenblicke einen milden Ausdruck annehmen konnte. Aber die dunkeln Augen waren von unheimlichem Glanz, und in bösen

Stunden belebte sie ein teuflisches Feuer, der Schrecken der Mutter.

Hans war Hagestolz. Er haßte die Frauen unsagbar. Die eigene Mutter mußte von diesem Haße genug verspüren. Auch in lichten Momenten gab er ihr kaum ein freundliches Wort und jede edlere Regung, jedes kindliche Gefühl schienen in ihm erstorben zu sein.

Ein Weib war es gewesen, durch dessen Schuld ihm seine Jugendliebe für immer verloren gegangen war. Und als die Hochzeitsglocken zur Kirche riefen und er nicht mit ihr am Altare war, sondern im Werktagskleid abseits an einer Gassenecke stand, da hatte er sich duldbend gewandt und war voll Haß und Finsterniß geworden.

Kein tröstendes Wort der Mutter oder der Geschwister vermochte zu helfen. Im Trunke suchte er sie zu vergessen, die seinem leichten Sinn einen sicheren Halt und seinem Leben Sonnenschein hätte geben können. Jede Arbeit wurde ihm zur Last, seit er wußte, daß er nicht für sie, die Verlorene, die riesige Kraft seiner Arme gebrauchen durfte.

Und wenn in einsamen Stunden doch noch ein kleiner Rest guten Willens sich zeigte, wenn er doch versuchte, die böse Bahn zu verlassen, so sorgte ein kleiner Kreis verabscheuungswürdiger Gesellen dafür, solche Regungen im Keime zu ersticken und die Meinung in ihm aufkommen zu lassen, daß so gut wie sie es noch kein Mensch mit ihm gemeint habe. Gewöhnlich bei Tagesgrauen verließ er mit ihnen das abgelegene Waldwirthshaus und trat dann berauscht und tobend das Haus der Mutter.

Es drückte ihr fast das Herz ab, daß der Sohn ihr mütterliches Bitten, ihr Warnen und Drohen gar nicht mehr beachtete und doch konnte sie ihn in tiefinnerster Seele nur bedauern, weil er nicht innere Kraft und starken Willen genug besaß, um umzukehren und so, ohne Halt und Stütze, immer tiefer und tiefer sinken mußte.

Was wird aus ihm werden, wenn ich nicht mehr bin? Wird er ganz verkommen und am Ende zum Bettler werden? Nimm ihn, Herr, vor mir zu Dir!" betete sie ohne Unterlaß. — — —

Da war der Herbst gekommen und hatte reichen Segen gebracht. In Reih' und Glied standen im Trotthaus die übervollen Traubenbütteln.

„Greif' zu, es muß auch zu zweien gehen!" schrie Hans dem Winzerknecht zu und mit fast übermenschlicher Kraft faßte er die Bütte an der einen Seite unten an, um sie auf die Kelter hinauffchieben zu helfen. Da — ein Fehltritt

und ein Behrnf. Die schwere Last hatte ihn jäh mit dem Genick an den Kelterrand geworfen. — — —

Todesbleich erhob er sich. Im Nacken verspürte er reißende Schmerzen. Doch die würden wieder verschwinden, dachte er, froh darüber, daß er nicht erdrückt worden war.

Nach einigen Tagen ließ der Schmerz anscheinend nach. Keine Klage kam über seine Rippen. Oder wollte er nicht sagen, daß er litt? Eine auffallende Aenderung ging mit ihm vor. Die lebensfrische Farbe schwand und der Glanz der Augen wurde trüb. Jetzt wollte er arbeiten, und als die ersten warmen Frühlingstage kamen, griff er zur Hacke. Aber wie ging es so schwer! Die alten Freunde mied er. Seit er nicht mehr mit ihnen die Schenke besuchte und zahlte, schauten sie ihn kaum mehr an. Wenn er mit der Mutter redete, klang ein Ton der Liebe und Zärtlichkeit durch. Wie einst in den Tagen der seligen Kinderzeit zog es ihn wieder zu ihrem Herzen.

„Mutter, jetzt gehi's nicht mehr! O, mein Genick!" sagte er eines Tages und sank todesmatt in den alten Sessel am Kachelofen.

Als der Arzt an das Bett im freundlichen Stübchen trat, fand er einen Schwerkranken. Der ihn hinausbegleitenden, geängstigten Mutter sagte er, daß da nicht mehr zu helfen sei, daß er nur daran denken müsse, die schweren Leiden, die sich einstellen werden, so viel wie möglich zu lindern.

„Nicht war, Mutter, ich muß sterben! Hat er es nicht gesagt?" fragte der Kranke mit betäubtem Ton.

„Nein, mein armes Kind, habe keine Angst," erwiderte das alte Mütterlein gedrückt und dachte an sein Gebet, „nein, ich will Dich sorgsam pflegen und, wenn Gott will, so wirst Du wieder gesund werden.“ „Wenn Gott will" — und voll warmer Liebe legte es die magere Hand auf die glühende Fieberstirne und war beruhigt, als der Arme die Augen schloß und die heißen Tropfen nicht sah, die langsam auf die weißen Rissen perlten.

Da fiel eine Thräne auf des Kranken Hand.

„Mutter, arme Mutter, gelt, Du weinst, weil ich ein so schlechter Mensch geworden bin! Vergieb mir, ich will Dich wieder lieb haben und ein guter Sohn sein, wenn ich wieder gesund bin.“

Sie machte sich so stark, als sie nur konnte und hielt seine heiße Hand in der ihrigen. „Sprich nicht mehr davon, ich habe alles vergessen und Dir alles vergeben. Du bist wieder mein Kind, mein guter Sohn.“

Sie sank am Bett auf die Kniee und betete, als mühte sie sein Leben dem Allmächtigen abringen. „Herr, sieh, er will wieder gut werden! Vergieb einem armen Mutterherzen!“ seufzte sie.

Der Kranke faltete mit ihr die Hände wie einst in den schuldlosen Tagen der Kindheit.

Durch die hellen Scheiben lachte warmer Frühlingssonnenschein und auf dem Fensterladen zwitscherte die erste Schwalbe ihr festfrohes Lenzlied.

In das gequälte Herz des Kranken drang ihr Gesang wie seliges Hoffen. Leise öffnete die Mutter das Fenster. Er wollte nach der Schwalbe schauen, doch die Kraft versagte.

Von Tag zu Tag wurde er schwächer. Der Arzt machte das arme Weib darauf aufmerksam, daß alle Nerven nach und nach erlahmen würden.

„Herr, was Du thust, ist wohlgethan. Ich will nicht hadern, sondern stille halten. Erbarme Dich seiner,“ betete die Mutter.

Der Arzt milderte die Schmerzen des Kranken so gut er konnte. Das Aufrichten im Bett wurde dem Armen unmöglich. Wehmüthig schaute er zu, wie man an der Decke ein Seil befestigte, an dem er sich emporziehen sollte.

Als die Mutter ihm die ersten Frühlingsblumen auf das Bett legte, konnten sie seine Finger nicht mehr halten. In ein Nichts war seine Riesenkraft zerronnen.

„Mutter, Mutter, wo bist Du? Es ist so finster um mich her. Ist es denn Nacht? Draußen singen ja noch die Vögel, und die Kinder spielen auf der Gasse. Gelt, ich muß sterben! — Vater, nimm mich auf zu Dir!“ — — —

„Herr, Dein Wille geschehe!“ betete die alte Mutter erschüttert beim letzten Ringen und drückte dem Toten die erblindeten Augen zu. — —

Als die Pünktglocken vom nahen Thurme ihr feierliches Festabendlied anstimmten, ging sie selber zur Ruhe ein. Was ihr das Sterben so

leicht, ja zum Verlangen gemacht hatte, war der tröstende Gedanke, daß sie ihren Sohn nicht im Elend lassen, sondern in seligem Glück wieder finden würde.

Winter im Schwarzwald.

Von Hermine Bilfinger.

Wenn des Obergrundbauern Lisel im Herrgottswinkel am Spinnrocken saß, konnte sie oft minutenlang der Arbeit vergessen, so völlig versenkten sich ihre Augen in den Anblick des unten, am Ausgange des Thales liegenden Nachbarhofes.

Obwohl die Mutter sie immer wieder aus ihren Träumen schreckte:

„Laß au des ewig Nusstarre si, 's isch doch umsonst —“ es half nichts, Lisels Wünsche standen in zu engem Zusammenhang mit dem tiefdachigen, so heimlich zwischen den Bergen gebetteten Nachbarhof, als daß sie sich die Worte der Mutter zu Herzen genommen hätte.

Allein so sehr auch die beiden Nachbarn in ihrer Bergeinsamkeit auf einander angewiesen waren, es hatte sich kein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen gestaltet, denn sie waren zu verschieden; der Untergrundbauer, ein reicher Mann, dachte nur ans Erwerben, und es war sein größtes Vergnügen,

bei jeder Gelegenheit zu betonen:

„So wit i schau, alles mi —“ wobei er nicht verfehlte, die Zipfelmütze, die er stets zu tragen pflegte, ein wenig schief zu rücken und ein halb gutmüthiges, halb schadenfrohes Lachen auszustößen.

Der Obergrundbauer aber nannte außer der lebendigen Schaar seiner zehn kerngesunden Kinder, an deren Spitze die Lisel stand, nur wenig sein eigen; allein es reichte zum Leben, sie liefen fünfse gerad sein und waren immer vergnügt.

„Ueber die Gebühr,“ wie sich der reiche Nachbar ausdrückte, in dessen Augen jeder ver-



ächtlich war, der nicht daran arbeitete, sein Hab und Gut zu vermehren.

„Der Leichtsinm setzt d' Bettler in d' Welt,“ pflegte er zu sagen, und wenn der Obergrundbauer mit dem bescheidenen Gruß des armen Schluckers am stattlichen Nachbarhof vorüberging, verfehlte der Untergrundbauer nie, ihm ein höhnisches:

„Wann lassener wieder taufe?“ zuzurufen.

„Unser Herrgott wird ihn scho noch strafe, daß er die kleini Kinderli nit libe mog —“ meinte die Lisel.

Sie war nämlich die Hauptursache an dem zunehmenden Mißverhältnis zwischen den Nachbarn; der einzige Sohn des Untergrundbauern, der Mathis, der jetzt diente, und sie, die Lisel, hatten sich gern gesehen. Er, der Untergrundbauer, war mit der Peitsche auf die beiden losgefahren, als er sie antraf, wie sie am Waldbesrand, im Halbdunkel, flüsternd beisammen standen.

„Lieber schlag' i die tot,“ schrie er das Mädchen an, „als daß i's zugieh, daß mi Einziger in so e Lumpewirtschaft hiroth!“

Lisel, die ein Peitschenhieb gegen die Stirne getroffen, rief dem harten Mann mit unterdrücktem Schluchzen nach:

„Warte nur, Untergrundbauer, mir zahl's Euch noch heim —“

Kurz darauf verließ der Mathis das Vaterhaus, um seine Dienstzeit anzutreten, sein Vater fand es ganz am Platz, daß der Sohn nichts von sich hören ließ, denn Gefühle waren im Untergrundhof nicht gepflegt worden.

Vor Weihnachten schrieb er an seinen Einzigen:

Lieber Mathis!

Zum Geschenk, daß Du es weißt, da ich gegen alle Lumpereien bin, kaufe ich ein neues Pferd und sollst es Deinem Vater dankbar an-

Gaußfreund.

erkennen für die beständige Vergrößerung der Wirtschaft und trifft es einmal anders als dem Obergrundbauern seine, wo hinten und vornen nichts ist und selbige Eltern in ihrer verwahrlosten Moralität ans Zusammenhalten nicht denken, sondern sogar noch wie die Hausnarren auf den Jahrmarkt zu Hornberg geloffen, und von mir rein und heilig am Poppenstände troffen worden sind, daß ein Dunnerwetter in so einen gottlosen Leichtsinm schlag!

Hauptsach', die Kathrin vom Edbauer könnt mir für Dich passen, weil die gleichen Verhältnisse, was somit in Ordnung wär'. Punktum! Fertig! Knecht und Magd schied' ich über die Feiertag weg, ich will keine Weihnachtsbuselei im Haus und Gaststrei; das Vieh ist schön und gesund, ebenfalls

Dein Vater.“

Es schneite lustig darauf los, und die Lisel saß auf der Ofenbank und sorgte für trockene Strümpfe für die Schulpflichtigen, die nicht immer im besten Zustand aus ihren Kämpfen mit Wetter und Wind hervorgingen.

Der Mathis hatte ihr geschrieben, daß er zu ihr halte, und so hatte sie ihr Weihnachtsgeschenk vornweg, und ein lieberes hätte ihr auf der Gotteswelt nicht werden können.

So putzte sie denn in der Frühe des Feiertags unter leisem Singen das Bäümchen für die Geschwister und breitete die bescheidenen Gaben darunter aus; alsdann wurden die Buben und Mädels gerufen, die wie's wilde Heer herbeigestürzt kamen, nothdürftig angekleidet, mit strahlenden Augen; vor dem „Krippele“ aber, das jede Weihnacht mit frischem Moos ausgelegt wurde, standen sie mäuschenstill und sangen ihr Weihnachtslied, und der Großvater mit dem Jüngsten auf dem Arm meckerte andächtig mit, indes die



Eltern Hand in Hand der sinnigen Kinder-
schar lauschten.

Die Lijel aber war schon wieder thätig, indem sie ein Fenster aufriß, um den Schnee, der sich davor aufgetürmt hatte, wegzuschaukeln, denn es war ihr nun einmal nicht wohl, wenn sie den Anblick von ihres Mathis Wohnstätte entbehren mußte. Aber wie erstaunte sie, als sich vor ihren Blicken ein unermeßliches Schneefeld aufthat, aus dem kein Baum mehr ragte weit und breit, geschweige das Dach des Nachbarhofes, der wie vom Erdboden verschwunden war.

„Vater, Mutter,“
schrie das Mädchen auf,
„s hät der Untergrund-
bauer verschneit, kummt
schnell — kummt elli —
mer mien em rus helfe,
er ischt allei —“

Auch der reiche Nachbar hatte in der Frühe den Schnee vor seinem Fenster wegzuschaukeln versucht, allein der hohen Wand, die sich um sein Haus gebaut, war nicht beizukommen. Auf dem Boden hatte der Schnee gar eine Dachlücke eingedrückt, und der Bauer hatte Mühe und Noth, der Sache Einhalt zu thun. Beim Pantiren stieß er gegen die Lampe, das Del floß aus, und der Mann tappte sich fluchend zu seinem Vieh hinunter. Es war stockdunkel im Haus und nichts zu machen, denn der Knecht hatte den Del-
krug mitgenommen, um ihn im Dorf frisch füllen zu lassen; die Rückkehr des Gesindes aber war erst am Abend des zweiten Feiertags zu erwarten.

Der Bauer zündete den Unschlittstumpen in der Stalllaterne an und suchte in allen Schiebladen nach Resten von Kerzen. Es war nichts zu finden. Nun hatte er's, daß er aus Geiz

sein Gesinde über die Feiertage weggeschickt; die Leute waren jung und stark; mit vereinten Kräften hätten sie der Uebermacht des Schnees steuern können oder einen Weg bahnen, um im Dorf Hilfe zu holen. Nun saß er allein; ein eigenthümliches Knistern und Krachen ging durchs ganze Haus; den Mann beschlich ein unheimliches Gefühl; wenn es so fort schneite und der Schnee ihm das Dach eindrückte, war's aus mit seinem schönen Vieh — dann war's überhaupt aus — und der Mathis, der ihm nicht einmal zum heiligen Christfest ein paar Worte geschrieben — er gestand sich's jetzt erst ein, daß es ihn bitter getränkt hatte, daß er's noch immer nicht verwinden konnte. Dann wieder fuhr es dem Bauern durch den Kopf, daß er auch hätte eine andere Weihnachten haben können, statt allein, von allen Menschen verlassen, in der Finsterniß zu sitzen.

„I wollt', i hätt's jetzt bigot wie der Alt-
obergrundbauer, den i
noch gestern usg'lacht
hab' —“ sprach er in
leisem Ton vor sich hin,
indem er die Zipfelfappe
bald ins Genick, bald
vor in die Stirne schob.

Er hatte den alten
Mann dabei angetroffen,
wie er seinem Enkelkinde
die Flasche gab:

„So so, hän si di
jetzt au so wit, das
den d' Husmagd mache

kannsch?“ rief er dem alten Mann zu, der ihm lächelnd antwortete:

„Was redener au, Untergrundbauer, des thun i gern —“

„I thät's bigot au gern,“ ent schlüpfte es dem Einsamen, aber schon im nächsten Augenblick schämte er sich der Anwandlung und schüttelte ärgerlich den Kopf. Das Lichtchen in der Laterne



erlösch, ein lautes Krachen und Stöhnen ging durch's Haus, und das Vieh brüllte ängstlich auf.

„Un die Finsterniß dazu, die Finsterniß,“ brummte der Bauer und tappte sich wieder hinauf zum Boden; der Schnee war durch Ritzen und Fensterspalten gedrunken und lag da und dort in hohen Haufen. Der Bauer suchte im Dunklen nach allerlei Geräthschaften, um das Dach zu steipern; er that, was er konnte, schleppte sich ab und suchte im ganzen Haus herum, bis er fand, was er brauchte. Während der Arbeit fielen ihm plötzlich die letzten Worte des Sohnes ein, als er ihm die Hand zum Abschied reichte:

„Daß Ihr's wisset, Vader, 's Bisel oder keini —“

Er hatte damals höhnisch hinter dem Sohn aufgelacht —

Jetzt lachte er nicht mehr, sondern lauschte mit angehaltenem Atem auf das unheimliche Gesöhne über seinem Haupt.

„Un i hab' mi doch so uf e Enkeli g'freut,“ murmelte er vor sich hin, „i wollt' em bigot au 's Bäumlü z'Wihnachte us em Wald hole, grad wi i's den Altobergrundbauer no vor zwei Täg hab' thun sehe — i wollt' em fogar d'Flasche gebe — mit dem größte Bergnütze —“

Da ging ein Ruck durch's ganze Haus, und dem Bauer war, als senke sich das Dach über seinem Haupt.

„I will wenigstens bim Vieh si,“ meinte er und verfügte sich in den Stall. Vorher hatte er sich in der Stube die Schnapsflasche geholt.

„Wenn niemet kummt, isch's us, aber mit ansehe will i's nit —“

Er setzte die Flasche an den Mund und that ein, zwei lange Züge; dann setzte er sich auf die Futterkiste neben die Scheckige, die ihn beschnüfelte und mit ihrem Athem erwärmte.

Er tätschelte sie, indem er leise vor sich hin sprach: „Worum isch au der Mensch so obstinat, als ob er ewig Lebe thät —“ nahm einen neuen Schluck aus der Flasche, betruzte sich und sank

mit dem Kopf in den Futtertrog. Da tönte plötzlich ein gellendes Geknarre durch's Haus, dem Untergrundbauern war zu Ruthe, als versinke er mit sammt seinem Hof in einen brennenden Abgrund, und er fuhr mit einem Aufschrei in die Höhe. — Die Stallthüre stand weit offen, ein Lichtmeer erfüllte den Raum und mitten drin stand des Obergrundbauern Bisel, weiß beschneit bis auf das hochgeröthete Gesicht, und sie hielt ein brennendes Holzschert in der Hand und rief dem sie wie verglast anstarrenden Manne ein „Grüß Euch Gott, Untergrundbauer,“ zu „und do sind mer alli!“

Ja, da waren sie alle, mit Schaufeln und Hacken, heiß von der Arbeit, und der Obergrundbauer meinte, auf die sich schüttelnden weißen Gestalten deutend:

„Ihr hänt zwar immer g'schimpft über die viele Kinder, Untergrundbauer, aber desmal isch's bigot e Glück g'fi, daß der Sege so groß isch, sunst wäre mer am End' e bisle z'spät komme; luege au den schöne Dunnel, den mer zu Euch grabe hän — 's Bisel isch's erst g'fi, das uns hüt morge z'samme trommelt hät — kummt helfe, kummt helfe, 's hät der Untergrundbauer verschneit —“

„Jez nit so viel g'reb, Vader,“ unterbrach ihn das Mädchen, „z'erst 's Dach frei g'macht —“



Sie gingen von neuem an die Arbeit und ruhten nicht, bis sich der harte Schnee wie eine kristallene Kuppel hoch über dem Hause wölbte.

Der Untergrundbauer mußte den Blick immer wieder nach der Lisel wenden, die die tüchtigste war von Allen und der das schwere Geschäft wie nichts von der Hand ging.

„Du hest e nobli Vergeltung g'übt,“ flüsterte er ihr zu, als sie nach gethauer Arbeit in die Stube traten.

Hierauf trug der Untergrundbauer auf, was er Gutes im Haus hatte. Beim Anstoßen rückte er sich die Zipelmütze zurecht und sein Gesicht nahm wieder den alten spöttischen Ausdruck an, nur glänzte es ihm dabei feucht aus den Augen.

„Was meinsch, Lisel,“ wandte er sich an das Mädchen, „hüt Nacht hani bigot vo mim künftige Enkeli träumt, un jez isch mer's e so e Anliege mit dem Kind, daß mer's au g'sund bleibt un brav un tüchtig wird — witt nit ebber d' Mutter zu em si?“ Die Lisel sagte nicht nein.

Draußen aber mochte der Schnee nun wüthen, soviel er Lust hatte, und das Getreische der Raben noch so gellend über die öde Winterlandschaft tönen, im Hofe des Untergrundbauern nahm sich Niemand Zeit, darauf zu achten, denn — obgleich er nichts hatte davon wissen wollen, obgleich er sich's verbieten hatte — nun war sie doch da — mit vollem Glanze war sie bei ihm eingekehrt — die selige, fröhliche, die gnadenbringende Weihnachtszeit!

Im Sternen.

Von E. Avari.

Die Mäcken summten in der verräucherten, weiten Wirthsstube. Nur wenige Gäste saßen während des warmen Sommernachmittags an einem der Tische. Ihre Unterhaltung war ziemlich einsilbig, denn die Hitze draußen war sehr groß, so daß selbst in der tühlen Stube eine Erschlaffung über die Leute gekommen war.

„Wir kriegen ein G'witter,“ meinte Schätterle, der Wadler, „da kommt heut kein Metzger ins Dorf.“

„Kann man nicht wissen,“ gab Wendel, der pensionirte Stallknecht, zurück, der vor Kurzem aus der Stadt nach seinem Heimathdorse übergesiedelt war, wo er nun für einen Herrn galt, da er nichts arbeitete und jeden Nachmittag zur gleichen Zeit im Sternen sein Schöppllein trant, „in der Stadt brauchen sie doch Fleisch, ob's donnert oder d' Sonn' scheint.“

„Du mußt's ja wissen, Wendel — aber 's ist schon ein bissel spät. Sternewirthin gib mir noch ein Schoppen, muß anweg noch warten, ob nicht Einer oder der Ander kommt.“

Unter der offenen Thür erschien ein hübscher, junger Bauernbursche in Hemdärmeln, der seinen Rechen an die Wand stellte und dann eintrat.

„Da hinn' ist's besser, als drauß' auf den Wiesen,“ meinte er, sich den Schwitz von der Stirn trocknend, „das ist einmal eine Hitz.“

„Na, dann ist auch 's Heu gedbrt,“ sagte Schätterle, „bringst's heut heim, Karlsfritz?“

„Das ist's legt,“ gab dieser zurück, nach der Dorfstraße zeigend, wo eben ein hochbeladener Heuwagen vorüberfuhr.

Die Wirthin kam etwas schwerfällig von der hochvergüterten Einsicht und brachte mit Schätterles Schoppen auch gleich den Wein für Karlsfritz.

„Ihr müßt auch schwitzen,“ meinte dieser, zu der ziemlich starken, schwer athmenden Frau auffachend. „Und Durst gibts auch, geht Alte?“ lachte Schätterle.

„O mein, laß mich geh'n, alter Spottvogel,“ rief die Wirthin ärgerlich, „wirst mir wohl das bissel Wein vergunne (nicht gönnen), Du pälst meinerseel Dein' Surget oft genug aus und schaffst kein Herrgottstreich dabei. Unserins hat d' Küche und d' Wirthsstub' und alles zu versehen, wie könnt' mer denn des.“

„Freilich, des tönt' man nit, mer muß als einmal ins Schoppenglas gucken,“ gab Schätterle halb ernst, halb spöttisch zu, „hät'st halt d' Vina nit fortlassen sollen. Was nützt's uns Bauern, wenn sie Gebades und Gebrates machen lern.“

Bei uns langts höchstens zu einer Wurst und Senf dazu, das hatt' d' Vina so wie so fertig gebracht.

„Kommen auch noch andere Leut', außer Dir. Die viele Reisende, 's kommt ja Alles daher in den Sterne,“ meinte sie etwas selbstgefällig.

„Bist halt eine rösch Wittib,“ gab Schätterle zurück.

„Und kommt nit auch 's Pophysat?“ fuhr sie unbeherrzt fort.

„Alle Jahr einmal zum Impfen,“ lachte Schätterle.

„'s kommt auch, wenn sie an der Kirwe (Kirchweih) oder sonst im Klaus einander fast an's Leben geben,“ meinte der Stalldiener ernsthaft, „heut zu Tag wissen sie sonst nichts mehr, wie Klaus trinken und einander rodtstechen, ein Glend ist's. — Aber was d' Vina anbelangt, 's ist schon gut, wenn ein jung's Mädel was Rechts lern. Ihr Bauern auf dem Dorf hauß' wisset halt nicht, was Einer in der Stadt gemöhnt ist.“

„Na, Dir werden auch die gebratenen Tauben nit grad in's Maul geflogen sein, Wendel, blas Dich nit so auf wie ein Frosch, tönt'st plazen — geh' mir weg mit den Stadteur, Hungerleider sind sie alle miteinander und Mähiggänger oazu.“

„Das kannst nur Du sagen,“ ereifert sich Wendel, „in der Stadt schaffen d' Leut' alle mehr wie Du, glaub's nur.“

„Wann kommt denn d' Vina, Sternewirthin?“ fragte Karlsfritz, „jezt sind doch die drei Monat' fast rum.“

„Aha, Dir pressirt's,“ sagte Schätterle, „die will Dich am End' gar nimmer, wird recht vornehm worden sein, gebildet, wie sie 's heißen. Paß' auf, Karlsfritz, die gat sich am End' einen in der Stadt 'rausg'sucht, so ein' geschmeigelt Allermeltesfiker.“

Karlsfritz hörte nicht auf diese spöttische Bemerkung, sondern schaute die Wirthin an, die ihm noch nicht geantwortet hatte.

„In ein Tagen vierzehn, den' ich,“ sprach die Frau, „ich will froh sein, wenn sie wieder da ist. Wenn mars gemöhnt ist, so ein Jung's, Eige's um sich zu haben — sie fehlt mir recht.“

Karlsfriz nickte befriedigt und trank seinen Schoppen aus.

In diesem Moment hörte man Rädergerassel. Schätterle erhob sich rasch und schaute zum Fenster hinaus. „Was kommt denn da?“ rief er, als statt des erwarteten Bernerwägelchens, dessen sich die Metzger aus der Stadt bedienen oder eines kleinen Chaischens mit hinten aufgeschalltem Musterkoffer, eine wirkliche Droschke mit zwei Pferden vor dem Stern hielt, der ein gutgekleideter Herr entstieg.

Breitpurig trat dieser in die Wirthsstube ein, grüßte etwas gönnerhaft und schaute nach der Thür zum Nebenzimmer.

„Kann man da drinnen Platz nehmen?“ fragte er.

„Wo der Herr Lust haben,“ beeilte sich die Wirthin zu antworten, „'s ist nur da drinn' so finster, wegen

den Mücken hab' ich Alles zugemacht.“ Sie trat rasch hinein und stieß den Laden auf.

Der Fremde folgte ihr. „Ich soll Sie grüßen von Ihrer Nichte,“ sprach er.

Die Wirthin schaute ihn erst verständnißlos an. „Ach, von der Lina, von meiner Schwester Tochter.“ sagte sie dann. Das Wort Nichte schien ihr nicht geläufig zu sein.

„Ich speise im Einhorn, da sehe ich das Fräulein zuweilen und — daß ich es nur sage, halb und halb bin ich gekommen, die Tante kennen zu lernen, von der mir Fräulein Lina so viel Gutes erzählt hat.“

„Sie sind gar zu gütig,“ gab sie geschmeichelt zurück, „ja, 's hat mich gern, das Kind, lieber Gott, wenn die auch ihr Was Mine nit hält' — wenn mar sie so von Klein an aufzieht.“

„Sie haben keine eigenen Kinder?“

„'s ist a' storben mein Einzig's, lieber Herr,“ sie nahm den Schürzenzipfel und wischte sich über die Augen, „und auch den Mann hab' ich früh verloren. Jetzt ist halt d' Lina mein Kind, wenn sie ein' braven Mann kriegt, geb' ich ihnen den Stern — und d' Lina soll mir einmal d' Augen zudrücken.“

„Nun, bis dahin hat's noch lang Zeit, wenn man so rüstig ist und so rosig aussieht, wie Sie, Frau Wirthin — Sie sind ja wie dreißigjährig.“

„Ja, ja, man halt' was auf sich, nachher bleibt man lang jung,“ sagte sie; dann ging sie der Einschant zu, dem Fremden den bestellten Wein zu holen.

„Wer ist das?“ fragte Schätterle die Wirthin in halbem Flüsterton, „hat ja ein' Kopf wie eine Regel-

lugel, hat der sich d' Haar auf dem Schädel abrasiren lassen?“

„Halt Dein böß' Maul,“ sagte die Wirthin.

„Hab' a'meint, 's ist ein Schlagtopf,“ sagte Karlsfriz, der sich sein Glas ebenfalls wieder füllen ließ. Der Fremde interessirte ihn, war es ihm doch, als hätte er ihn von Lina sprechen hören. Nun, ein Freier konnte der ältliche, etwas behäbige Städter, der in einem Zweispänner kam, nicht sein. Der hatte doch sicher seine dreißig. Einen so alten nimmt die achtzehnjährige Lina nicht, da würde er, Karlsfriz, auch noch ein Wort hineinreden.

Die Männer sprachen leise untereinander über den Fremden. Dieser sah von seinem Platz aus nach der Einschant. Mit einem Ausdruck der höchsten Befriedigung gewährte er ein umgestürztes Schoppenglas,

das plötzlich über den großen mit Branntwein gefüllten Korbslischen, die auf den Schäften standen, zum Vorschein kam und wieder verschwand. So, so, daher hat die Frau ihre glänzend rothen Waden, das ist ja famos, dachte er.

Sie brachte ihm mit einem zierlichen Knicks den Wein. Er versuchte, lobte, fand aber, daß er ihr einen weit bessern Wein liefern könnte.

„Die Bauern wollen keinen theuern Wein,“ sagte sie.

„Der Wein kann zum selben

Preis verkauft werden, wie dieser. Wollen Sie es einmal mit einer Kleinigkeit probieren?“

„Ha, jetzt auf d' Ernt' könnt' ich schon ein Faß oder zwei brauchen, hält' so wie so nächstens b'stellen müssen — und weil Sie halt d' Lina kennen, des freut mich doch auch, so schicken Sie ihn halt, den Wein.“

„Sie werden zufrieden sein, Frau Wirthin, wir machen vielleicht noch öfter Geschäfte zusammen.“

„Das kann mir ja nur recht sein. Wenn mir Weiber so allein stehen, sind mir Jedem dankbar, der's ehrlich mit uns meint. Ich muß aber offen g'stehen, hab' schon manches Beirgeld zahlt mit den Weinreisenden.“

„Aber ich bitte Sie, Frau Wirthin, ich bin doch kein Weinreisender, ich verkaufe Ihne“ von meinem eigenen Vorrath und nur gute reine Waare.“

„Na ja, ich will's ja glauben. Sie sehen auch so treuherzig aus.“

Der Fremde machte sich Notizen in seine Schreiftafel. „Nächste Woche werde ich Ihnen den Wein schicken, paßt es Ihnen?“

„Freilich, freilich, und wegen der Bezahlung —“



Lina, wandte er sich an diese, würden Sie mich nehmen?

„Ich komme einmal gelegentlich wieder hierher, um einzulassiren,“ sprach er leichtthin.

So war das Geschäft abgeschlossen.

Die Sternwirthin ging hinaus in die Wirthsstube.

„Ein Weinhändler?“ meinte Schättele, „wollen sehen, was der für ein Gewächs schickt, Ihr seid als schon einmal reingefallen, Sternwirthin, mit so hergeschneiten Stadtleut — na, mir kann's eins sein.“ Er erhob sich, da heute keine Aussicht mehr auf einen Mehger war. Die Andern folgten ihm. Schließlich blieb die Wirthin mit dem Fremden allein. Nun ward er zutraulicher.

„Sie sprachen davon, daß Fräulein Bina einmal Sternwirthin werden sollte?“

„Ei freilich. Junge Bursche gibt's g'nug hier, die sich gern darein setzen in das voll' Haus, von den reichsten im Dorf kann sie kriegen.“

„Wär's nicht schade um Fräulein Bina? sie ist zu fein für eine Bauernwirthin.“

„Poß Himmel, wege was zu fein? Da ist sie aufgewachsen und da pakt sie rein,“ rief die Wirthin.

„Nun, nun, nur nicht so aufbrausen, Sie werden ja sehen, wenn Fräulein Bina heimkommt, sie hat in der Stadt sehr feine Manieren angenommen.“

„Das wär' mir schön! sie soll mir nur mit so Narrethei kommen — ich treib's ihr aus.“

„Das werden Sie nicht thun, Frau Wirthin. Es gibt auch noch andere Leute, wie Bauernbursche, welchen das schöne, tüchtige Mädchen gefällt — freilich in den Sternen da rein würden die nicht gehen.“

„Na sollen sie halt drauß' bleiben, die,“ rief die Wirthin nun wirklich ärgerlich, „ich hab' mir d' Bina ausgezogen und das Haus da ist ein' Goldgrub', das laßt man nit in fremde Händ' kommen.“

„Wenn aber Fräulein Bina sich in die Stadt verheirathen würde?“

„In d' Stadt?“ rief die Wirthin verwundert, „was soll sie denn dort thun bei den Hungerleibern?“

Der Fremde lächelte überlegen. „Wir leiden keinen Hunger in der Stadt. Und meinen Sie, eine reiche Weinhändlersfrau in der Stadt habe es nicht viel besser, als die reichste Sternwirthin im Dorf?“

„Das kommt d'rauf an, wie man's nimmt — hier g'hören d' Wirthsleut zu den Ersten und gar mir, mit unserm großen Vermögen, man genießt sein Ansehen — in der Stadt stehen viel über eim und gucken auf eim runter, und gar Eins vom Land wird alsfort über d' Achsel ang'sehen, des kenne mar, hab' auch seiner Zeit ein' Bas in der Stadt g'habt.“

„Nun, seitdem haben sich die Ansichten geändert.“

„D' Stadtleut bleiben sich alsfort gleich, die meinen all', sie sind von einem bessern Teig gebaden wie unsereins, des kenne mar, Herr, des kenne mar.“

„Die Menschen sind toleranter geworden.“

„Was sind sie worden?“

„Sie haben mehr Nachsicht und mehr Einsicht. Man weiß jezt auch eine tüchtige Kraft vom Lande zu schätzen und wenn Eins so verständig ist, wie Fräulein Bina, nun, da wird kein Unterschied gemacht.“

„Das ist mir all' eins. Da hat d' Bina Haus und Hof, da ist sie einmal Herr.“

„Nun, Sie haben ja noch mehr Verwandte.“

„Und wenn auch. D' Bina ist mir wie 's eige' Kind. Die Andere? na ja, die kriegen einmal auch was von mir, ganz leer dürfen sie nicht ausgehen, fell' wär ein' Sünd'. Aber d' Bina ist mein Aug'apfel und die kriegt — poß Himmel heilige Blüm,“

unterbrach sie sich, „was red' ich denn für Zeugs zu 'me landsfremde Mensche,“ sie war recht ärgerlich, die Sternwirthin, und froh, daß ein Gast in die Wirthsstube kam, den sie bedienen mußte.

Der Fremde dagegen schien von dieser Unterredung sehr befriedigt zu sein. Sein hübsches, glattrasiertes Gesicht mit den etwas verschwommenen Zügen erglänzte förmlich und aus seinen stahlblauen Augen, die vorher die Frau so treuherzig angeschaut hatten, sprach nun überlegener Spott und eine Schlantheit, die zu sagen schien: Die hätten wir ausgeholt. Ueberheiter ward er aber, als er das umgestürzte Glas wieder in der Einschant hinter den Guttern auftauchen und verschwinden sah. Es mußte ein sehr hohes Glas sein. Er nickte mehrmals, machte sich wieder eine Aufzeichnung und trat dann mit der Bitte in's Wirthszimmer, seinem Kutscher zu bedeuten, daß er anspannen solle.

Der Hausknecht sagte am Abend: „Das ist ein Reicher, hat mir ein' halben Gulden Trinkgeld 'geben und sein Kutscher sagt, der kann's machen. Ja, mar sieh't's den Deut' gleich an am Auftreten, wann sie was Recht's find.“

Der bestellte Wein kam an und mit den beiden umfangreichen Fässern ein kleines. „Das hab' ich ja nit b'stellt,“ sagte die Wirthin, ließ es aber doch in den Keller legen.

Nach wenigen Tagen kam der Weinhändler, der sich Schäfer nannte, wieder mit seinem Zweispänner. „Nun, wie ist der Trank?“

„Gut ist er, Allen schmeckt er; der alt' Schättele sagt, so haben wir noch kein' im Sternen g'habt. Aber, was haben Sie denn noch für ein klein' Fäßel g'schickt?“

„Das ist ein Kabinetswein, Frau Wirthin, den hab' ich für Sie mitgeschickt. Ich denke mir, Sie arbeiten viel und da thut so ein Tränklein gut. Wollen wir ihn einmal probiren?“

„Er ist noch nit ang'stochen und der Käfer ist jezt nit im Haus.“

„Nun, da will ich selbst anstechen.“

„Sie sind gar zu gütig,“ rief die Wirthin, „für mich feinen Wein und anstechen wollen Sie ihn gar auch noch?“

„Das ist ja mein Geschäft.“

Bald war das Nöthige beisammen und die Wirthin ging mit ihm von der Einschant aus in den Keller. Mit einer vollen Flasche, in der goldklarer Wein funkelte, betraten sie die Stube.

„Aber bitte, nur Stengelgläser, der ist zu fein und zu stark, als daß man ihn wie den andern trinken dürfte.“

Die Wirthin legte die Hand auf's Herz, als sie nach hellem Anklingen an das Glas des Fremden, das ihre in einem Zug leerte. „Aber das ist was Fein's!“ rief sie, „so hab' ich meiner Lebtag noch kein' getrunken.“

„Glaub's gern. Den trinken auch nur die großen Herrn.“ Er schenkte die Gläser wieder voll.

„Nein, jezt keinen mehr, später vielleicht,“ sagte sie, „der macht eim leß im Kopf.“

„Oh, er schadet nichts, ein ganz reiner Wein,“ suchte er zuzuprechen.

„Na, dann in Gottes Namen, wenn's denn sein muß.“ Sie stieß wieder an und trant abermals aus, nicht ohne denselben verzückten Blick, mit dem sie das erste Glas getrunken hatte. „Aber, warum bringen Sie mir eigentlich den guten Wein?“ fragte sie. So viel Menschenkenntniß hatte die Frau, daß sie sich

sagen konnte, dies Geschenk von einem Fremden ist nicht umsonst gemacht.

„Warum? ich könnte Ihnen nun etwas vorklaudern, aber ich bin ein Mann der Wahrheit, sehen Sie. Ich möchte allerdings ein Gegengeschenk von Ihnen — daß ich es kurz mache — aber Sie dürfen nicht hds werden: Ich liebe Ihre Nichte und ich möchte Fräulein Bina zu meiner Frau haben.“

„Boh Himmel heilige Blüm! Da will's 'naus?“ rief die Wirthin sehr enttäuscht auf einen Stuhl sinkend — „und um ein Fäßel Wein, meinen Sie, wär' mir d' Bina feil?“

„Nein, das glaube ich gewiß nicht, aber —“

„Nichts da,“ unterbrach sie ihn, „was soll denn das Mädel in der Stadt thun und gar noch mit so 'me alte Mann.“

„Nun, ich bin dreißig; in der Stadt ist das nicht alt für einen Mann.“

„Aber auf dem Dorf — und d' Bina muß bei mir bleiben, hören Sie.“

„Wollen wir ein ander Mal darüber reden. Kommen Sie, wir trinken noch eins,“ er füllte die Gläser.

„Mir ist der Durst vergangen,“ sprach sie, „ein mit so 'me Einfall kommen — ich will mein' Bina h'halten, versteh'n Sie mich?“

„Natürlich verstehe ich — kommen Sie, stoßen wir an — sehen Sie, wie schön der Wein im Glas funkt?“

„So, 's ist ein schön' Weinle,“ sprach sie und nahm wie in Gedanken ihr Glas.

„Fräulein Bina soll leben,“ rief er, mit ihr anstoßend.

Sie nickte und trank abermals auf einen Zug aus.

Als der Fremde ging, hatte er halb und halb das Versprechen, daß sie sich's überlegen wolle.

Bina's Zeit war abgelaufen und sie kehrte nach Hause zurück. Der Fremde hatte nicht zu viel gesagt, sie war wirklich eine Andere geworden. Nicht nur ihr äußerliches Aeußere war durch geschmackvolle Kleidung sehr zum Vortheil verändert, sondern auch ihre Manieren waren feiner und verbindlicher, so daß die Bauernburschen ihre derben Reden zurückhielten, wenn sie mit Bina sprachen und sich auf die Höflichkeiten besannen, die sie seiner Zeit beim Militär gelernt hatten. Aber was die Sternewirthin am meisten in Erstaunen setzte, war Bina's Arbeitslust und Frohmuth, mit welchem sie von Fröh bis spät sich im Hause nützlich machte. Die Talente, die in ihr geschlummert, ohne daß sie es wußte, waren in den wenigen Monaten, in welchen sie bei einer tüchtigen Frau gesehen, wie eine Wirthschaft geleitet werden mußte, geweckt worden. In kurzer Zeit hatte sie das ganze alte Haus umgeorgelt.

„Mach's nur, Bina, mach's nur, an Geld brauchst nit sparen, das weißt. Ich hab's ganz gern, wenn Ordnung ist. Ich hab' halt nimmer so nachkommen können,“ entschuldigte sie ihre Nachlässigkeit.

„Gelt aber, Schätterle,“ sagte die Wirthin eines Tags zu dem Mackler, „'s ist doch gut, daß ich d' Bina fortgethan hab'? ei, ei, was ist das vor Eine, hab's ja alsfort g'sagt, die ist nit mit Gold zu bezahlen.“

„Ist ein Staatsmäde, Sternewirthe, vor die wär's schäd', wann sie nit an den Rechten käm'.“

„Wird sie schon, Schätterle. So ein Mäde, wie mein' Bina, die hat ihren Verstand.“

„Hat ihn schon Manche g'habt, ihren Verstand, und ist mitten 'nein g'essen in's Glend. Wie ist's dann jetzt mit dem Weinhändler,“ hab' so was muntle höre, als wollt' er d' Bina — er kommt ja auch alle paar Tag.“

„D, mein Schätterle, die wollen viel. Ihr sehet ja, wie's alsfort voll sitzt und was kommen sie nur aus der Stadt 'rausg'fahren. Aber ich geb' sie noch nicht her, mich freut jetzt erst mein Leben, seit sie wieder da ist.“

„Recht hast, Sternewirthe. Und doch g'hört ein Mann in's Haus.“

„Das schon.“

„Aber dem Weinhändler gibst sie nit, dem erst recht nit. Da der schwarzhaarig Mehger, der gestern dem Hasenfrieder sein Rälble ab'kauft hat, thät d' Bina auch nehmen.“

„Ich weiß wohl, aber den will sie nit, mit dem ist's nichts.“

„So, der hat brav Bazen; 's ist der Sohn vom Hofmehger Dauber, wär' mir lieber, als der mit seiner Kegelfugel zwischen den Achseln.“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Sie soll nit in d' Stadt. Und da gäh' ich sie anweg lieber dem Weinhändler, da hätt' sie's besser, als bei 'me Mehger.“

„Weiß nit, ob's wahr ist. Der jung' Dauber kennt ihn, den Weinhändler, er soll aber ein Weinkommissionär sein und sei nit alles Gold, was glänzt, bei dem.“

„So, hast ebbes g'hört?“ sagte sie interessirt, um gleich darauf hinzuzusehen: „Einem Menschen ist gleich was ang'hängt, ich glaub's nit.“

„'s Sprüchwort sagt aber auch: man heißt keine Kuh Bläde, wenn sie kein's hat — weißt Sternewirthe, acht muß man schon geben.“

„Sell' sag' ich auch, acht muß man geben. Aber für den Weinhändler thät' ich meine Hand in's Feuer legen. Was der gut ist, bringt er nit alle Augenblick ein Präsent, mir und der Bina? Und des ist so schön von ihm, daß er alsfort auch an mich, alte Frau denkt, des freut mich so.“



Die Kranke machte nochmals ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe

„Des ist ein ganz Schläuer. Sternewirthe, der grüßt den Zaun und meint den Garten.“

„Na, und ein Anderer kümmert sich gar nichts um Unserens — wer d' alte' Reut' ehrt und ästimirt, hat ein gut's Herz.“

Darauf wukte Schätterle nichts zu antworten. Nach einer Pause sagte er: „Einer von hier wär' halt doch am Besten.“

Eben trat Wendel in's Zimmer.

„Der ist ja auch wieder heimkommen,“ meinte Schätterle mit dem leisen Spott, den er immer Wendel gegenüber hatte, „hat dreißig Jahr in der Stadt g'lebt, gelt Wendel, und jetzt g'fällt Dir's doch auch wieder auf dem Dorf. Da bist jetzt erst recht ein Herr, hast d' Sonntagskleider am Werktag an, achst Schoppen trinken — ja, der kann's machen, der Wendel.“

Dieser warf sich in die Brust, schnellte mit dem Fingernagel ein Schnupftabakförmchen von seinem blüthweisen Hemdeneinsatz, nahm seinen Schoppen, den ihm die Wirthin frisch aus dem Keller holen mußte und trank ihn bis auf ein kleines Restchen leer.

„Den Wein hab' ich wenigstens trinken lernen in der Stadt,“ sagte er, statt einer richtigen Antwort, „ihr versteht's ja Alle nicht, laßt ihn absteigen im Glas und der Geist geht fort.“

„Ja, und Du,“ lachte Schätterle, „bleibst jetzt drei Stunden bei Dei'm Stämple sitzen und thust Andern den Platz versperren. Aber gern bist jetzt doch wieder dahin, wo halt der Has g'hegt ist, da g'fällt's ihm, gelt Wendel?“

„Rechtchaffen gern bin ich hier und Jedem aus der Stadt wollt' ich's sagen: schöner und friedsammer ist's im Dorf als in der Stadt.“

In diesem Augenblick kam Vina herein. Die von Natur welligen Haare hingen ihr in kleinen Löckchen über die klare Stirn und ihre Wangen glühten. Sie hatte im Garten vor dem Dorfe gearbeitet, wo sie von Schäfer überrascht worden war, der nun mit ihr in's Wirthszimmer trat. Er begrüßte die Wirthin freundlich und gab ihr einen leisen Wink. „Drei Gläser, bitte,“ sagte er.

Vina wollte statt der Tante in den Keller eilen. „Nein, nein,“ wehrte Schäfer, „Sie haben jetzt zu warm, die kühle Kellerluft könnte Ihnen schaden. Kommen Sie mit in's Nebenzimmer, die Tante bringt schon den Weir.“

„So empfindlich bin ich nicht,“ sagte Vina und folgte lachend mit einem Teller, Brod und Butter.

„Ich hab' Hunger,“ sprach sie, „und kann den starken Wein nicht so trinken.“ Sie strich einige Brode und ließ es sich schmecken.

Schäfer schaute ihr zu. Verliebt scheint die Kleine nicht in mich zu sein, dachte er, sonst hätte sie keinen solchen Niesenbunger.

Die Wirthin brachte nun den Wein und Schäfer schenkte ihn in Gläser und stieß mit den Frauen an. Auf Vina warf er dabei einen flehenden, heißen Blick. Das junge Mädchen erröthete und nippte nur am Glas. „Austrinken,“ bat er, „die Tante gibt Ihnen ein gutes Beispiel.“

„Nein, nein,“ wehrte Vina, „ich trinl' lieber Wasser.“

Nun, Frau Tante, da trinken wir zusammen,“ wandte er sich an die Wirthin, die ihm keinen Korb gab. Sie konnte sich nicht erklären wie es kam, der Mann gefiel ihr immer besser und sie ertappte sich zuweilen auf dem Gedanken: wenn der nur die Vina nähme und Sternewirth würde. Mit Jemand, der

weiß was gut ist, und es auch einem Andern adnnt, müßte es sich schön leben lassen. Dann aber kamen ihr wieder allerhand Bedenken. Ein Mann, der so vornehm zu leben gewohnt ist, seine meiste Zeit auf der Landstraße und in Gasthäusern zubringt, wie mag der sonst im Leben sein, und wie würde er sich in ein Dorfwirthshaus finden können, wo es keine Abwechslung gab? Und dann, war er wirklich der ordentliche Mann, würde Vina mit ihm glücklich werden? Wenn sie ihn dann mit den Andern verglich, die sich um das junge Mädchen bewarben, so gefiel er ihr doch am besten von Allen. Und wie gern er Vina haben mußte. Freilich, das konnte auch Verstellung sein. Aber warum kam er dann immer? Ein Mann wie Schäfer fand doch sicher in der Stadt ein Mädchen, das seinesgleichen war. Vina mußte ihm wirklich in's Herz gewachsen sein.

Auch Vina schien den Bewerbungen des gewandten Mannes gegenüber nicht ganz gleichgültig zu sein. Sie neckte sich gerne mit ihm und war immer sehr aufgeräumt wenn er kam. Blieb er einmal längere Zeit fern, so fehlte ihr etwas.

„Sie sollten halt mit mir in die Stadt gehen, Fräulein Vina,“ sagte er unter Anderm, „ich finde es so öde zu Hause, seit Sie nicht mehr im Einhorn sind.“

„Ich werde nie in die Stadt gehen, das könnte ich der Tante nicht anthun,“ meinte Vina.

„Da werde ich künftig jeden Tag kommen müssen, um Sie zu sehen.“

„Kommen Sie nur,“ sagte die Wirthin, „Sie sind uns ganz recht.“

„Auch Ihnen, Fräulein Vina?“ fragte er und seine Stimme hatte einen weichen fibrirenden Ton, „möchten auch Sie, daß ich immer bei Ihnen wäre?“

„Wir haben ein Wirthshaus,“ suchte sie auszuweichen, „und es steht Jedem frei zu kommen, so oft es ihm beliebt.“

„Sonst wissen Sie mir Nichts zu sagen?“ sprach er mit einem trüben Blick. „Sie haben mir's nun einmal angethan — ich hab' Sie so lieb, Fräulein Vina, und auch Ihre Tante, ich glaube, ich — nein, nein, ich würde zu viel aufgeben.“

„Was haben Sie sagen wollen?“ fragte die Wirthin voll Eifer.

„Ich wollte sagen, ich wäre im Stande, hier Sternewirth zu werden, wenn mich Fräulein Vina ein bißchen lieb haben könnte. Das wollte ich sagen.“

Die Wirthin horchte auf. „Sie machen Spaß, Herr Schäfer,“ rief sie.

„Es ist mein Ernst. Aber meine Beziehungen in der Stadt lassen es nicht gut zu — ich müßte nur —“ er schien sich zu besinnen. Endlich nach längerer Pause füllte er die Stengelgläser wieder. „Stoßen wir darauf an, daß Alles sich gut abwickeln läßt.“

Und abermals klangen die Gläser hell aneinander.

„Vina,“ wandte er sich dann an diese, „würden Sie mich nehmen, wenn ich Ihnen und Ihrer Tante zulieb dies große Opfer brächte?“

Vina zögerte mit der Antwort. Sie war überrascht. So lieb hatte sie der Mann, daß er selbst sein Stadtleben aufgeben und hierher gehen wollte? All seine Freundlichkeit gegen sie, sein langes Werben kam ihr in den Sinn und wie sie in der Stadt von den Andern um diesen aufmerksamen Verehrer beneidet wurde. Sie meinte, ihn ganz gut leiden zu können, es müßte nett sein, einen solch' heitern Mann zu haben und so sehr von ihm geliebt zu werden. Und als sie dann gar die Tante rufen hörte: Vina, wirft Dich

doch nicht b'finnen, so eine Gelegenheit kommt nimmer, und den stehenden Blick sah, mit dem er ihr die Hand hinhielt, legte sie, mehr um den Mann nicht zu betrüben und der Tante den Willen zu thun, als aus eigenem Antriebe, zaghaft ihre Rechte hinein.

Er wollte sie an sich ziehen. Sie entwandt sich ihm aber und verschwand im nebenanliegenden Privat-zimmer. Die Wirthin, die durch den starken Wein ihrer Sinne im Moment nicht mehr ganz mächtig war und Alles im rosigsten Dichte sah, schüttelte ihm die Hand. Alle ihre früheren Bedenken waren plötzlich geschwunden, sie dachte nur daran, daß sie nun wieder einen Mann im Hause hätten und frohlockend rief sie aus: „Sie hat unser Herrgott zu uns geführt. Es soll Sie nit gereuen. Sie machen freilich auch ein

arob' Glück, sich so darein sehen; aber d' Lina ist doch ein bißel zu fein für die Bauern worden und da kommt mir's nit ungschickt, daß Sie kommen. Was werden sie hier für Augen machen über so 'me Sternewirth. — Werden Sie mir denn mein' Lina auch glücklich machen?“ sagte sie plötzlich in sehr ernstem Ton. Ihr kam es vor, nun sie ruhiger geworden und der erste Freudenrausch verfliegen war, als ob ein klein wenig Uebereilung mit im Spiele gewesen sei bei dieser Verlobung. „Versprechen Sie mir's, daß Sie gut gegen das Kind bleiben?“ sprach sie.

„Ich werde mir Mühe geben, Ihre Güte zu verdienen,“ sagte er salbungsvoll und reichte der Frau die Hand.

Monate waren vergangen. Schäfer und Lina waren Mann und Frau geworden.

Hatte Lina schon, als sie noch frei war, angefangen das Innere des einfachen Hauses umzugestalten, so sollte es nun auch nach außen hin ein hübsches Aussehen erhalten. Schäfer hatte einen Architekten aus der Stadt mitgebracht. Die Vorderseite ließ sich leicht verändern. Mehr und größere Fenster und Balkone sollten angebracht werden.

„Poh' Himmel heilige Blüm, da kennt man ja den alten Stern gar nimmer,“ rief die Wirthin die Hände zusammenschlagend, als ihr der Plan vorgelegt wurde. „Aber machet's nur, machet's nur schön, so will ich's haben, des freut mich. Nachher stellen wir auch ebbes Recht's vor.“

Und Schäfer swarte nichts, dem uralten Haus ein neues, hübsches Ansehen zu geben. Auch ein feuriges, junges Pferd und ein Chaischen wurde gekauft. Schäfer brauchte es für sein Geschäft, wie er sagte. Seinen Weinhandel mochte er nicht aufgeben. „Und ich will doch auch meine schöne Frau spazieren fahren,“ setzte er hinzu.

Anfänglich geschah dies öfter. Lina kam dann nicht immer vergnügt nach Hause. Vor der Tante ließ sie sich nichts merken und that, als hätte sie den schönsten Tag verlebt. Aber mit einem peinlichen Gefühl gedachte sie der Gesellschaft, in welche sie ihr Mann geführt. Was für Leute waren dies? Hatten die Alle das Geld im Ueberfluß, daß sie nichts arbeiteten, von nichts zu reden wußten als von Jagd,

Hunden oder feinen Weinen? Segen sie freilich waren sie All: von einer übermächtigen Freundschaft. Aber die Freundschaft dieser weinseligen Menschen wiberle sie an. Betrunkene waren ihr von jeher ein Abscheu gewesen.

Zu Hause, im Sternen, sah sie ja öfter solche, dort aber hatte sie ihre Arbeit, brauchte deren unschöne Auslassungen nicht mit anzuhören. Hier nun konnte sie dem nicht enttrinnen. Wie unangenehm war ihr dies Alles. Aber am meisten schmerzte es sie, daß ihr Mann einer der

eifrigsten Trinker war und in seiner Betäubung dann eine Seite gegen sie herauskehrte, die ihr nicht gefallen wollte. Doch sie war so jung, dachte nicht weiter darüber nach und sagte sich: „So sind eben die Männer. Er ist schließlich auch nicht schlimmer wie alle Andern.“ Bei seinen Aufforderungen, ihn zu begleiten, war sie um eine Ausrede nicht verlegen. Arbeit gab es ja genug. An ihrer Statt fuhr zuweilen die Tante mit Schäfer. Daß diese dann am Abend in einer Verfassung nach Hause kam, die es rätlich erscheinen ließ, sie schleunigt zu Bett zu bringen, berührte Lina sehr unangenehm.

„Was kann ich dafür, daß die Tante Durst hat,“ erwiderte Schäfer seiner Frau auf ihre leisen Vorstellungen, „ich werde ihr wohl das bißchen Wein vorenthalten.“

„'s ist ja eine Schande,“ meinte Lina.

„Nach wem brauchen wir denn zu fragen? find wir nicht selbstherrlich?“ beruhigte er seine Frau, „alte Leute müssen auch ein Vergnügen haben.“



Verabschieden Sie sich von Ihrem Mann.

„Drum läßt Du auch immer das Fäßle mit dem starken Wein wieder füllen, wenn's leer ist?“ fragte Bina belommen.

„Was kammert's Dich?“ rief er barsch.

„Daß meine Tante nicht so runter kommt, kammert mich wohl.“ sagte sie entschiedenen Tons, „ich leid's nicht.“

Er schaute sie an mit einem Blick wie nie zuvor. Bina erschraf. Ihr Herz stand einen Moment still, um dann bang und laut zu pochen. Es schien ihr plötzlich, als ob Schäfer geheime Absichten bei Allem habe, was er thue, aber noch begriff sie nicht die ganze Tragweite seiner Pläne. Nun ward es ihr plötzlich klar, warum sie bei der Werbung nicht freudig ja gesagt hatte. Der Mann hatte ihr gefallen, seine Aufmerksamkeiten ihr Urtheil bekräftigt, aber doch hatte sich ein Etwas in ihr bemerkt gemacht, das sie warnen zu wollen schien, ja zu sagen. Sie hatte dies Gefühl für eine gewisse Scheu gehalten, die sie, das junge Mädchen dem älteren Herrn gegenüber empfand, der in ganz andern Verhältnissen aufgewachsen war, wie sie, und nicht auf die warnende Stimme gehört. Als Braut war sie dann nicht mehr zu sich selbst gekommen. Schäfer hatte darauf gedrängt, daß die Hochzeit bald stattfinden solle. Nun fiel ihr plötzlich Karlsruh ein, Karlsruh, der von der Schule an ihr treuer Anbeter gewesen und nie anders gedenkt hatte, als sie würde einmal seine Frau werden. Sie selbst hatte freilich nie ein anderes, als kameradschaftliches Gefühl für ihn gehabt und war sehr erstaunt, daß er ihr, nachdem er von ihrer Verlobung gehört, auf die brutalste Weise ihre Untreue vorhielt. Damals war sie ordentlich dankbar, daß sie durch einen Mann wie Schäfer, mit seinen feinen Manieren, vor dem rohen Menschen bewahrt worden war.

„Wirft's noch bereuen,“ hatte Karlsruh zuletzt gesagt, „mich haltst für ein' groben Bauer, ich seh' Dir's an; ich will Dir nichts Schlecht's wünschen, aber so viel sag' ich Dir: d' hiesigen Leut kennt man inwendig und auswendig, den hergeloffene Stadtherr lernst erst später von seiner inwendigen Seit' kennen.“

An diese Worte mußte sie jetzt denken. Ja, nun lernte sie den Mann, ihren eigenen Mann, auch von seiner inwendigen Seite kennen und diese war nicht schön. Sie nahm sich vor, schweigend zu beobachten und unauffälliger Weise die so ganz ahnungslos vertrauende Tante zu behüten.

Diese sagte am Abend lachend zu Schätterle: „Nimm nur mal an, d' Bina will ja nimmer, daß ich mit dem Schäfer fahr', sagt aber als nit warum. Ha, bist denn am End' eifersüchtig? hab' ich z'lezt g'fragt. Ja, ich bin eifersüchtig, sagt sie, sag's aber mei'm Mann nit, er thät mich auslachen. Hast denn schon so ebbes g'hört. Schätterle, ist die auf ihr eigene, leidliche alte Tante eifersüchtig. Freilich bleib' ich jetzt daheim — bin zwar gar zu gern mitg'fahren in dem neuen Wägele, weißt Schätterle, und der Schäfer ist gar so splendabel, wann er draus ist — aber d' Bina darf mar jetzt nit reizen in ihrem Zustand.“

Schätterle nickte und schaute die Frau auf sonderbare Weise an. „Rein, d' Bina darfst jetzt nit verzörne.“

Bina trat eben ein, einen Zettel in Händen. „Schick da,“ sagte sie, „mein Mann einen Treiber von der Jagd mit Hasen. Alle Jägdler kommen heut Abend, wir sollen 's Essen richten. Rapaunen sollen wir braten. Schätterle, thätet Ihr mir g'schwind helfen die Hasen abziehen und die Rapaunen abthun? Ich hab' noch Fleisch zu holen in der Metz, es seien

zwanzig Herren. Vielleicht kannst Du nachher die Rapaunen rupfen, Tante?“

„Versteht sich, versteht sich,“ rief diese hocherfreut. „Ach, daß jetzt auch die vornehme Herre von der Jagd Alle zu uns in den Sternen kommen. Ja Bina, da bist Du Schuld, daß Du so gut kochst.“

Diesem ersten Jagdbessen folgten den Winter über Viele. Der Sternen ward zum Mittelpunkt aller Jäger der Umgegend. Bei jeder Treibjagd ward im Sternen das Essen abgehalten. Nirgends fand man die Hasen so gut zubereitet, als hier, und nirgends so gute, reine Weine.

Die Wirthin stand manchmal die Hände zusammentschlagend in der Einsamkeit. Daß nun in ihrem alten Hause sogar Champagner getrunken wurde. Und daß der Schäfer gar einen Eiseller hatte bauen lassen und Alles so frisch und gekühlt war. Nein, war das ein Mann! Und daß der sich herabgelassen hatte, in dies Dorfirthshaus zu gehen. Freilich, seine Freunde kamen ja zu ihm, sie mußten ihn gar gern haben. Und wie sie Alle gegen Bina so freundlich und höflich waren. Ja, Manche machten ihr förmlich den Hof. Sie konnte nicht begreifen, wie Bina das Herz hatte, diese vornehmen Herren so schnippisch zu behandeln. Nein, was war das nun ein Leben! Wenn das mein seliger Mann sehen könnt',“ sagte sie oft zu Bina, „der thät sich erst wundern.“

Bina blieb ziemlich einseitig bei diesen Auslassungen. Sie wußte nur zu gut, was Alles angekreidet wurde bei diesen Trinkgelagen. Sie lernte sie nach und nach Alle kennen, diese sogenannten Freunde und Jagdgenossen. Nur zwei oder drei waren außer den Forstleuten darunter, die ihre Beche bezahlten, die Andern alle hatten Gegenrechnung. In was diese bestand, konnte sie nie herausbringen.

Die Tante wußte das Glück besser zu schätzen als die Nichte. Manchmal saß sie mit Schäfer im Nebenzimmer und sie tranken zusammen von dem guten Wein, den der sorgsame Mann nie ausgehen ließ. Die Stengelgläser hatten schon lange gewöhnlichen Trinkgläsern Platz gemacht und Schäfer nicht gezdögert, der Wirthin leeres Glas immer wieder zu füllen. Ja, das war eine schöne Zeit. Ihre Füße freilich wollten sie oft nicht mehr tragen. Rein Wunder, was hatte sie auch schon in ihrem Leben geschafft. Nun ward sie eben müde. Nun, sie konnte ja ruhen, sie hatte ja Bina. „Aber so arg did werd' ich alleweil bei der Ruh,“ meinte sie eines Tages zu Schätterle, „ich hab's zu gut.“

„Du trinkst zu viel Wein, Sternewirth,“ sagte Schätterle, „das ist Dir nit gut.“

„Poß Himmel, heilige Blüm, fang' Du auch an, jetzt trink ich zu viel Wein, ich mein' d' Bina thut mir das für — die ist g'nau, Schätterle, auf jedes Erdöpfle guckt sie, wenn der Schäfer nit wär', thät ich mein' Seel kein Schlud mehr kriegen.“

„D' Bina wird wissen warum,“ meinte Schätterle, „d' Bina ist gut und verständig und hat ihr' Augen offen — ich sag' Dir's Sternewirth, geb' ein bißel Acht auf Dich, das Dickwerden will mir gar nit g'fallen.“

Am Abend als Schäfer wieder den gewohnten Trank für sie brachte, was'er stets thät, wenn Bina in Stall oder Küche war, sagte sie ihm, daß Schätterle sie gewarnt habe.

„Was weiß denn der alte Schätterle,“ rief Schäfer geärgert, „wenn Eins den Wein gewöhnt ist, thut's

ihm doch nichts. Der Schättele mißgönnt Dir einfach den guten Tropfen."

"Du kannst recht haben. Du weißt halt, was einer alten Frau gut thut." Und sie trank ein Glas nach dem andern.

Plötzlich trat Vina ein. "Was ist denn da?" rief sie, als sie die leeren Gläser und der Tante überfällige Neuglein sah, "aber Tante, schon wieder?"

Schäfer machte sich aus dem Staub.

"Schweig' Du," rief die Frau in ihrem Kausch, "ich weiß ja schon lang, daß Dir's d'rauf ankommt," sie fing an zu greinen, "von den Windeln an hab' ich Dich groß gezogen und jetzt soll ich fragen, wenn ich in meiner eigenen Wirthschaft ein' Tropfen Wein trinken will. Der — der Schäfer, der ist ein Anderer, der meint's gut."

"Komm Tante, leg' Dich in's Bett," sagte Vina ruhig. Das Herz that ihr so weh; aber wie der Sache abzuwehren wäre, wußte sie nicht. Mit ihrem Mann wollte sie nicht darüber reden. Und über die Tante hatte die Leidenschaft eine solche Macht, daß sie nicht mehr an der Frau Verstand appelliren konnte. —

In dieser Zeit kam ein Schöhnchen im Sternen an. Nun war der Jubel bei Schäfer und der Tante groß.

"Ach Vina," sagte die Tante, "so ein Kindle, das ist ein' Gottesgab', halt's nur gut, daß es Dir bleibt — so ist grad mein Bübele g'west, ach, und ich hab's hergeben müssen."

Und Schäfer wußte nicht, was er in seiner Freude thun sollte. Die Freunde kamen, da mußte auf das Wohlsein des Stammhalters getrunken werden. Und die Tante verjüngte sich förmlich, indem sie half die Gäste bedienen.

Eines Tages sah sie auf dem Schafst in der Einsicht eine Flasche, die vorher nicht dagewesen. "Was ist denn das?" fragte sie Schäfer, sie konnte den Titel nicht lesen.

"Was Feins," gab dieser mit seltsamem Augenzwinkern zurück, "wenn man Magenbrücken hat. Er nahm ein kleines Glas und schenkte ein. "Versuch einmal."

"Ja, Himmel, heilige Blüm, das ist freilich gut," sagte sie, nachdem sie gekostet.

"Aber nicht wie Wasser trinken," belehrte sie Schäfer, "sine Champagne ist zu stark."

"Stark aber gut," sprach sie und schaute etwas begehrllich nach der Korbflasche.

Schäfer sah den Blick und nickte befriedigt. "Aber nicht zu viel davon," sagte er, "es ist schädlich."

Von dieser Zeit an trank er keinen Wein mehr mit der Frau, sondern füllte ohne eine Bemerkung zu machen, die Korbflasche des öftern wieder auf.

Als Vina wieder selbst arbeiten konnte, freute sie sich erst darüber, daß die Weiden keinen Wein mehr zusammen tranken. Das Kind hat ihn zum Nachdenken gebracht, meinte sie. Wie erschraf sie aber, als sie die Tante eines Tages über der Cognacflasche antraf. Nun ward es ihr plötzlich klar, warum die alte Frau Abends immer so seltsam war, so daß sie ihr das Kind nicht anvertrauen konnte.

"Ich hab' so Magenbrücken," entschuldigte sich die Tante, "das wärmt so."

Vina hätte laut aufschreien mögen. Hatte Schäfer sie dazu verleitet? Also wieder ein Schritt abwärts und sie vermochte nichts zu thun, gar nichts, das Verderben fern zu halten. Sie ward müde, immer wieder den unnützen Kampf aufzunehmen. Und zudem hatte

sich auch die Arbeit durch das Kind vermehrt. Vina hätte oft zehn Hände nöthig gehabt, um mit Allem fertig zu werden. Das Geschäft ging immer besser, immer mehr Gäste aus der benachbarten Amtsstadt fanden sich ein, oft wurde bis tief in die Nacht hinein gezecht und gespielt. Und ihr Mann war einer der eifrigsten Spieler. Zuweilen zog er am Abend aus der Tasche eine Menge harter Thaler. "Siehst Vina, da kannst lang schaffen, bis Du so viel verdienst, als ich in einer Stund' gewonnen hab'."

"Was Du aber verlierst?" sagte sie. "Man muß halt Acht geben und seine Beut kennen," meinte er.

Vina ging still ihrer Wege. Ihr Herz wurde immer schwerer. O, wer ihr das gesagt hätte, was sie erleben sollte. Wohl hatte ihr die Einboortwirthin einmal einen leisen Wink gegeben, als sie Schäfers Aufmerksamkeit gegen Vina sah. "Wenn derartige Männer Frauen bekommen, die sie zu behandeln wissen, gibt's die besten Ehemänner, aber es gehört viel dazu." Vina hatte damals nicht darüber nachgedacht, was die Frau meinen könne. Was aber verstand die Frau unter der richtigen Behandlung? Vina besann sich, in was sie ihre Pflicht Schäfer gegenüber versäume. Sie konnte nichts finden. Und wie hätte sie auch anders sein können, er beachtete sie ja kaum. Sie konnte arbeiten so viel sie wollte, er hatte kein Wort des Lobes oder des Tadelns für sie. Sie mochte ihm die besten Worte geben, er hörte kaum darauf. So trat er ihr nach und nach immer ferner, sah sie doch ein, daß er sie nur um des Geldes willen genommen hatte. Und mit der Tante ward es auch immer trauriger. Vina hatte gar nichts mehr an ihr. Theilnahmslos ging die alte Frau im Hause herum, nur ein Gebanke schien sie zu leiten, wie sie ungestört an die verhängnißvolle Flasche gelangen konnte. Zu den Gästen gesellte sie sich selten mehr, Schätteleles ungenirte Bemerkungen waren ihr zuwider. Selbst das Kind, das sie am Anfang vergötterte und das nun zu einem munteren Knaben herangewachsen war und die Großtante lieb hatte, suchte sie sich fern zu halten. "Ich kann das Gezappel und das Geplauder nicht vertragen," sagte sie oft.

Karlsfriz kam jetzt auch wieder öfter in den Sternen, er hatte Vinas Schwester geheirathet. Er sah Alles was vorging, sagte aber nie etwas. Nur zuweilen warf er auf Vina einen mitleidigen Blick, wenn sie müde und abgearbeitet sich an den Tisch setzte oder wenn ihr Mann in einen seiner Wuthanfalle verfiel, was jetzt bei jeder Kleinigkeit geschah.

"Hättst's doch besser g'habt, Vina, wenn der Sterne ein einfach' Bauernwirthshaus geblieben wär'," sagte Schättele eines Tages zu ihr.

Und Karlsfriz konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: "Oder wenn sie ein' Mann hätt', der sich auch um's G'schäft kümmern thät. Ich weiß nit, wie Du Alles fertig bringst, Vina, den Feldbau und d' Wirthschaft und d' Küche und den Stall, des könnt', weiß Gott, kein Mann allein Alles machen — Du wirfst auch einmal eines Tags z'sammenbrechen."

Vina erwiderte nichts, sondern ging in den Keller, für Wendel, der eben eintrat, den Wein zu holen.

"Wenn nur vorher nit was Anders z'sammenbricht," meinte Schättele vielsagend, "so kann das nimmer lang fortgehen, die alt Sternewirthin ist fertig."

"Das hat der Schäfer auf dem G'wissen," stieß Karlsfriz wüthend hervor.

„Na, na, sie hat vorher schon d' Leber auf der Sommerzeit a'habt," sagte Schätterle.

„Ich weiß, was ich weiß," entgegnete Karlfrik „der dünn' Wein, den die Frau getrunken hat, hält' ihr noch lang nit a'schadet — der Schäfer aber, der Herrgottsfasement, der weiß, wie man's macht, daß man die Alten, die ei'm im Weg find, früh wegstriegt. Mich dauert nur d' Bina.“

„Die kann ei'm auch dauern. Wenn d' Sterne-wirthe heut stirbt und Ihr ziehet Euer Teil weg, da wird nimwer viel übria b'seiben," sagte Schätterle.

„Nachher hot d' Bina nichts als den großen Herr, den Mühsiggänger, der 's Geld zum Fenster 'naus schmeißt. D' Bina weiß gar nit Alles.“

Wendel nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf und saate: „Das Wasser treibet nur die Räder an den Mühlen hoch Bier und Wein p'legt Häuser wegzuspülen. Des Sprichwort sollt' in allen Wirthsstube hänge.“

„Hast mein' Seel recht, Wendel," rief Schätterle. Er verstummte, da Bina nun an den Tisch trat.

In diesem Moment fuhr Schäfer in den Hof ein. Wie besessen schlug er mit dem Peitschenstiel auf sein Pferd, das sich erst hochaufbäumte, dann ausd' Schlug und mit seinen Hufen das Chaischen beschädigte.

„Der hat wieder scharf a'lader," sprach Schätterle zu Karlfrik, „jezt laßt er's am Gaul aus," wollte er hinzusehen, als die Thür plötzlich weit aufgerissen wurde, Schäfer blaß vor Wuth hereinströmte, sein Jagdgewehr von der Wand riß und damit in den Hof rannte. Mit einem Angstschrei folgte ihm Bina. Sie dachte an den alten Knecht, mit dem ihr Mann fortwährend Streit hatte. Schäfer war in einer Verfassung, wie ihn Bina nie gesehen. Der war im Stande, in der Wuth einen Menschen todt zu schießen.

„Das gibt ein Unalück," rief auch Schätterle und eilte mit den Andern Bina nach in den Hof.

„Halt, halt!" schrie Bina und suchte ihren Mann einzubolen, aber es war zu spät, ihr Ruf verhallte ungehört. Der rasende, betrunzene Mann hatte dem Pferd das mit Rehpösten geladene Gewehr an den Kopf gesetzt und ehe Bina es hindern konnte, beide Schüsse losgedrückt. Als die Männer hinzuliefen, stürzte das Thier aerode lautlos zusammen.

„Ein Narr!" schrie Schätterle außer sich.

„Haltet's Maul, sonst schläg ich Euch den Flintenkolben auf den Schädel," brüllte Schäfer, „so ein ver-teufeltes Vieh hat zu parieren.“ Er rannte in's Haus.

Bina warf sich weinend bei dem Thiere nieder. Auf der hohen Freitreppe der hintern Hausthür erschien die Tante. Sie stieß einen Schrei aus und hob die Arme empor, als sie Bina bei dem tohten Pferde sah. Sie wollte hinauzeiteln, verfehlte im Eifer den Tritt und stürzte kopfüber hinunter auf das Pflaster, wo sie regungslos liegen blieb.

„Ach, was Unglück! ach, was Glend!" jammerte Bina, nun der Tante zu Hilfe eilend. Sie hob mit den Männern die Ohnmächtige empor und trug sie in ihre Stube.

„Karlfrik, spann' ein und hol' den Doktor," bat sie den Schwager, „wir haben ja jezt kein' Gaul.“

Als der Arzt kam, war die Frau wieder bei Bewußtsein.

„Mir ist nichts," sprach sie, „ich bin halt ver-schrocken.“

„Nun, vorerst bleiben Sie einmal ruhig im Bett liegen, bis ich wieder komme," und zu Bina sagte der

Arzt beim Fortgehen: „Ihre Tante ist krank, sie muß im Bett gebalget und gepflegt werden.“

„Aber sie ist doch so stark" meinte Bina.

„Eben das ist's, sie hat Wofferkucht.“

„Hab' mir's schon lang gedacht," sprach Schätterle, als er's erfuhr, „so dick ist kein gesunder Mensch.“

Schäfers Wuth war vorbei. Es schien, als hätte er nun selbst Reue über seine That, aber er ließ es sich nicht anmerken. Kaufen wir halt ein anders Pferd," sprach er. Die Tante schien ihm keine besondere Sorge zu machen. „Ach was, die alt, die Frau ist halt schwer, wenn die fällt, gibt's ein Stüd. In einigen Tagen ist sie wieder auf dem Damm. Was so ein Doktor sagt, ist noch lang kein Evangelium.“

Bina erwiderte nichts; sie pflegte die Tante nach den Vorschriften des Arztes, aber trotz aller Pflege und Sorgfalt ward sie von Tag zu Tag schwächer und elender, die Athemnoth nahm immer mehr überhand, lange konnte es so nicht weitergehen.

Schäfer ließ voll Unruhe im Hause einher. Die Frau mußte noch ein Testament machen. Mit den Andern zu theilen war er nicht gesonnen. Aber wer sollte es ihr beibringen. Bina war zu Drartigem nicht zu gebrauchen in ihrer Ehrlichkeit. Als seine Freunde eines Abends kamen, nahm Schäfer einen derselben in sein Privatzimmer und hatte daselbst eine längere Unterredung mit ihm. Am folgenden Abend spät kam dieser Freund und brachte einen fremden Herrn mit. Es war ein Notar. Schäfer empfing die Herrn ohne daß Jemand etwas davon sah, dann hieß er seine Frau die Gäste in der Wirthschaft bedienen. Ahnungslos that sie, wie ihr geheißen. Sie wußte nichts davon, daß ihr Mann sich mit dem Notar und dem Freunde in das Zimmer der Kranken begab. Diese lag theilnahmslos, wie schlafend in den Kissen. Schäfer hatte mit der Flasche das'r gesorgt.

„Die Tante hat mir heute Mittag Alles vorge-sagt, wie sie es wünscht, und ich hab's aufgeschrieben, Herr Notar," sprach Schäfer mit der treuberzigsten Miene, ein beschriebenes Blatt vor diesen hinlegend.

Der Notar las Satz für Satz durch. „Haben wir nur die Bestätigung der Kranken nöthig," sagte er, „suchen Sie die Frau zu erunteren, Herr Schäfer.“

Dieser trat auf das Bett zu, schob seinen Arm unter das Kissen der Kranken und richtete sie auf. „Hörst Du denn, was wir sagen?" fragte er mit sanftem Ton.

Die Kranke nickte. Sie hatte die Augen weit auf und schaute ängstlich um sich.

Nun begann der Notar zu fragen: „Sie bestimmen, daß all Ihre liegende und fahrende Habe Ihrer Nichte Bina Schäfer und deren Mann und Kind gehört?"

Die Kranke machte mehrmals ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Den Schwägern Ihrer Nichte, Bina Schäfer, bestimmen Sie jedem einhundert Mark?"

Wieder nickte die Kranke.

Der Notar schrieb Alles dies nieder und reichte es dann der Kranken zur Unterschrift. Schäfers Freund legte es ihr bequem zurecht. Willenlos nahm sie die Feder aus dessen Hand.

„Soll ich helfen?" fragte Schäfer in besorgt mit-leidigem Ton. Mit dem linken Arm hielt er sie immer noch aufrecht. Und sie machte abermals ein bejahendes Zeichen. Schäfer führte ihr die Hand und nach einiger Anstrengung kam der Namenszug der Frau zu Stande.

Der Notar sekte wenige Zeilen darunter, versah das Testament mit dem Amtssiegel und entfernte sich. In diesem Augenblick trat Vina ein. Sie athmete rasch und war auf's Höchste erregt. Der alte Knecht hatte ihr soeben etwas von der Gegenwart Fremder zugerannt. „Was geht denn da vor?“ rief sie.

„Ihre Tante hat ihr Testament gemacht,“ sagte Schäfers Freund, „Sie und Ihre Familie sind Universalerben.“

Vina schaute von Einem zum Andern. „Ist das mit rechten Dingen zugegangen?“ rief sie nun doch.

„Wie können Sie fragen?“ gab der Freund entrüstet zurück, „glauben Sie, ein Notar läßt sich täuschen?“

Ein Blick auf ihren Mann sagte ihr Anderes. Der Notar kannte ihren Mann nur als den angesehenen Weinhändler, burste sie, die eigene Frau,

Nachtheiliges von ihm sagen? Hier war also nichts zu machen, gar nichts. Sie mußte Alles, Alles geschehen lassen. Sie mußte ja nur zu gut, daß Schäfer in kurzer Zeit das Vermögen der Tante durchgebracht haben würde. Als sie dann mit der Tante allein war, stellte sie allerhand Fragen, brachte aber nichts aus der Kranken heraus als die Worte: „Der Schäfer ist — halt — gut — hat mir — geholfen — exist so gut.“

Wie er geholfen und was er gethan, konnte Vina nicht erfahren. Es überkam sie wie Nüßung. Die arme Tante! bis zum Tode hing sie an dem Manne und hatte niemals Zweifel an seiner Vortrefflichkeit, nie eine Ahnung, daß er systematisch ihre Gesundheit untergraben hatte. Schmerzlich berührte es Vina, daß sie sich sagen mußte: nur weil er der Frau Liebe zum Trunk unterstützte, sah sie keinen Fehler an dem Mann, während sie im Innern sich von ihr fast losgesagt hatte und sie fortwährend verkannte. Wie traurig war dies. Schweigend wachte sie die Nacht bei der Kranken. Es war ein schweres Leiden, Wochen lang hatte sie zu kämpfen, aber endlich ward die Kranke von ihren Qualen erlöst.

Schäfer ordnete ein prächtiges Beichenbegängniß an. Aus allen benachbarten Orten kamen Leidtragende, die Schäfer hatte einladen lassen. Selbst seine Freunde aus der Stadt fehlten nicht. Es sah sehr stattlich aus, als die Herrn mit Flor am Cylinder, die mit erstem Gesichtsausdruck hinter dem Sarge der Frau gingen, ein endloser Leichenzug folgte.

„Wenn sie des sehen könnt, d' Sternewirth, thät sie sich noch im Grab freuen,“ sagten die Leute des Dorfes.

Die Fremden, vornehm und gering, wurden nach der Beerdigung aufs reichste bewirthet. Der köstliche Reichenschmaus, bei dem der Wein nicht gespart wurde, erwarb Schäfer viele Sympathien.

„Die Vina hat doch ein Staatsmann,“ hieß es da und dort. „Ja, und sie macht ein Gesicht, als hätte sie Essig getrunken. Die wird sich ärgern, daß er so freigebig ist, sie soll arg knauserig sein. — Da heißt's halt: Schuster bleib bei Deinem Reist. Hätt' sie einen Bauer genommen, der hätte besser zu ihr gepaßt. Mit der alten Sternewirthin soll der Schäfer so gut gewesen sein, auf den Händen soll er sie getragen haben. Sell muß wahr sein, sonst thät er ihr zu Eyren nicht so viel drausgehen lassen.“

Horch, da drinn' in der Nebenstub' fingen sie gar, na, da geht's lustig zu. Und auch außen in der

Wirthsstube klangen die Gläser hell aneinander und viele gingen in gehobener Stimmung nach Hause vom Reichendegängniß der Sternewirthin.

Am folgenden Tag war Testamentsöffnung. Vinas Bruder und Schwestern mit ihren Männern waren geladen. Wie ein rasender Sturm brach es los, als der Verstorbenen letzter Wille vorgelesen wurde.

„Das kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein,“ rief Karlsritz, „die Tante hat Alle gern g'habt — da ist eine Vetrügerei im Spiel.“

Anderer überschrien ihn. Es war ein großer Tumult. Aber Alle waren sie

in dem Ausspruche einig, Schäfer habe sie um ihr Erbe gebracht. Dieser stand gelassen neben dem Notar.

„Die muß man halt austoben lassen,“ sprach er, „sie werden schon still werden.“

„Wir werfen das Testament um,“ schrien sie einmüthig.

Das könnten sie nicht, wurden sie vom Notar febrüet.

Vina kam sich vor wie eine arme Sünderin. Sie theilte ja die Ansicht ihrer Geschwister, aber sie konnte nichts machen. „Wir wollen verzichten,“ sprach sie zu ihrem Mann, „und rechtlich theilen lassen.“

„Fällt mir gar nicht ein,“ erwiderte Schäfer ruhig, „die Tante hat's uns bestimmt, sie wird gewußt haben warum, und der Wille eines Verstorbenen muß einem heilig sein.“

So ging die Sache ihren Gang. Mit Verwünschungen und Flüchen verließen die enttäuschten Erben die Amtsstube. Karlsritz ballte unter der Thür die Faust gegen Schäfer. „Dich muß auch noch einmal



D' Vina ist's, d' Vina, rief die Wirthin.

Deine Strafe treffen," rief er, „der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht.“

Schäfer zuckte die Achsel.

Jahre waren vergangen. Die feindselige, abweisende Stimmung, die nach Bekanntwerden der Testamentsverfügung gegen Vina und Schäfer im Dorfe geherrscht, hatte längst einer freundlichen und entgegenkommenden Platz gemacht. Schäfers waren nun einmal die reichsten Leute im Dorf und die hatte man lieber zu Freunden als zu Feinden. Und dann trank man eben im Sternen einen Wein, wie nirgends sonst. So war die Wirthschaft jeden Abend gefüllt, sowohl von Dorfbewohnern als von Leuten aus der benachbarten Stadt. Im Sternen sah und hörte man doch auch etwas von der Welt draußen. Alles was Veben ins stille Dorf brachte, verkehrte dort. Schäfer hatte dem ganzen Dorf ein anderes, fast städtisches Ansehen gegeben. Man mußte nur staunen, wie er Alles zu Stande brachte und die Leute heranzuziehen wußte. Oft nach lebhaften Gemeinderathssitzungen kamen alle Dorfsältesten, der Bürgermeister an der Spitze, in den Sternen, da wurde die Debatte fortgesetzt, aber was wichtiger war, fein getafelt und viel getrunken. Wer hätte früher so etwas für möglich gehalten? Keiner durchschaute Schäfer. Jeder fühlte sich geschmeichelt, wenn er als Herr angetreten und behandelt wurde, Jeder machte sich eine Ehre daraus, wenn er mit Schäfer ein Spielchen machen konnte, selbst wenn er, wie es fast immer der Fall, der Verlierende war. Oder auch zur Jagd eingeladen wurde. Fast alle vermöglichen Bauern hatten Jagdarten und lagen dem Waidwerk ob. Und die Schlittenfahrten im Winter! Schäfer hatte sich einen prächtigen Schlitten nach eigener Angabe beim Wagner im Dorfe machen lassen. Der Wagner, dessen Kunst sich sonst nur auf Herstellung von Leiterwagen erstreckt hatte, war nicht wenig stolz auf dieses Meisterwerk, das ihm unter Schäfers Leitung so herrlich gelungen.

„Das bleibt nicht der einzige Schlitten," sagte Schäfer und ohne viele Worte brachte er es dahin, daß verschiedene pferdebesitzenden Bauern sich solche Schlitten vom Wagner machen ließen. Das ganze Dorf lief zusammen, als im Winter die erste großartige Schlittenpartie sich vom Sternen aus in Bewegung setzte. Die Männer nahmen ihre Frauen oder Töchter mit und die Burschen ihre Mädchen und in langem Zuge ging es durch die benachbarten Dörfer. Die Musikanten des Dorfes durften nicht fehlen. Bei Fackelschein und lauten Trompetensanfaren kehrte man am Abend zurück, und dann gab es im Sternen noch ein Tänzchen. Nein, was hatte Schäfer aus dem stillen Dorfe gemacht! Niemand fiel es ein zu denken, wie viel Geld eigentlich darauf ging. Die Weiber schimpften nicht über das ewige Wirthshausitzen ihrer Männer, weil sie gelegentlich selbst mitgenommen wurden.

So ging während einiger Zeit das lustige Leben im Dorfe weiter. Vina litt unsäglich darunter, denn neben den Fabeln, Leichtlebigen gab es auch andere ernste, besonnene, einsichtsvolle Menschen, die diesem Treiben kopfschüttelnd zuschauten und Vina mit dafür verantwortlich machten. Vina trug Alles in stiller Ergebung. An den Vergnügungen nahm sie kein Theil. Ihr einziges Sehnen war in der Stadt in der Schule und brachte nur die Ferien zu Hause zu. Darüber war Vina sehr glücklich, wuchs doch der Knabe

nicht in diesem ungesunden Saus und Braus auf, sondern konnte etwas Rechtes lernen. Ihr war es immer, er würde es einmal brauchen können. Schäfer hatte schon lange alle Arbeit aufgegeben; war er nicht auf der Jagd oder seinen Wein- und Vergnügungstouren, so saß er spielend und trinkend in der Wirthschaft. Vina fühlte nur zu gut, daß dieses Leben so nicht lange fortgehen konnte, aber sie schwieg, da sie ihres Mannes Zornausbrüche fürchtete, die in letzter Zeit immer häufiger kamen, denn Schäfer war fast nie mehr nüchtern.

Eines Abends erhob sich plötzlich im Nebenzimmer ein lautes Geschrei von mehreren streitenden Stimmen, die immer heftiger wurden. Schäfer schien am aufgeregtesten zu sein.

„Nein, Du hast falsch gespielt, nicht ich," schrie er und schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Ein Anderer vertheidigte sich auf ebensolche freischende Weise. Allerhand häßliche Worte riefen sich die Beiden zu. Andere suchten zu beschwichtigen, aber es gelang ihnen nicht. Plötzlich flog einer der Gäste, von Schäfers starken Armen emporgehoben, zur Thür hinaus auf den Boden der Wirthsküche. Es war der Freund, der bei Herstellung des Testaments zugegen gewesen war. Todtesblaß im Gesicht erhob er sich. Die Faust ballend gegen Schäfer rief er wuthbeend: „Das sollst Du mir büßen.“

„Können vor Lachen," gab Schäfer höhnisch zurück, „hät'st ja selber neinfliegen," raunte er ihm in's Ohr. Einen Fluch ausstößend verließ der Andere den Sternen.

Vina hatte Alles mit angehört. Sie bebte an allen Gliedern. Was würde sie noch erleben müssen? —

Wieder waren Monate vergangen. Es war an einem kalten Wintertage. Draußen lag tiefer Schnee. Eine Schlittenpartie sollte heute gemacht werden. Schon hörte man da und dort Glockleinflingen. Auch Schäfers Schlitten stand angeschirrt in der Einfahrt. Die beiden Pferde waren mit Federbüschen geschmückt. Theure Pelzdecken lagen im Schlitten. Schäfer hatte sich eine Gefährtin aus der Stadt zur Schlittenfahrt eingeladen. Jetzt schrie er noch in der Wirthschaft herum, wußte da und dort etwas anzugeben.

Vor dem Sternen fuhr mit lautem Schellengeläute ein einfacher Schlitten an.

„Was kommt denn da?" sagte Schätterle, erstaunt die drei Herren betrachtend, die ausstiegen, „sieht fast aus wie 's Physikate, so feierlich.“

Vina schaute neben ihm zum Fenster hinaus. Sie wußte nicht, warum es ihr plötzlich einen Stich in's Herz gab. Das waren keine von den Freunden ihres Mannes, das waren Männer mit sehr ernster Geschäftsmiene. Sie traten in's Wirthszimmer und fragten nach Schäfer. Dieser kam eben in seinen feinen Pelz gehüllt aus seiner Privatwohnung. Einer der Fremden trat auf ihn zu und bat ihn, mit ihm in's Nebenzimmer zu gehen. Die beiden Andern folgten ihnen auf dem Fuße.

Vina sah pochenden Herzens wie der Eine wenige Worte zu ihrem Mann sagte, wie dieser erdbahm im Gesicht wurde und plötzlich sein Jagdgewehr von der Wand riß. Aber eben so rasch hatten die beiden Fremden ihn ergriffen, ihm die Waffe entwunden und nun geschah etwas Seltsames: Schäfers Hände wurden gefesselt.

Schreckensbleich eilte Vina herbei. „Was geht denn da vor?" rief sie.

„Verabschieden Sie sich von Ihrem Mann,“ sagte einer der Fremden in mitleidigem Ton.

„Zu was denn?“ rief Schäfer, Gleichgültigkeit heuchelnd, „das kann nur ein Irrthum sein, ich werde bald wieder heim kommen.“

Seine Begleiter erwiderten nichts, sondern dirigirten ihn unter den gaffenden und staunenden Blicken der wenigen Gäste durch Wirthsstube und Einfahrt auf die Straße und ehe er wußte wie ihm geschah, sah er in dem bescheidenen Schlitten. Unter Schellengeläute, aber auf ganz andere Weise als Schäfer geglaubt, fuhr er zum Dorfe hinaus. Still zerstreuten sich die harrenden Schlitten nach allen Seiten.

Vina stand wie erstarrt. Wessen ihr Mann angeklagt, wußte weder sie noch sonst Jemand. Bald aber wurde Schäfers Schuld im Dorfe ruckbar. Der Freund, der ihm beigestanden, das Testament der Sternenswirthin zu bewerkstelligen, hatte aus Rache der Staatsanwaltschaft den ganzen Hergang offenbart. Daraufhin wurde Schäfer verhaftet. Die Sternenswirthin war an jenem Abend nicht mehr zurechnungsfähig gewesen. Schäfer hatte mit dem Arm, den er unter die Kissen geschoben, ihren Kopf bewegt. Der Notar, in der Meinung, es mit einem Ehrenmann zu thun zu haben, hatte in dem guten Glauben, die Frau mache die bejahenden Bewegungen selbst, ohne Anstand die Sache abgeschlossen. Er konnte beschwören, moralisch von der Zurechnungsfähigkeit der Kranken überzeugt gewesen zu sein.

Schäfer blieb vorerst in Untersuchungshaft. Das Testament wurde für null und nichtig erklärt, eine Theilung vorgenommen. Doch bei der Vermögensaufnahme stellte sich heraus, daß Alles über und über verschuldet war. Der Sternen wurde geschlossen, Alles unter Siegel gelegt. Im Dorfe herrschte unsagbare Aufregung. Vina, die doch ganz schuldlos war, wurde von ihren Geschwistern für Alles verantwortlich gemacht. Sie stand allein diesen wüthenden Menschen gegenüber. Karlsfriz allein hatte ein Einsehen, er hatte das innigste Mitleid mit ihr, wußte er doch, wie Alles gekommen, was Vina gearbeitet und gelitten, und daß sie bei der Rücksichtslosigkeit ihres Mannes den Ruin nicht aufzuhalten vermocht hatte. Er steigerte, als Alles unter den Hammer kam, den Sternen. Durch seine kluge und umsichtige Führung der Geschäfte wußte er Vina einen kleinen Baarbetrag und etliche Habseligkeiten zu erhalten. Indessen war Schäfer vom Schwurgericht zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.

Vina mochte nicht mehr in dem Dorfe bleiben, wo sie so Schmerzliches erlebte; sie siedelte mit ihrem Sohne in die Stadt über.

Zwanzig Jahre waren vergangen. Es war an einem Pfingstamstag. Eine ältere, stattliche Frau ging in langsamem Schritte auf das Dorf zu. Auf ihren Hüften lag ein seltsames Gemisch von Nahrung, Wehmuth und Freude. Es war Vina, die nach so langer Abwesenheit ihre Heimath wieder besuchte. Die Augen mit der Hand beschattend schaute sie auf das friedliche Dorf, hinter dem soeben in glühendem Roth die Sonne versank. Die Abendglocke lönte durch das stille Thal. Vina blieb mit gefalteten Händen stehen, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Alles was sie früher erlebt in der Heimath, stieg vor ihrem geistigen Auge empor. Plötzlich überkam sie ein Gefühl von Furcht, man könne ihr noch zur Last legen, was ihr

Mann verschuldet hatte. Warum war sie gekommen? Warum hatte sie der Sehnsucht, die sie in die Heimath trieb, nachgegeben? Aber der Wunsch war zu mächtig, noch einmal vor ihrem Tode all' die Stellen zu sehen, wo sie ihre jungen Jahre verlebte, und dann wieder dahin zurückkehren, wo sie mit ihrem Sohn eine zweite Heimath gefunden. Sie schüttelte plötzlich alle unangenehmen Gedanken von sich ab und betrat festen Schrittes die Dorfgasse. Wie ihr das Herz pochte! Ja, das war das Dörfchen im Pfingstschmuck. So war es immer vor ihr gestanden all' die Jahre her. Die breite Gasse frisch gefegt, da und dort blühende Syringenbüsche, die über einem lebendgrünen Gartenhag hingen. Blumen und Blüthenduft überall. Wie die Bäume vor den Häusern gewachsen waren seit damals. Endlich stand sie vor dem Sternen. Hier war Alles unverändert Würde sie die Schwester erkennen? Jugend trat sie in's Hofthor ein. Ein behäbiger Mann in Hemdärmeln kam ihr von den Stallungen her entgegen. Sie erkannte Karlsfriz sofort. Einen Moment nur schaute er sie fragend an auf ihr herzliches Grüßgott, dann brach er in den freudigen Ruf aus: „Vina! das ist aber schön, daß Du einmal wieder kommst! Wie wird sich meine Frau freuen.“ Diese trat auf den Ruf ihres Mannes aus der Küche und die Schwestern hielten sich weinend umschlungen.

„Hab' nicht g'meint, daß wir uns nochmal sehen, Vina, so weit fort wie Du bist.“

Vina war tief bewegt. Mit seltsamen Gefühlen trat sie in die Wirthsstube.

„Ich glaub', ich hätt' nicht sterben können, wenn ich Euch und meine Heimath nicht noch einmal gesehen hätt',“ sagte sie.

„Seh' Dich doch einmal um, Vina,“ sagte die Wirthin und deutete nach der Thür, durch die eben ein altes, verschrumpfeltes Männchen mühsam am Stod hereinhumpelte.

„Der Schätterle!“ rief Vina, „Grüß Gott, Schätterle!“ sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Kennst Ihr die Frau?“ fragte die Wirthin. Der Alte besann sich und schüttelte den Kopf. „Mein' ich hätt' sie als schon einmal g'sehen, aber mein' Auge find blödd.“

„D' Vina ist's, d' Vina,“ rief die Wirthin.

„Oh, b'hättes Gott, Vina, Dich darf ich noch sehen auf der Welt? jetzt sterb' ich gern!“ rief der Alte und seine Augen wurden feucht. „Viel hener erlebt mit'nander, Vina viel und gelt Dir geht's als gut?“

Vina nickte. „Und ich freu' mich auch, daß Ihr noch im Sternen sitzt, Schätterle.“

„Wo soll ich denn sitzen? unser Herrgott hat mich ja vergessen — ich steh' im sechsundachtzigsten — aber daß Du noch einmal kommst — aber siehst gut aus, Vina, hätt's nit g'meint, nach Allem was Du erlebt hast.“

„Das ist schon lang her, Schätterle.“

„Freilich, freilich — und gelt Vina, daß er so bald g'storben ist, Dein Mann —“ er verstummte, um dann fortzufahren: „hab' g'hört, daß Du so große Freud' an Dei'm Sohn erleben darfst, soll ein ganz vornehmer Mann worden sein?“

Er sei brav und thätig und so gut gegen sie, sagte Vina.

„Unser Herrgott hat allemal ein' Trost für die, wo sich nit unterkriegen lassen vom Bösen, ja, ja, nur nit unterkriegen lassen. — Weiß denn, Vina, daß wieder Alles im Dorf recht worden ist? niz vor ungut — mer hen halt böse Sache mit'nanner erlebt, gelt

Bina? Aber sie sind in sich 'gange d' Leut, haben wieder g'schafft und 's Trinken — na, Alle haben sie 's grad nit vergessen, aber anders ist's doch worden im Dorf, als dazumals. — Ja Bina, weißt Du, was ich oft denken muß? Der Teufel probirt Alles, die Menschen zu verderben, aber der Wein und 's Bier und der Schnaps, das sind seine liebsten Hilfstruppen, da kriegt er sie Alle runter, Alle in sein' Höllenraden 'nein. Weißt Du, Bina, mich dauert nur d' alt' Sternewirthe, die hat d'ran glauben müssen, könnt' jezt auch noch da sein — thät' ich doch nit so allein da 'rumstehen, so ganz allein, kein Alt's mehr da, Alle fort, Alle."

"Warum hast denn Dein Friedrich nit mitgebracht?" fragte Karlsruh.

"Er kommt die nächste Woch' und holt mich ab. Er macht noch vorher eine kleine Reise."

"Der ist uns jezt allen über den Kopf g'machsen, was hast Du aus dem g'macht, Bina."

"Er hat auch dazu geholfen," sagte sie, nicht ohne Stolz. "Wenn er nicht so fleißig gewesen wär —"

"Aber Du hast doch sorgen müssen, daß er studieren hat können," unterbrach sie Karlsruh, "ich kann's heut noch nit begreifen, wie Du's fertig gebracht hast."

"Am Anfang war's wohl recht schwer. Ich hab' in seinen Herrschaftshäusern gelocht, wenn sie G'sellschaft g'habt haben. Dann haben mir gute Menschen geholfen, daß ich eine eigene Koffgeberei hab' einrichten können. Dann ist's schon besser worden, knapp ist's immer noch her'gangen. Wie dann aber der Friedrich so gut gelernt hat, hat er ein Stipendium bekommen. Das war eine Freud'! so hat er doch sein' Wunsch ausführen können. Wie er dann sein Examen als Maschinenbauer g'macht hat und der Erste war, dann hat er bald eine Anstellung g'funden in einer großen Maschinenfabrik. Und jezt haben wir alle Sorgen hinter uns, Gott sei Dant!"

"Bina, nig vor ungut," sprach Schättele, "ist er denn auch brav, der Friedrich? hat er nig geerbt von — Du weißt, wie ich's meine, Bina."

"Nein, Schättele, da könnt Ihr ruhig sein. Er ist ein ernster Mensch. Er hat nichts von früher vergessen, wenn er auch nie darüber spricht. Sollt' einmal sehen, wie beliebt er ist bei Allen, vom Direktor bis zum einfachsten Arbeiter. Die haben ihn erst gern, die Arbeiter, die sehen, wie gut er's mit ihnen meint. Er hält ihnen als Vortrag' im Arbeiterbildungsverein, des solltet Ihr hören, Schättele. Und einen Mächtigkeitsverein hat er gegründet. Viel Arbeiter sind Mitglieder, der Friedrich ist der Vorstand und da schämt er sich nit, zu sagen, wie arm er selber g'wesen ist, wie er Stunden geben hat, um studieren zu können — manchen Arbeiter hat er schon von bösen Wegen abg'hallen."

"Unser lieber Herrgott hat Dir eine große Gnad' g'schenkt, Bina," sagte Schättele, "daß ich des noch hab' erleben dürfen — o jezt soll mich unser Herrgott noch so lang da lassen, daß ich Dein' Friedrich noch sehen kann."

Und er erlebte es, der Schättele. In wenigen Tagen kam Friedrich, seine Mutter abzuholen. Wie verzückt betrachtete der alte Mann den stattlichen Mensch'n, der so mild und ernst ihn anblickte und so gütige Worte für ihn hatte.

"In Dir hat der liebe Gott so recht gereicht," sagte der alte Mann, "daß zulezt doch noch Alles gut wird, wenn's auch böß ausfieht."

Die Erndorfer Musikantenzech.

(Pl. 216recht.)

Das Erndorfer Militärvereinsfest, mit der Enthüllung des schönen neuen Kriegsdenksteins verbunden, war glänzend verlaufen. Siebenunddreißig eingeladene Vereine waren mit ihren Fahnen, einige mit voller Musik erschienen, darunter hatten sich die Musikanten von M. besonders ausgezeichnet durch ihr Spiel und dann durch ihren Durst. Das Programm war von A bis Z durchgeführt, d. h. nicht nur Festpredigt in der Kirche, Festzug durch's Ort, Enthüllung des wirklich schönen Denksteins, welchen ein stolzer Adler krönte und reichen Blumen- und Flaggen-schmuck umgab, das Festessen im „Schlüssel“ mit feinen Reden und Trinksprüchen, sondern was, da seit dem schönen Tag nun bereits vier Wochen verstrichen sind, der ganzen Sache die Krone aufsetzte, es waren alle Rechnungen in Ordnung, Alles bezahlt bei Heller und Pfennig, keinerlei Rückstände, denn daß die Erndorfer Musikanten ihre Zech im „Schlüssel“ schuldig geblieben waren, und die Schlüsselwirthin gedroht hatte, den Festausschuß dafür zu verklagen, hielt man für leeres Gerede, worüber diejenigen besonders kein Wort verloren, welche wußten, welche bedeutende Summe man im „Schlüssel“ selben Tag eingenommen hatte, wo von früh Morgens bis Mitternacht bis unter die Hohlziegel jeder Mauer voll Gäste gewesen war.

So dachte auch der junge Maurermeister G., der gewesene Vorstand des Festausschusses, der, während die Morgensonne in seine Schreibstube lachte, eben die Denksteinrechnung geprüft hatte, und er warf einen hochbefriedigenden Blick durch's Fenster nach dem nicht weit davon auf dem großen Dorfplatz prangenden Denkstein. Jezt erst fiel ihm ein, daß die verwelkten Kränze noch zu entfernen seien, und der arme Steinabler wollte ihn schier dauern, denn er hielt mit seinem stolzen Schnabel noch immer den Hauptkranz, der ebenfalls welt herniederhing.

Da klopf't's, der Gerichtsbote präsentirt eine amtsgerichtliche Zustellung, bekommt Quittung und geht.

Dem guten Festvorstand wirbeln die Sinne und er traut seinen Augen nicht, als aus dem geöffneten Zahlbefehl die Schlüssellage auf 35 — sage fünfunddreißig Mark — ihm entgegenstarrt. Herrgott im siebenten Himmel! Ist das menschenmöglich! Er dreht sich wie ein Tanzknopf im Ring herum. Aber das hilft nichts: Da steht's schwarz auf weiß: o Menschendank!

Ueberdem schlängelt sich Jemand zur Thür herein und fängt an beim Anblick des Schwergrimmen, der ihm den Zahlbefehl entgegen hält, mit Mund und Händen abzuwinken: es ist der Schlüsselwirth.

„So hat sie also wirklich Ernst gemacht und hat geklagt?“ leuchte der.

„Wer denn?“ preßt der Beklagte ingrimmig hervor.

„Se, wer denn als meine Alte? Martin, Du wirst doch nicht glauben, ich selber hätte den Weg zu Amt unter die Füße genommen wegen der Musikantenzehne. Das ist ja ein Bagatell gegen das gelungene Fest und gegen unsre enorme Einnahme gehalten. Erst heut Nacht hat sie mir's gebeicht, daß sie auf ihren eigenen Kopf Euch eingeklagt hat. Du weißt ja, daß sie in Geldsachen keinen Spaß versteht und kann um's Leben die Musikantenzehne nicht verschmerzen. Die Klage ist hinter meinem Rücken gegangen. Wie ich eben den Amtsbote aus Deinem Haus kommen seh', ist mir die Kage den Buckel hinauf. Du weißt ja, was meine Alte im Kopf hat, das muß durch, und wenn alle Rippen krachen!“

Jetzt that der Schlüsselwirth einen hastigen Griff in seine Westentasche und hielt dem Schwergärgerten ein blankes Zwanzigmarsstück hin.

„Da,“ sagte er mit etwas gedämpfter Stimme, „mach' mit meiner Frau ab, sie laßt mit sich markten und es duttert ihr jetzt doch, daß sie so jach gewesen ist. Gib' Acht, Du wirst sehen, wenn sie Gold verspürt, kommt's ihr nicht drauf an, einen Rest durchzustreichen und sogar noch einen Extraktalbsbratis aufzutischen, nur weil sie ihren Stieckkopf durchgefetzt hat! Mir kommt es selbstverständlich nicht auf einen Doppelliter vom Besten aus meinem Keller an!“

Während des Schlüsselwirths Rede entwölkte sich von Wort zu Wort die Stirn Meister Martins und in seinem Kopf entstand der Grundriß — eines heiteren Abends.

„Ist recht, bleib's dabei, Schlüsselwirth!“ sagte er kurz, „die Sache wird sich geben.“

Jetzt beichtete der Wirth erst recht, welche kolossale Einnahme jener Tag seinem Haus gebracht. Dann empfahl er sich. —

Am Abend selbigen Tages erschien der Eingeklagte mit zwei Mitgliedern des Militärvereins im „Schlüssel“.

Mann und Frau standen in der Einschanke; die Wirthin bekam einen gelinden Schrecken, als sie aus den finsternen Mienen der Eintretenden einen nahen Sturm herauslas, doch der Schlüssel-

Gaustfreund.

wirth schmunzelte, und als sie ihn in's Herrenstüble schicken wollte, blieb er wie eingewurzelt in der Einschanke: sie mußte, ob sie wollte oder nicht, in's Treffen.

„Lene,“ sagte er, „Du hast das Süpple eingebrocht, jetzt mußt Du's auch ausesen.“

Also biß sie in den sauren Apfel, nahm ihre Courage und dieses war nicht gering, zusammen und erschien vor den Dreien, um nach ihren Wünschen zu fragen.

„Frau Lene,“ hub der Maurermeister an, „daß Sie ja nicht meint, wir seien da, um der Schlüsselwirthschaft noch einen Tropfen Wein abzutrinken, behüt' uns Gott davor, aber noch weniger, unser Geld für eine Musikantenzehne hinauszuschmeißen, die uns mit Haut und Haar nichts angeht!“

Die Schlüsselwirthin war durch solche Anrede doch recht verduzt; hatte ihr Mann doch vorhin etwas verlauten lassen von Zahlungswilligkeit der Leute und sie hatte darum die Verhandlung auf sich genommen: jetzt stand sie hilf- und rettungslos im Rottenfeuer von Vorwürfen: sie wechselte mehrmals die Farbe.

Aber sie war doch keine von Denen, welche die Flinte in's Korn werfen, sondern legte auch ihrerseits die Flinte an den Boden und that einen Kernschuß.

„Der Zimmerlorenz,“ fuhr sie heraus, „hat aber doch die Musikanten hergeschickt und ihnen gesagt, das können sie Alle eidlich erhärten, die Freizeche gehe auf die Fest- und Denksteinrechnung. Und als ich vorgestern beim Herrn Amtsrichter war und ihm den Fall gemeldet hab', hat er gesagt: Wer empfiehlt, muß zahlen!“

Damit kam die Sache doch ein wenig zum Vortheil der Schlüsselwirthin in ein anderes Licht. Davon hatte der Wirth entweder heut Morgen nichts gewußt oder dergleichen gethan, er wisse nichts. Verhielt sich die Sache so, und die Frau Lene blieb ihres Kopfs, so mußte allerdings die Festkasse blechen, denn der Zimmerlorenz war Mitglied des Militärvereins und weil er das beste Mundstück im Ort hatte, auch in den Festausschuß genommen worden, der Eintreiber und Bote des Comités, außerdem aber noch für sich selber aus Begeisterung für das Fest und Denkmal der Hans Dampf in allen Gassen gewesen. Er hatte, am Festtag von Morgen bis Abend auf den Beinen als Chargirter, schon ziemlich hoch gehabt, als ihn die Musik von M. anließ, da kam's ihm auf ein paar Worte hin oder her nicht an. An dem konnte man sich aber nicht

heben, denn der hatte wirklich wochenlang im Schweiß seines Angesichts für das Gelingen des Festes geschafft.

Jetzt erschien der Schlüsselwirth unter der Herrenstüblethür.

„Ich glaub' nicht,“ sagte er, „daß die Herren da unseren Schaden wollen, liebste Lene. Die Musikanten haben viel mehr, als die eingeklagten 35 Mk. verzecht und es ist auch ein altes Sprüchwort: Wer Musikanten will, muß zahlen. Den Lorenz, das begreifen die Herren da wohl, können wir nicht darum hängen, und ich glaub', meine Frau Geliebte — sie nämlich hat die Sache beim Amt anhängig gemacht — laßt sich an der Klagsumme noch etwas abmarkten. Wenn Ihr so etwa 20 Mk. spendiren würdet, so glaub' ich, käm's der Frau Lene auch auf einen Extratabsbratis nicht an, sowie mir nicht auf ein Doppelliter von unserem Besten!“

Meister Martin und seine zwei Gefellen hatten alle Mühe das Lachen zu verbeißen. Der Schlüsselwirthin aber hüpfte das Herz im Leib, als sie sah, wie der eingeklagte Festvorstand in die Westentasche langte, ein blinkendes Goldstück aus dem Geldtäschchen entnahm und es, mit dem Daumen über den Zeigefinger auf den Tisch schnappen lassend, ihr hinrückte.

„Schlüsselwirth,“ sagte er, „Du hast Recht, die Ehr ist auch noch was werth, man soll uns nicht nachsagen, wir hätten uns lumpen lassen. Aber das soll heut mein letzter Gang seine in Deine Wirthschaft, ich sag' das, so leid es mir thut, so lang Dein geiziges Weib lebt!“

Damit stand er auf, die Begleiter ebenfalls und thaten wirklich, als wollten sie fort.

„Herr Jesus Gott“ rief nun Frau Lene und steckte eiligst das Zwanzigmarkstück zu sich, „so wird's doch nicht gemeint sein. Wir sind Wirthsleute, die von den Gästen leben müssen. Aber weil die Herren so nobel sind und so gern und flink bezahlen, so wollen wir in Gottes Namen durch den Rest einen Strich machen und unsern Schaden tragen. Geld, Meister?“

Sie warf ihren Eheherrn einen der zärtlichsten Blicke hin, die er je von ihr bekommen.

Breit stand er unter der Thür und es gab nun scheinbar einen kleinen Ringkampf zwischen ihm und den „Eingeklagten“.

„Hol' einen Doppelliter,“ sagte der Wirth und ließ seine Ehehälte unter dem Arm durch die Wirthsstube entschlüpfen.

Bis sie mit der Flasche kam, saßen die „Zornmüthigen“ wieder und zwar sehr friedsam an ihren

Plätzen und der Schlüsselwirth dabei, dann kam auch noch ein Braten, schier besser, als der am Fest zur Besiegelung des Friedensschlusses.

Als die Leute nach Mitternacht auseinander gingen, versprachen sie reinen Mund zu halten, aber der Rheinländische Hausfreund hat's doch erfahren.

Wie das alte deutsche Reich in Trümmer ging.

„Es giebt kein Deutschland mehr, es ist ein Irrthum, an eine deutsche Nation zu glauben; das sind nur Klagen einiger wenigen am Grab eines Volkes, das sich überlebt hat.“ So stand im Frühjahr 1806 in einer Zeitung zu lesen, die in der damals französischen Stadt Mainz, einst dem Sitze des ersten deutschen Erzbischofs, des Bonifatius, erschien. Und der Mann hatte Recht, der so schrieb; es war wirklich vorbei mit dem alten römischen Reich deutscher Nation. Zwar führte ein Enkel der vielgeliebten Kaiserin Maria Theresia, der Lothringer Franz II., noch den Titel „von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser“ — der Titel „deutscher Kaiser“ ist nämlich erst 1871 auf gekommen — aber es war ein Name ohne Inhalt, ein wesenloser, ja sogar ein glanzloser Schein; und es war nur eine leere Formsache, wenn am 10. August 1806 der kaiserliche Gesandte in Regensburg, am Sitz des alten Reichstags, d. h. der Vertreter der deutschen Fürsten und Reichsstädte, eine Urkunde abgab, worin Franz II. erklärte, daß er am 6. August „das reichsoberhauptliche Amt und Würde als erloschen und sich von allen Pflichten gegen das deutsche Reich losgezählt betrachte und deswegen die bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung niederlege.“

Wenn man gewissenhaft und vorurtheilsfrei erwägt, was aus der Schöpfung Karls des Großen, aus dem Staate der ruhmvollen Kaiser Otto I. und Friedrich Barbarossa im Lauf der Jahrhunderte geworden war, — dann wird man dem Untergang des mehr als tausendjährigen Reiches keine Thräne nachweinen; man wird es im Gegentheil als ein Glück bezeichnen müssen, daß ein Trugbild zerstört, daß durch Beseitigung von etwas Ungesundem und Ueberlebten Raum geschaffen wurde für das Aufkommen lebenskräftiger neuer staatlicher Bildungen. Das soll uns ein Blick in die überaus traurige Vergangenheit vor hundert und mehr Jahren lehren.

Deutschland gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war erheblich größer als das heutige Reich; ja es übertraf sogar das Gebiet des deutschen Bundes vor dem Ausscheiden der westlichen Reichshälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie, die bekanntlich bis 1866 in einem engeren staatlichen Verhältnis zu uns stand, noch um einige Tausend Quadratkilometer an Umfang. Aber was war das für ein böses, wirres Durcheinander! Was würde unsere heutige Schuljugend für Gesichter machen, wie würde ihr öde und dumm im Kopfe werden, wenn sie die staatliche Geographie des damaligen heiligen römischen Reiches hätte lernen müssen! Während mancher heutzutage seine liebe Noth hat, bis er von unseren 26 Staatswesen Namen, Umfang, Bevölkerungszahl, und was sonst noch dazu gehört, seinem armen Gehirn eingepägt hat, zählte man vor 120 Jahren die hübsche Summe von etwa 1800 Landesherren; und dazu kam, daß meistens die Gebiete dieser Herrscher nicht ein einheitliches Ganzes bildeten, sondern aus mehreren zerstreuten Stücken zusammengesetzt waren. Da gab es eine große Anzahl geistlicher Fürsten, als Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Präpöste, von denen jeder selbstherrlicher Landesgebieter war: der Kurfürst und Erzbischof von Mainz, der von Bingen bis nach Erfurt gebot, ebenso wie der Abt von Salem, der nur wenige Quadratkilometer sein eigen nannte. Dazu kam noch eine stattlichere Reihe weltlicher Herren, darunter der König von Böhmen-Ungarn-Oesterreich, der Kurfürst von Brandenburg, der zugleich als König über Preußen, über Pommern, Schlessen und mehrere Lande am Rhein, sowie in der Schweiz herrschte; der Kurfürst von der Pfalz, dem auch Bayern und die Herzogthümer Jülich und Berg gehorchten, der Kurfürst von Hannover, der zugleich auf dem Thron von Großbritannien saß; — eben so gut wie der Graf von Wertheim, die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach oder Pfullendorf, — zusammen 314 reichsständische Lande, wozu noch 1475 Reichsritter kamen, die ebenfalls niemand anders als Herrn über sich anerkannten als den römischen Kaiser.

Und wie sah es mit den Herrscherrechten aus, die dem Reichsoberhaupt, genannt Kaiser, zustanden? Daß Gott erbarm! Jeder arme leib-eigene Bauer hatte in seiner Hütte mehr zu befehlen als der Herr des heiligen römischen Reiches in Deutschland. „Wenn man in Deutschland abrechnet, was den einzelnen Herren gehört,“ sagt ein gelehrter, sachkundiger Schriftsteller des

siebzehnten Jahrhunderts, „so bleibt nichts mehr übrig für die Gesamtheit. Ich kann nur sagen: das deutsche Reich ist ein ganz und gar regel- und naturwidriger Körper.“ Im westfälischen Frieden von 1648, der den unsäglich traurigen dreißigjährigen Krieg beendigte, war sämtlichen Reichsfürsten und Reichsstädten die volle Landeshoheit zugestanden worden; sie hatten außerdem das Recht erhalten, nach Belieben unter sich und auch mit dem Ausland Bündnisse zu schließen, nur sollten dieselben nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. Damit der Kaiser ja keinem Reichsstand etwas Böses thun könne, war ihm durch die Reichsverfassung jede Möglichkeit benommen, überhaupt etwas zu thun. Soweit es Beamte des Reiches gab, wurden sie nicht vom Kaiser, sondern vom Reichserzkanzler — das war der Mainzer Erzbischof — aufgestellt. Was an Einkünften dem Kaiser aus dem Reiche zufließ, veranschlagte man auf etwa 25000 Mark.



Franz II.,
der letzte Kaiser von Deutschland.

Gemeinsame Reichsangelegenheiten wurden von dem Reichstag entschieden, einer ständigen Versammlung, die seit 1663 in Regensburg tagte. Aber es war wohlbekannt, daß über alle wichtigen Dinge nicht hier, sondern von den Einzelregierungen der deutschen Mächte für sich beschlossen wurde. Dagegen erzählte man sich merkwürdige Geschichten über die lächerlichen Form- und Rangstreitigkeiten, womit sich die Gesandten der hohen Herren in Regensburg die Langeweile verkürzten und manchmal auch das Leben sauer machten; so zum Beispiel, ob die Vertreter der Kurfürsten im Sitzungsaal auf rothen Sesseln Platz nehmen dürften oder auf grünen, wie die der übrigen Fürsten. Als der Gesandte des württembergischen Herzogs bei einer Festlichkeit einmal die Gemahlin des österreichischen Gesandten zur Tafel führte, eine Ehre, worauf der Vertreter eines hohen geistlichen Würdenträgers glaubte Anspruch zu haben, führte dieser schreckliche Eingriff in die Rechte eines andern zu den ärgerlichsten Händeln, und es wurden über diese

Verletzung der Etikette nicht weniger als zehn Staatschriften geschrieben.

Dem Namen nach gab es ein Reichsheer, das durch einen Beschluß des Reichstages aufgeboden werden konnte. Allein wie schwer hielt es, bis ein solcher Beschluß zustande kam, und wie viel schwerer noch, bis er auch ausgeführt wurde! Und wenn so ein Reichsheer zusammenkam, wie sah das bunt aus! Der schwäbische Kreis, einer von den zehnen, in welche das Reich seit den Zeiten des Kaisers Maximilian I. eingetheilt war, umfaßte 93 Reichsstände, unter denen der Bischof von Konstanz, der von Augsburg, der Herzog von Württemberg, die Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach die mächtigsten waren. Im Fall eines Krieges hatte der Kreis 1321 Mann zu Pferd und 2707 zu Fuß zu stellen; davon entfielen zum Beispiel auf die Reichsstadt Zell am Harmersbach 2 Reiter, auf den Freiherrn von Sickingen $5\frac{1}{3}$ Mann zu Fuß, auf die Reichsstadt Buchau $1\frac{2}{3}$ zu Fuß, auf die Frauenabtei Gutzwill $\frac{1}{3}$ Reiter und $3\frac{1}{3}$ Fußknechte!

Freilich von Vaterlandsliebe nach unserer heutigen Auffassung, von deutschnationaler Gesinnung war in den deutschen Landen damaliger Zeit so gut wie gar nicht die Rede, und in je höhere Kreise man hinaufgeht, um so schlechter findet man es in der Regel damit bestellt. Jeder von den Reichsfürsten, von den kleinsten bis hinauf zu den größten, war ängstlich darauf bedacht, gegenüber dem Reichsoberhaupt seine volle fürstliche Unabhängigkeit zu wahren, jeden Vortheil zur Hebung der eigenen Stellung und Macht auszunützen. Von Pflichterfüllung oder gar Opferwilligkeit gegenüber dem großen gemeinsamen Vaterland wollte niemand etwas wissen. Zwar war, wie oben erwähnt, sogar im westfälischen Friedensvertrag, in dem man den Ansprüchen der reichsfürstlichen Selbständigkeit über alle Maßen Rechnung trug, doch noch ausdrücklich jeder Abschluß eines Bündnisses gegen Kaiser und Reich den Reichsständen untersagt worden. Aber kaum zehn Jahre später bewarben sich nach einander die mächtigen Kurfürsten und Erzbischöfe von Mainz, von Trier und von Köln, dazu der Landgraf von Hessen, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg, später auch der Kurfürst von Brandenburg um die Gunst des mächtigen Königs von Frankreich, Ludwigs XIV., der eben erst in langem Krieg dem Reich eine Reihe werthvoller Besitzungen entrißen hatte und ihm im Lauf der nächsten vierzig Jahre immer mehr entriß, und schlossen mit ihm einen „Rheinbund“. Im gleichen

Jahr, wo dieser selbe Ludwig im Frieden von Nimwegen (1679) das deutsche Reich zur Abtretung von Freiburg im Breisgau nöthigte, erneuerte der „große Kurfürst“ von Brandenburg Friedrich Wilhelm, der noch zu den thatkräftigen Fürsten seiner Zeit gehörte, seinen Bund mit dem französischen König. Ja, als dieser mitten im Frieden durch schnöden Rechtsbruch dem deutschen Reich Hunderte von Städten und Dörfern, darunter die unschätzbare Reichsstadt Straßburg (1681), wegnahm, da ließ Friedrich Wilhelm dem französischen Gesandten an seinem Hof einen mit Diamanten besetzten Degen überreichen, um — wie er dazu sagen ließ — zu zeigen, daß durch den Raub Straßburgs seine Gesinnung gegen Ludwig XIV. und seine Freundschaft für dessen Gesandten sich nicht verändert habe. Und der leitende Minister des damaligen Kaisers Leopold I., der Fürst Lobkowitz, stand zu gleicher Zeit in geheimem Einverständnis mit dem Reichsfeind, wo die österreichischen und andere Reichstruppen gegen die Franzosen am Oberrhein blutige Kämpfe ausfochten! Ueberhaupt vertrat eben leider auch der Kaiser seit langer Zeit das Wohl des Reiches nur dann, wenn es zugleich durch den Vortheil der eigenen Hausmacht geboten war. Als zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts der dreizehnjährige Krieg um den Besitz der großen spanischen Monarchie zwischen dem Hause Oesterreich und dem französischen König ausbrach und der Reichstag für das Reichsoberhaupt Partei ergriff, da waren es wieder zwei mächtige deutsche Fürsten und zwar aus dem Hause Wittelsbach, der Kurfürst von Bayern und dessen Bruder, der Erzbischof von Köln, die mit dem Reichsfeind gemeinsame Sache machten, dafür dann allerdings auch der Reichsacht verfielen.

Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeigt sich allmählich ein Erstarken des deutschen Selbstgefühls, wie es sich namentlich in den Werken unserer großen Dichter und Denker, bei Klopstock, bei Lessing, bei Schiller und so manchem anderen herrlichen Geist ausspricht. Dazu mögen auch die deutschen Siege, die Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege über die übermüthigen Franzosen davontrug, einiges beigetragen haben. Aber bis deutscher Sinn und deutsches Selbstbewußtsein gegenüber dem Ausland auch in den Kreisen der Herrschenden Anerkennung fand, dauerte es noch gar, gar lange; dazu bedurfte es noch der bitteren Lehren, welche die französische Revolution und die Fremd-

herrschaft in Deutschland zur Zeit Napoleons, die vor hundert Jahren ihren Anfang nahm, unserer Heimat gebracht haben.

Wir haben vorhin schon gesagt, daß die geistige Bewegung, die zu einer Wiebergeburt Deutschlands führte und die Schöpfung unseres herrlichen neuen deutschen Reiches erst möglich gemacht hat, nicht von den Fürsten, sondern aus dem Schoße des Volkes selbst ausging. Und daß in diesem nie der treue deutsche Sinn, die Liebe zum Vaterland, die Opferwilligkeit für die Ehre und Unabhängigkeit desselben erstorben ist,

das ist ein erhebender Gedanke, der uns mit Stolz erfüllen, der uns in dem Glauben an die gesunde, unverwüthliche Kraft unseres Volkes bestärken darf. Denn wenn man erfährt, wie trostlos vielfach die Lage der großen Masse war, dann muß man sich nur wundern, daß im Volk nicht aller Sinn für solch hohe, ideale Güter, wie Vaterland, nationale Unabhängigkeit, Bürgerrecht, erstickt worden ist. Denn gar viele von den Fürsten, geistliche so gut wie weltliche, faßten ihre Stellung ganz anders auf als der große Preußenkönig Friedrich II.; während dieser das berühmte Wort sprach, daß der Fürst, weit da-

von entfernt, der unumschränkte Gebieter der unter seiner Herrschaft stehenden Völker zu sein, vielmehr nur der erste Diener des Staates sei; — während ihm der Beruf des Herrschers in erster Linie ein erhöhtes Maß von Pflichten und Arbeit aufzuerlegen schien, und während er sich nicht nur so aussprach, sondern auch dementsprechend handelte, leitete ein nicht geringer Bruchtheil seiner Standesgenossen aus dem glücklichen Loos des Herrschers, das ihnen die Geburt in den Schooß geworfen hatte, lediglih die Befugniß ab, in ihrem Lande mit dem Wohl und Wehe ihrer Unterthanen nach Willkür zu schalten, jede auch noch so kostspielige, tolle, selbst grausame Laune zu befriedigen. Diese Herren sahen ihr Vorbild in dem über alle Maßen verschwenderischen und sittenlosen französischen Hof zu Versailles; jeder von ihnen, und wenn er auch nur über wenige Quadratmeilen gebot, suchte seinen Ehrgeiz darin, ein Ludwig XIV. oder Ludwig XV. im Kleinen zu sein. Wer nicht nach französischer Mode gekleidet war, nicht die Manieren der leichtfertigen Herren am französischen Hof nachäffte, der wurde in Deutschland nicht zur „vornehmen Gesellschaft“ gerechnet. Dafür sah man in diesen Kreisen auf den schlichten, ehrlichen Bürger und Bauer, der doch mit seiner Arbeit und seinem sauern Schweiß und seinen Entbehrungen die Mittel für die Verschwendung der hohen Herren aufbringen mußte, mit empörender Verachtung herab.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts und im achtzehnten, wo in Folge der grauenhaften Verwüstungen und Plünderungen des dreißigjährigen Krieges die große Masse des Volkes noch immer mit der bittersten Lebensnoth zu kämpfen hatte, — wo fast un-
aufhörlich neue Kriege immer neue und größere Opfer an Gut und Blut vom Volke forderten, — da hatten die Herren immer noch Geld genug übrig, um Denkmäler ihrer Launen und Verschwendung zu hinter-

lassen, deren Pracht wir heute noch anstaunen. Hatte Ludwig XIV. in der ungesunden, wasserarmen Gegend von Versailles mit dem Opfer von vielen Tausenden von Menschen, die in der fieberschwangeren Atmosphäre während der Arbeit sich den Tod holten, und mit Kosten, die man auf neunhundert Millionen Franken in heutigem Geldwerth berechnet, ein Schloß und Anlagen geschaffen, die an Pracht alles bisher Dagewesene weit übertrafen, so wollte auch jeder von seinen deutschen Verehrern und Nachahmern ein Versailles in seiner Art haben. Die Schlösser in Dresden, in Stuttgart, in Mannheim, bei Potsdam, in Würzburg, die Wilhelmshöhe bei Kassel, die Nymphenburg führen noch heute eine berebte Sprache über jene Zeiten. Und bei den



Friedrich der Große.

großen Fürsten ließen sich ja solche Launen befriedigen, ohne daß der einzelne Unterthan zu sehr dadurch gedrückt wurde. Aber gerade die kleinen Herren, die Despoten im Taschenformat, setzten meist ihre Ehre darein, einigermaßen mit den Mächtigeren, wenigstens in den Ausgaben, weiteifern zu können, und wurden dadurch eine fürchtbare Zuchttruthe für ihre wehrlosen Unterthanen.

Es ist empörend, wenn man liest, mit welcher roher Verletzung von Recht und Sitte die Mittel für die Befriedigung unsittlicher Launen erpreßt wurden. Wer hätte nicht von dem schändlichen Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika gehört! Als die englischen Kolonisten in Nordamerika die habgierige Ausfugung und die politische Bevormundung, welche sich das Mutterland ihnen gegenüber annahmte, zu guter Letzt doch unerträglich fanden und, um das Joch abzuschütteln, sich mit Gewalt dagegen zur Wehr setzten, da fand England die nöthige Anzahl Truppen zur Unterwerfung der Widerspenstigen nicht im eigenen Volk; denn dessen an politische Rechte und Freiheiten gewohnte Bürger konnten nicht beliebig zum Kriegsdienst herangezogen werden. Daher sah sich die englische Regierung im Ausland nach Soldaten um, und in Deutschland fand sie dafür offenen Markt.

Wir wollen blos einige von den vielen Thatfachen hervorheben, die das Schmachvolle jenes Handels vor Augen führen. Der Herzog Karl von Braunschweig regierte über ein Land, dessen Einwohnerzahl noch nicht den zehnten Theil von derjenigen des heutigen Großherzogthums Baden erreichte. Dabei hatte er aber doch vermöge seiner unsinnigen Ausgaben dem Land eine Schuldenlast aufgebürdet, die nach heutigem Geldwerth hundert Millionen Mark überstieg. Während unser großer Lessing im Dienste des Herzogs sich mit einem jährlichen Einkommen von noch nicht 3000 Mark heutigen Geldwerthes begnügen mußte, bezog der Theaterdirektor in Braunschweig, ein windiger Italiener, der seinem Herrn alle möglichen unsaubern Dienste zu leisten hatte, gerade das Hundertfache, mehrmals so viel als unser deutscher Reichskanzler. Bei der Geldklemme, worin sich der Herzog dauernd befand, kam der englische Unterhändler, der braunschweigische Landeskinden als englische Soldaten einkaufen sollte, sehr erwünscht. Nach wenigen Wochen war (1776) ein Vertrag abgeschlossen, demzufolge 4300 Braunschweiger für den Krieg in Amerika geliefert und dorthin eingeschifft

wurden. Der Herzog erhielt für jeden Fußsoldat etwa 450 Mark Werbegeld; ebenso viel sollte er für jeden Toten bezahlt bekommen; drei Verwundete sollten gleich einem Toten gelten. Für die Dauer des Krieges hatte der Herzog außerdem noch jährlich etwa 700000 Mark zu beanspruchen und doppelt so viel für zwei Jahre weiter von dem Tag an, an welchem die Truppen in ihre Heimath zurückgekehrt seien. Wie die erforderliche Anzahl Leute aufgebracht wurde, kann man daraus ersehen, daß nach dem Bericht des englischen Kommissärs viele alte Männer und eine Menge kleiner, schlechtgewachsener Jungen sich darunter befanden.

Im österreichischen Erbfolgekrieg, den Maria Theresia mit Unterstützung des Königs von England 1741 bis 1748 gegen den deutschen Kaiser Karl VII. (von Bayern) und gegen Frankreich führte, hatte der Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel 6000 Landeskinden an den König von England und ebenso viele an den Kaiser Karl verkauft; es mußten also in diesem Krieg auf fremde Bestellung die Unterthanen ein und desselben Fürsten gegeneinander kämpfen! Nun, bei dem Kriege Englands gegen die Nordamerikaner, benutzte der habgierige Landgraf Friedrich von Hessen-Kassel die günstige Gelegenheit, seinen Schatz zu füllen. Hat er doch, trotzdem er eine ganze Reihe kostspieliger Bauten auführen ließ, trotzdem er auch sonst für sein ausschweifendes Leben fabelhafte Summen ausgab, trotzdem er ein Heer von 16000 Mann unterhielt in einem Lande, das etwa den sechsten Theil der Einwohner des Großherzogthums Baden hatte, einen Schatz von 180 Millionen Mark hinterlassen, — eine Summe, die man mit 3 vervielfachen muß, um ungefähr den heutigen Geldwerth zu berechnen! Er stellte 12000 Landeskinden für den englischen Krieg und erhielt dafür auf die Dauer des Krieges jährlich etwa sieben Millionen Mark (heutigen Werthes) bezahlt. Von der zweiten Abtheilung, die er schickte, schien kein einziger Soldat älter als 17 bis 18 Jahre zu sein.

Ähnliche Verträge wurden mit dem Erbprinzen von Hessen-Hanau, dem Markgrafen von Ansbach, dem Fürsten von Waldeck und dem von Anhalt-Zerbst abgeschlossen. Man hat berechnet, daß insgesammt auf diese Weise aus Deutschland 29875 Mann geliefert wurden, von denen 17313 das Vaterland wiedersehen. Die Gesamtsumme, die England hierfür entrichtete, betrug in heutigem Geldwerth etwa 300 Millionen Mark.

Gegenüber diesem trostlosen Bild ist es einigermaßen erhebend, daß man auch auf Fürsten im damaligen Deutschland hinweisen kann, die solches Thun ihrer Standesgenossen verabscheuten, die sich als Landesväter wirklich fühlten und be- nahmen. Wir wollen nur an die wackere Kaiserin Maria Theresia, an ihren Sohn, den edlen Kaiser Joseph II., an den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, den Freund unseres Goethe und Schiller, an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, an den Kurfürsten Max Joseph von Bayern erinnern, die in wohlverdientem gutem Andenken bei ihren Völkern fortleben. Und hier muß auch wieder der große Preuskönig Fried- rich genannt werden. Seinem Neffen, dem Mark- grafen Karl Alexander von Ansbach, dessen Vor- gänger Karl Friedrich Wilhelm gelegentlich auf den Wunsch seiner Maitresse „zum Spaß“ einen Schornsteinfeger vom Dach des Schlosses herab- schoß und dann die seine Gnade ansehende Wittwe des so frevelhaft Ermordeten mit ganzen fünf Gulden abgefunden hatte, — diesem Karl Alexander, der 2353 Mann nach Amerika ge- liefert hatte, schrieb der große Friedrich am 24. Oktober 1777 aus Potsdam einen Brief, den der Empfänger wohl auch nicht hinter den Spiegel gesteckt haben wird. Er verdient voll- ständig hierher gesetzt zu werden — wenigstens in deutscher Uebersetzung; denn der große König hat sich, wie bekannt in der Regel, so auch hier der französischen Sprache bedient.

„Ich gestehe Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, daß ich niemals an den gegenwärtigen Krieg in Amerika denke, ohne von der Gier einiger deut- schen Fürsten unangenehm berührt zu werden, welche ihre Truppen einer sie gar nichts an- gehenden Sache opfern. Mein Erstaunen ver- größert sich, wenn ich mir die alte Geschichte und jene weise und allgemeine Zurückhaltung unserer Vorfahren ins Gedächtniß rufe, welche sie verhinderte, deutsches Blut für die Vertheidigung fremder Rechte zu vergießen und welche sogar als Gesetz in das deutsche Recht übergegangen ist. Aber ich merke, daß meine Vaterlandsliebe mich fortreißt, und ich komme auf das Schreiben Euer Hochfürstlichen Durchlaucht vom 14. dieses Monats zurück, welches sie so stark angefaßt hat. Sie verlangen darin die freie Durchfahrt für die Rekruten und das Gepäc, welches Sie Ihren in großbritannischem Dienst befindlichen Truppenkorps zuschicken wollen. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen zu bemerken, daß, wenn Sie dieselben nach England gelangen lassen wollen,

Sie durchaus nicht nöthig haben, sie durch meine Staaien passieren zu lassen, sondern daß Sie dieselben einen kürzeren Weg zum Einschiffungs- hafsen einschlagen lassen können. Ich unterbreite diese Ansicht dem Urtheil Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, und ich bin nicht weniger mit aller Zärtlichkeit, die ich Ihnen schulde, mein Herr Neffe, Euer Hochfürstlichen Durchlaucht guter Onkel Friedrich.“

Man wird sagen, dieser Soldatenhandel war ein außergewöhnlicher Fall, der keinen Schluß auf die Lage des Volkes im Allgemeinen zuläßt. Das ist richtig, wenn es auch immerhin als himmelschreiend bezeichnet werden muß, daß so etwas überhaupt geschehen konnte. Aber auch unter den regelmäßigen Verhältnissen war die Lage des weitaus zahlreichsten Bestandtheiles der Bevölkerung, der Bauern, eine außerordentlich klägliche. Während noch im Mittelalter die Bauern in großem Umfang frei gewesen waren, geriethen später immer mehr von ihnen in wirth- schaftliche Abhängigkeit von den großen, adeligen Gutsbesitzern, und soweit sie nicht geradezu leibeigen wurden, das heißt: ihrem Herrn mit Leib und Gut verschrieben waren, hatten sie unter den Lasten, die der Staat und der Guts Herr und die Kirche in Gestalt von Abgaben und Fronden ihnen aufhalsen, dermaßen zu leiden, daß ihr Loos gar nicht mehr menschenwürdig war. Der Bauer wurde in der Regel als ein rechtloses Geschöpf, als ein Mensch niederer Ordnung an- gesehen.

„Der Bauer ist sozusagen ein Vieh,
Nur daß ihm die Natur keine Hörner verlieh.“

So lautet ein Spruch, der von der herzlosen Denkweise der bevorrechteten Kreise jener Zeit Zeugniß ablegt. Der Bauer durfte nicht seinen Bohnstck verändern ohne Genehmigung des Guts- herrn; er durfte nicht heirathen ohne Genehmi- gung des Guts herrn. Waren seine Kinder heran- gewachsen, so mußte er sie seinem Guts herrn zur Verfügung stellen, der nach Bedürfniß seine Mägde und Knechte sich auswählte. Einer der schönsten Ruhmestitel in der Geschichte Kaiser Josephs II. und in der des Markgrafen Karl Friedrich von Baden ist der, daß jener im Jahr 1781, dieser 1783 dem unwürdigen Zustand der Leibeigenschaft in ihren Landen ein Ende machten.

Das sind einige wenige Züge aus dem Bild, das die deutschen Länder vor 120 und mehr Jahren boten. Da kam der Sturm der fran- zösischen Revolution, der im Jahr 1789 in Paris anhub, in wenigen Jahren in Frank-

reich die ganze alte Ordnung der Dinge über den Haufen warf und dann auch seine Wirkung nach den Grenzlanden des deutschen Reiches, auch auf das rechte Rheinufer erstreckte. Mit welcher Begeisterung haben anfangs viele von unseren Vorfahren — und es waren nicht die schlechtesten! — die Lehren aufgenommen, die von Paris und Frankreich herüberkamen! Die Lehren von der Freiheit, von der Gleichheit, von der Brüderlichkeit, wodurch alle Menschen miteinander verbunden seien, — von den ewigen, unveränderlichen, angeborenen Menschenrechten, die es verbieten, daß einer der Knecht des andern sei, daß einer vermöge seiner Geburt vor dem andern irgend etwas voraus habe. Wir wollen einiges aus der „Erklärung der Menschenrechte“, die im Jahre 1789 von der Versammlung der französischen Volksvertreter in Versailles beschlossen wurde, hierher setzen.

„Artikel 1. Die Menschen werden frei und an Rechten gleich geboren und bleiben es. Die gesellschaftlichen Unterschiede können nur auf den allgemeinen Nutzen begründet werden.

Artikel 2. Der Zweck jeder staatlichen Vereinigung ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Menschenrechte. Das sind die Rechte auf Freiheit, Eigenthum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.

Artikel 3. Der Ursprung jedes Hoheitsrechtes liegt wesentlich im Volk. Keine Körperschaft und kein Einzelner kann mit einer Machtvollkommenheit besetzt werden, die nicht ausdrücklich vom Volk ausgeht.

Artikel 4. Die Freiheit besteht in der Macht, alles das zu thun, was einem anderen nicht schadet. Die Ausübung der natürlichen Rechte eines Menschen hat also nur die Grenzen, die den andern Gliedern der Gesellschaft den Genuß derselben Rechte sichern. Diese Grenzen können nur durch das Gesetz bestimmt werden.

Artikel 10. Niemand darf wegen seiner Meinungen, selbst wegen der religiösen nicht, beunruhigt werden, vorausgesetzt, daß ihre Kundgebung die durch das Gesetz hergestellte öffentliche Ordnung nicht stört.

Artikel 11. Die freie Aeußerung der Gedanken und Meinungen ist eines der werthvollsten Rechte des Menschen; daher darf jeder Bürger frei sprechen, schreiben, drucken, mit dem Vorbehalt jedoch, daß er in den durch das Gesetz bestimmten Fällen für den Mißbrauch dieser Freiheit haftet.

Artikel 15. Die Gesellschaft hat das Recht,

jeden Staatsbeamten wegen seiner Verwaltung zur Rechenschaft zu ziehen.“

In der berühmten Sitzung der französischen Nationalversammlung vom 4. August 1789, die sich bis tief in die Nacht ausdehnte, wurden in einem edlen Wettstreit und in herrlicher Opferwilligkeit, meist auf Antrag von Angehörigen des Adels selbst, alle Standesvorrechte und sämtliche Fronlasten der Bauern, sowie die Leibeigenschaft für den Bereich des französischen Staates aufgehoben. Die große Masse des Volkes in den meisten Staaten und Stättchen des deutschen Reiches verspürte zunächst keine Wirkung dieser Vorgänge im Nachbarland. Sie lebte fast ausnahmslos in dumpfer Unwissenheit, erfuhr kaum etwas von dem, was draußen in der Welt geschah; und wenn eine Kunde davon zu ihr drang, so hatte sie kaum ein Verständniß dafür, wie wichtig jene Veränderungen waren. Es ist eine alte Erfahrung, daß, je unfähiger und pflichtvergessener eine Regierung ist, sie um so mehr darauf Bedacht nimmt, die Volksbildung auf einer niedrigen Stufe zu erhalten: je beschränkter, je abergläubischer der Unterthan, um so leichter ist er von einer ihm auch nur wenig an Geist überlegenen Regierung zu beherrschen. Aber eine ebenso unbestreitbare Erfahrung ist es, daß die unwissende Menge, wenn sie der Einwirkung geschickter Volksheher ausgesetzt wird, sich um so leichter zu Gewaltthatigkeiten und Revolutionen hinreißen läßt. Das bestätigt ein Blick auf die Geschichte vieler romanischer Länder, ebenso wie auf die von Rußland, von Polen und Irland.

Das Volk in Westdeutschland kam mit den Gedanken, die durch die französische Revolution verbreitet wurden, erst dann in nähere Berührung, als französische Heere die Grenzen überschritten und in die Gebiete deutscher Reichsstände am Rhein einbrangen. Als nämlich im Anfang des Jahres 1792 die Herrscher von Oesterreich und von Preußen ein Bündniß miteinander schlossen, um in Frankreich die alte „monarchische Ordnung der Dinge“, wie sie es nannten, nöthigenfalls mit Gewalt wiederherzustellen, obwohl der französische König, der unglückliche Ludwig XVI., die neue französische Verfassung anerkannt hatte, da riefen sie die sogenannten Revolutionskriege hervor. Diese wurden zwei Jahrzehnte lang in fast ununterbrochener Dauer eine furchtbare Geißel der Völker von Mittel- und Südwesteuropa. Zwar wurde aus dem von Oesterreich und Preußen begonnenen Krieg bald ein Kampf sämmtlicher näherer und fernerer Nach-

barn Frankreichs gegen die im Herbst 1792 errichtete französische Republik; aber trotzdem unterlagen die Republikaner nicht, sondern sie konnten sogar darauf ausgehen, die Gegner in ihrem Besitzstand anzugreifen und für die republikanischen Gedanken in ihrer Nachbarschaft zu werben. Das Ende des langen blutigen Ringens war die Demüthigung der Mächte des alten Europas durch Frankreich, aber andererseits auch die Unterwerfung der französischen Republik unter die Willkürherrschaft eines Militärdespoten, des Kaisers Napoleon I.

Den wechselvollen Verlauf dieser Kämpfe zu erzählen müssen wir uns versagen, da es hier bloß auf die Ergebnisse derselben ankommt. Im Jahr 1795 zog sich der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen in nicht eben ehrenvoller Weise von der Theilnahme am Krieg, für den er ursprünglich Feuer u. Flamme gewesen war, zurück. Er schloß mit der französischen Republik den Frieden von Basel, laut dessen er (in einem geheimen Artikel) sich mit der Abtretung der linksrheinischen Gebiete des deutschen Reiches an

Frankreich einverstanden erklärte; nur verlangte er, daß er selbst beim Abschluß des Reichsfriedens auf Kosten anderer deutscher Reichstände für seine abgetretenen Besitzungen auf dem linken Rheinufer (Kleve und Geldern) durch Zuweisung von Gebieten auf dem rechten Rheinufer entschädigt werde.

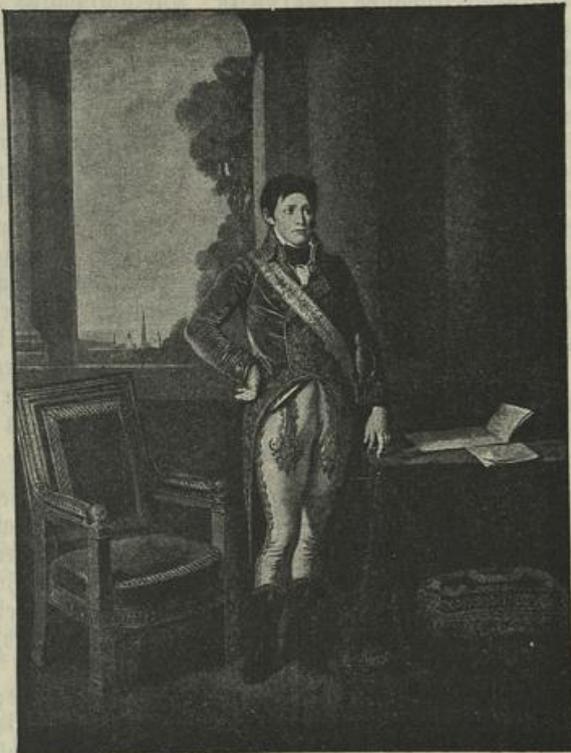
Den Frieden für Oesterreich brachte der Oktober 1797. Nachdem die Oesterreicher in Oberitalien eine ganze Reihe von Niederlagen durch den General der französischen Republik, den siebenundzwanzigjährigen Korsen Napoleon Bonaparte, erlitten hatten, mußte auch Kaiser

Franz II. den aussichtslosen Kampf aufgeben und die Bedingungen annehmen, die ihm der Sieger im Frieden von Campo Formio vorschrieb. Der Vertrag, den damals der Graf Cobenzl für Oesterreich, der General Bonaparte für Frankreich unterzeichnete, bereitete schon die Auflösung des deutschen Reiches vor, die wenige Jahre später thatsächlich erfolgt ist. Mit ihm begann ein neuer Abschnitt für die Geschichte von Mitteleuropa. Denn er brachte den Er-

folgen, welche die Revolution in Holland, am Rhein und in Italien während der letzten drei Jahre errungen hatte, die Anerkennung von Seiten des römischen Kaisers. Er bestand aus 25 öffentlichen und 14 geheimen Artikeln; die letzteren enthielten, wie nicht anders zu erwarten, die wichtigsten Bestimmungen.

In den öffentlichen Artikeln verzichtete Kaiser Franz zu Gunsten der französischen Republik auf die österreichischen Niederlande (das heißt: ungefähr auf das Gebiet des heutigen Königreichs Belgien), die 1713, nach dem Aussterben der habsburgischen Linie in Spanien, von diesem getrennt und dem österreichi-

sehen Habsburger zugefallen waren. Ferner gab er seine Zustimmung, daß Frankreich die Inseln Korfu, Zante, Cephalonia und einige andere behielt, die es der bisherigen Republik Venedig abgenommen hatte. Dafür genehmigte die französische Republik die Einverleibung der Stadt Venedig und des umliegenden Gebietes in den österreichischen Staat. Außerdem erkannte der Kaiser die von Frankreich in Italien neugeschaffene cisalpinische Republik an, die aus ehemals österreichischen Gebietstheilen (dem Herzogthum Mailand), aus verschiedenen kleinen Staaten rechts und links vom mittleren und unteren Po



Napoleon Bonaparte.

und aus Theilen des Kirchenstaates, die dem Papst Pius VII. entrisen wurden, gebildet ward. Der Herzog von Modena, der hierbei sein Fürstenthum verlor, sollte dafür vom Kaiser durch Abtretung des bis dahin österreichischen Breisgaus entschädigt werden. So wurden Völker und Länder hinüber- und herüber verhandelt, als ob sie käufliche Waare wären.

Zur Herstellung des Friedens zwischen der französischen Republik und dem römischen Reich sollte einen Monat nach Unterzeichnung des Friedensschlusses von Campo Formio ein Kongreß von Vertretern der deutschen Reichsstände und Frankreichs in Rastatt zusammentreten. Endlich wurde die batavische Republik, die im Jahr 1795 von den Franzosen aus der ehemaligen Republik (= dem heutigen Königreich) der Niederlande gebildet worden war, als zu Recht bestehend anerkannt.

Der erste der geheimen Artikel besagte, daß Kaiser Franz sich auf dem Rastatter Friedenskongreß dafür verwenden wolle, daß das linke Rheinufer von Basel bis Andernach an Frankreich abgetreten werde. Dafür verpflichtete sich die französische Republik, dort dafür einzutreten, daß dem Kaiser Franz das Erzbisthum Salzburg sowie ein Theil des Kurfürstenthums Bayern zugesprochen werde, wie überhaupt, entsprechend den Erwerbungen Frankreichs in Deutschland, ebenso der Kaiser hier für seine Verluste entschädigt werden sollte. Dagegen sollte die französische Republik dem König von Preußen seine linksrheinischen Besitzungen zurückgeben, womit aber zugleich auch dessen Ansprüche auf rechtsrheinische Erwerbungen hinfällig würden. Im Allgemeinen versprachen der Kaiser und die Republik darauf hinzuwirken, daß die deutschen Fürsten, welche beim Frieden von Campo Formio oder bei dem noch abzuschließenden Reichsfrieden Gebietsverluste erlitten, anderweitig entschädigt werden sollten.

Wie man sieht, war in dem Friedensvertrag viel von Entschädigung der Fürsten die Rede, die Gebiete an Frankreich oder an die von diesem neu geschaffenen Republiken verloren. Aber wo sollte man denn die Entschädigungen hernehmen? Solche Versprechungen waren doch nicht zu erfüllen, ohne daß man Anderen wieder etwas abnahm! Die französische Republik hatte, wie sich alsbald auf dem (Dezember 1797) in Rastatt zusammentretenden Kongreß zeigte, ein einfaches Rezept hierfür zur Hand. Als nämlich zu Be-

ginn der französischen Revolution nach Mitteln gesucht wurde, um die schwer lassenden Staatsschulden zu decken und andere unvermeidliche Bedürfnisse zu befriedigen, da hatte ein Bischof, der selbst Mitglied der Versailler Versammlung war, den Vorschlag gemacht, man solle die reichen Kirchengüter für den Staat einziehen oder — wie das in der Gelehrtensprache hieß — säkularisieren; und mit Freuden hatte damals die französische Volksvertretung dieses Auskunftsmittel ergriffen. So rieth auch jetzt in Rastatt der Bevollmächtigte der französischen Regierung, das deutsche Reich solle durch Säkularisation der zahlreichen geistlichen Gebiete und der freien Reichsstädte sich aus der Verlegenheit ziehen und durch Zuweisung des so gemachten Gewinns die durch Verluste jenseits des Rheins geschädigten Fürsten entschädigen. Aber das vorgeschlagene Verfahren widerstrebte ganz und gar dem gut katholischen Kaiser Franz; auch sprach der politische Vortheil des österreichischen Fürstenhauses gegen ein derartiges Vorgehen, denn die katholischen Kirchenfürsten, die hierdurch ihre Stellung als weltliche Herrscher eingebüßt hätten, waren stets die zuverlässigsten Stützen des Kaisers im Reich gewesen.

Darum ergriff Kaiser Franz II. gern eine Gelegenheit, aus der unangenehmen Zwangslage herauszukommen. Während der Kongreß von Rastatt sich im Frühjahr 1799 ohne Ergebnis auflöste, begann Oesterreich im Bunde mit dem Kaiser Paul von Rußland, mit England, Neapel und schließlich sogar mit dem Türken Sultan den zweiten großen Krieg gegen die französische Republik. Anfangs schien alles gut zu gehen. Die Franzosen erlitten in Oberdeutschland und in Oberitalien durch die vereinigten Russen und Oesterreicher im Lauf des Jahres 1799 eine Niederlage nach der andern, und ihre Regierung zeigte sich auch im Innern immer unfähiger. Das wurde jedoch völlig anders, als im Spätherbst Napoleon Bonaparte von einem Feldzug, den er inzwischen nach Aegypten unternommen hatte, nach Paris zurückkehrte. Er stürzte hier durch einen Staatsstreich die bestehende Regierung, gab eine neue Verfassung und machte sich selber unter dem Titel eines ersten Konsuls zum thätlichen Herrn von Frankreich. Im folgenden Jahre übernahm er den Oberbefehl im Kriege gegen die Oesterreicher, von denen sich kurz zuvor der wankelmüthige Kaiser Paul losgesagt hatte. Er kämpfte

mit solchem Glück, daß dem Kaiser Franz zu Beginn des Jahres 1801 nichts anderes übrig blieb, als aufs Neue unter demüthigenden Bedingungen Frieden zu schließen.

Dieser wurde am 9. Februar 1801 zu Lunéville unterzeichnet. Er war für das deutsche Reich in allen wesentlichen Punkten eine Wiederherstellung des Friedens vom Jahr 1797, nur daß Kaiser Franz diesmal nicht bloß als Herr von Oesterreich-Ungarn, sondern zugleich als Oberhaupt des deutschen Reiches abschloß. Vor Allem ging diesem das linke Rheinufer nun endgültig verloren, so daß der Thalweg des Rheins von dem Ausfluß des Stromes aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland von jetzt an die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bildete. Und wogegen der Kaiser sich bisher mit Händen und Füßen gestraubt hatte — die Säkularisationen waren nun doch nicht mehr zu verhindern. Denn auch der Lunéviller Friede enthielt die Bestimmung, daß die deutschen erblichen Fürsten, welche Gebiete auf dem linken Rheinufer an Frankreich abtraten, durch Erwerbungen auf dem rechten Rheinufer schadlos gehalten werden sollten.

Im August 1802 versammelte sich darnach beim Reichstag in Regensburg eine sogenannte Reichsdeputation, das heißt: eine Anzahl von hierzu ernannten Gesandten der Fürsten, um die Entschädigungsfrage zum Austrag zu bringen. In Wirklichkeit hatte aber nicht diese Versammlung zu verfügen, sondern das entscheidende Wort wurde von außerhalb stehenden Mächten, namentlich von Frankreich und Rußland gesprochen; daneben hatten auch Oesterreich und Preußen einigen Einfluß. Das Ergebnis wurde zusammengefaßt in dem sogenannten **Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803**. Dieser Tag war der wirkliche Todestag des alten deutschen Reiches.

Darin war bestimmt:

1) Alle geistlichen Fürstenthümer, nämlich

Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und Stifter, sollen aufhören. Nur dem Erzbischof von Mainz, der noch ferner Sitz und Stimme auf dem Reichstag hatte, wurden Aschaffenburg, Regensburg und Weplar als Fürstenthum zugewiesen. Außerdem wurden der Großmeister des Deutschritterordens und der des Johanniterordens noch fernerhin als geistliche Fürsten anerkannt.

2) Von den noch vorhandenen 48 deutschen Reichsstädten verloren alle bis auf sechs (Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg) ihre Freiheit.

3) Auch die reichsunmittelbaren Grafen und Freiherren büßten ihre Unabhängigkeit ein.

Die so gewonnenen Lande und Städte wurden an weltliche Fürsten vertheilt. So gewann zum Beispiel Preußen die Bisthümer Hildesheim und Paderborn; überhaupt erhielt es ungefähr das Fünffache dessen, was es auf dem linken Rheinufer eingebüßt hatte. An Bayern kamen die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Freising und Augsburg (ohne die Stadt), die Reichsstädte Nördlingen, Rothenburg, Ulm, Schweinfurt und noch vieles Andere. Der frühere Großherzog von Toskana erhielt mit dem Titel eines Kurfürsten das Erzbisthum Salzburg. Ebenso erfuhr der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden und der Land-



Karl Friedrich von Baden.

graf von Hessen-Kassel eine Standeserhöhung; sie wurden Kurfürsten. Freilich zur Wahl eines Kaisers sind sie nicht mehr zusammengetreten.

Im Jahr 1803, durch den Reichsdeputationshauptschluß, wurde auch der Grund gelegt zu dem heutigen Großherzogthum Baden. Mit der Standeserhöhung ging nämlich eine beträchtliche Gebietserweiterung Hand in Hand. Der Hausfreund hat im vergangenen Jahr seinen Lesern schon Einiges von dem herrlichen Landesfürsten Karl Friedrich, dem Großvater unseres Großherzogs, erzählt, unter dessen mildem, weisen und gerechtem Scepter damals die Badener standen. Vielleicht erhält er im Lauf der nächsten Jahre Gelegenheit, ein Gesamtbild des Lebens

und der Persönlichkeit Karl Friedrichs vorzuführen. Für diesmal muß er sich damit begnügen, zum Schluß der Betrachtung eingehender den Gebietszuwachs zu beschreiben, welchen der Reichsdeputationshauptschluß für Baden gebracht hat.

Nachdem Karl Friedrich im Jahre 1771 durch das Aussterben der andern Linie des badischen Fürstenhauses, die über die Markgrafschaft Baden-Baden geherrscht hatte, Gebiete aller badischen Lande geworden war, verfügte er über ein Land, dessen Gesamtumfang — in mehreren vor einander getrennten Stücken — sich noch nicht auf 4000 Quadratkilometer belief und das noch nicht 200 000 Einwohner zählte. Nun im Jahr 1803 stieg der Umfang durch die neueinverleibten Gebiete, von denen meist schon im Lauf des Jahres 1802 Besitz ergriffen worden war, auf annähernd 7200 Quadratkilometer mit über 400 000 Einwohnern. Es fielen nämlich damals an Baden

das Bisthum Konstanz (ohne die gleichnamige Stadt, die seit 1548 Oesterreich gehörte und erst 1806 an Baden abgetreten ward), die rechtsrheinischen Gebiete der Bisthümer Basel, Straßburg und Speier (mit Bruchsal und Philippsburg);

ferner eine ganze Reihe von Abteien, wie Schwarzach, Frauenalb, Gengenbach, Petershausen, dazu die altherwürdige Abtei Reichenau, die eine der frühesten Stätten geistigen Lebens in Deutschland gewesen war; Ettenheimmünster und Schuttern; das reiche Salem, das zur Ausstattung jüngerer badischer Prinzen verwendet ward, und Lichtenenthal, wo so viele Angehörige des badischen Fürstenhauses ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten; das hochgelegene Allerheiligen im Schwarzwald und Dehnungen.

An weltlichen Besitz fielen dem neuen Kurfürsten zu

die Herrschaft Lahr, die bisher einem Zweig des nassauischen Fürstenhauses gehört hatte,

mehrere freie Reichsstädte wie Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach; das früher nicht unbedeutende Ueberlingen am gleichnamigen See, Biberach und Wimpfen, welche beide zuletzt genannten heute nicht mehr badisch sind.

Da im Jahr 1799 mit dem prachtliebenden Kurfürsten Karl Theodor die wittelsbachische Linie, die bisher in Kurpfalz, Bayern und Jülich-Berg regiert hatte, ausgestorben war, gab

man einen Theil der Erbschaft, nämlich das meiste des rechtsrheinischen Gebietes von Kurpfalz, an Karl Friedrich. Er gewann damit so wichtige Städte wie Heidelberg und Mannheim, deren Wohlstand allerdings in Folge der Mißwirthschaft der früheren Regenten tief darniederlag, außerdem die Ämter Bretten und Ladenburg. Im Juni 1803 ließ sich Karl Friedrich in Mannheim huldigen, und wiewohl die Pfälzer ihrem neuen Herrn wenig Neigung entgegenbrachten, that dieser doch Alles, um in den neuen Landen durch weise Fürsorge und Herzengüte etwa vorhandene Ungunst der Stimmung zu überwinden und im gleichen Maße die Herzen zu erobern, wie er sie in seinen alten Landestheilen schon längst besaß. So bezeichnet das Jahr 1803 einen wichtigen Abschnitt nicht bloß in der allgemeinen, sondern ganz besonders auch in unserer badischen Geschichte.

Klagelied eines Bürgermeisters.

Von Friedrich Strauß.

(Dialekt des Wiesenthales).

Wie bin i doch e plogte Ma,
Sit dem i d'Gmei z'regiere ha. —
No länger Burgermeister z'si,
Des fällt mer um kei Pris meh i!

Denn richt' i streng no G'setz und Recht
Un warn de Schlimm' un stros de Schlecht'
Gli do unn dört me höre cha:
I sig e wüeste, grobe Ma!

Unn loß i druf so no unn no
Die Gleast Fehler dure goß —
So heist's scho in der ganze G'mei
Es sig mer Alles einerlei!

Unn schwäg i für e-n-armi Frau:
Me fott si unterstütze-n-au,
So brümbt mi de un selle-n-a
„Deb's Bettelvolch müeß Alles ha!“

Unn sorg-i für die Arme nit,
Wie's do erst für e Lärme git!
Bergeblich isch mi großt Müeh,
Unn alle Lüte treff' i's nie.

„O Burgemeister, chlag nit so;
„Wie dir, so wird's no Mengem goß;
„De müest'sch no meh si as e Gott,
„Wott'sch 's Jedem mache, wie-n-er-s wott.“

Des Brudermords angeklagt.

Eine wahre Pfälzergeschichte aus dem Jahre 1832.
Von Eduard Hoff.

I.

Im westlichen Theile der gesegneten Rheinpfalz, den der Volksmund „das Westrich“ nennt und der durch den Höhenzug der Saardt von der sonnigen Vorderpfalz, dem „Weinland“ getrennt ist, begegnet dem Blick des Wanderers herrliche Wald- und Wiesenthäler. In einem dieser Thäler, nicht sehr weit von dem durch seine Tuchfabriken bekannten stattlichen Orte Lambrecht, liegt das friedliche Dorf Weidenthal, durch welches sich die Landstraße von Kaiserslautern nach der Rheinebene hinzieht. Am unteren Ende dieses Dorfes befand sich vor mehr als siebenzig Jahren ein bescheidenes Wirthshaus, über dessen niedrigem Eingang ein altes Eisenschild in die Straße ragte, auf welchem in alterthümlicher Schnörkelschrift die Worte: „Wirthschaft zum Lamm“ standen. In der Woche sah man in der kleinen Gaststube des „Lamm“ selten einen der fleißigen Holzbauern des Dorfes; höchstens kehrte dort ein wandernder Handwerksbursche ein, oder ein Fremder, der auf einer Fußtour die reizenden Waldparthien der Umgegend genossen hatte und sich nun an kräftigem Bauernbrod mit Butter und Handkäs und einem Schoppen Wein von sehr zweifelhaftem Werthe erfrischen wollte. Sonntagsnachmittags fanden sich aber auch Bauern in größerer Zahl im „Lamm“ ein, die sich ein „halb Schöppel Nachenpuzer“ gönnten, und dazu aus kurzen Thonpfeifen oder Ulmer Köpfen rauchten und Karte spielten.

An einem sonnigen Septembertage des Jahres 1832 hielten vor dem bezeichneten Wirthshaus mehrere mit Scheitholz schwer beladene Wagen. Die Leiter dieser Wagen, fünf Bauern, hatten sich in die Gaststube begeben; nur ein stämmiger Bursche blieb als Hüter bei den Pferden zurück. Im „Lamm“ befand sich um diese Zeit nur ein Bauer aus einem Nachbar-dorfe, der in der ganzen Gegend unter dem Spitznamen „der Schnaps-

philipp“ bekannt war, ein etwa vierzig Jahre alter Mann mit eingefallenen Wangen und tief liegenden unheimlichen Augen, der ein kleines Glas, das mit Kornbranntwein gefüllt war, vor sich stehen hatte. Die Bauern beachteten diesen Mann gar nicht; sie zogen in Papier gewickeltes Brod und Käse aus den Taschen ihrer Jacken und ließen sich dazu Wein geben. Während sie aßen und tranken, plauderten sie in ihrer Westricher Mundart mehr oder minder lebhaft von den Arbeiten im Walde und vom Holzgeschäft. —

Nach einer Weile ging die Thür auf und herein trat ein elegant, aber etwas fremdartig



Ja, ja, antwortete der Wirth.

gekleideter Mann, der wohl 35 Jahre alt sein mochte. Ueber einen dunkeln Anzug von ganz ungewöhnlichem Schnitt trug der Fremde einen weikleinigen Staubmantel; den Kopf bedeckte ein feiner Panamahut, und das gebräunte, von Gesundheit strogende Gesicht war von einem dunkeln Vollbart umrahmt. Ein zierliches Reisetäschchen hatte der Mann umhängen und in der Rechten trug er einen seidnen Regenschirm.

Beim Eintritt des Fremden, der sehr sympathische Züge hatte, entstand tiefe Stille in der Gaststube, und alles blickte die ungewöhnliche Erscheinung neugierig und forschend an.

Der Eingetretene ließ sich an einem unbesetzten Tisch in der Nähe der „Einschent“ nieder, und bestellte „eine Flasche vom besten Wein“. Der Wirth beeilte sich, einen Trank in einer der

damals üblichen Karaffen nebst einem Glase zu bringen.

Forschend betrachtete der „Schnapsphilipp“ den Fremden, der sich nach dem ersten Schluck mit der Frage wandte: „Ist Ihnen hier in der Nähe ein Förster des Namens Franz Baumbach bekannt?“

„Sei jo,“ antwortete der Wirth, „des is jo unser Ferschter.“

„Nun, dann bin ich ja auf der richtigen Fährte,“ sagte der Fremde erfreut. „Sehen Sie, ich komme von Hochpeyer, bis wohin mich mein Wagen brachte, den ich in Kaiserslautern gemietet habe. Bei dem schönen Herbstwetter habe ich eine Fustour durch das reizende Thal hierher gemacht, um den Förster Baumbach zu besuchen, der — nun — der ein naher Verwandter von mir ist. Es war mir schon in Kaiserslautern gesagt worden, daß der Förster in dieser Gegend stationirt sei. Ist es weit bis zum Forsthaus?“

„No, anerthalwe Stunne meegen es wohl sein,“ antwortete der Wirth, „awer 's is e sehr scheener Weg. Sie brauche nur die Chaussee enuner zu verfolge; die führt Ihne durch unsere große Buchewald, und wann Se ungefähr die Hälft vum Wald hinner sich hawe, do sehen Se links am e Waldpädche e Wegweiser, und do druff steht: „Zum Forsthaus“. Verfolge Se nur des Pädche und Sie werre dann bald beim Ferschter sein.“ —

Der Fremde dankte, nahm noch einen Schluck und erhob sich dann.

„O, wie freue ich mich auf das Zusammentreffen mit dem Herrn Förster,“ sagte er; „seit länger als fünfzehn Jahren haben wir uns nicht mehr gesehen.“

Bei diesen Worten zog der Fremde aus der Tasche eine grüne seidene gestrickte Börse mit Schiebringen. Diese Börse war sehr stark gefüllt: durch die Maschen schimmerten große und kleine Goldmünzen. —

Mit funkelnden Augen richtete der „Schnapsphilipp“ seine Blicke auf die reich gefüllte Börse.

Der Fremde reichte dem Wirth einen Thaler, worauf dieser in die Tasche griff, um herauszugeben; der Unbekannte winkte jedoch ab und verließ mit einem kurzen Gruß die Gaststube.

Einige Augenblicke später stürzte der „Schnapsphilipp“ den Rest seines Glases hinab und entfernte sich mit einer ganz eigenthümlichen Hast.

II.

Weiter schritt der Fremde auf der sonnigen Landstraße dahin. Sein Herz war von hoher

Freude erfüllt, denn der Förster, den er nun bald wiedersehen sollte, war Niemand anders als sein älterer Bruder, von dem ihn das Schicksal vor mehr als fünfzehn Jahren getrennt hatte. Das ging so zu:

Zur Zeit der französischen Herrschaft in der Pfalz, also in den Jahren 1794 bis 1815, lebte in Kaiserslautern ein Kaufmann des Namens Paul Baumbach, dessen Materialwaarengeschäft der Volksmund „eine Goldgrube“ nannte. Baumbach war Wittwer und Vater zweier Söhne, von denen der ältere Franz, sich dem Forstfach widmete, der jüngere, Arthur sich auf einer höheren Schule in Speyer befand, wo Baumbach nahe Verwandte hatte. Da traf Anfangs der zwanziger Jahre ein schweres Mißgeschick die Familie Baumbach. In Folge einer Bürgerschaft, die der Vater für einen stark verschuldeten Schwager übernommen hatte, erlitt der wadere Kaufmann sehr schwere Verluste, so daß er den Zusammenbruch seines einst so blühenden Geschäftes zu gewärtigen hatte. Da beschloß Baumbach, nach Amerika auszuwandern. Er verkaufte sein Geschäft und befriedigte die Gläubiger so gut es eben ging. Der Sohn Franz war um diese Zeit Forstgehilfe in der Gegend von Pirmasens. Es wurde nun beschlossen, daß Franz in der pfälzischen Heimath bleiben und die Forstkarriere weiter verfolgen solle; den jüngeren Sohn Arthur aber nahm der Vater mit nach Amerika. Im Staate Illinois, in der Nähe von Chicago, ließ sich Baumbach nieder. Er gründete ein Weingeschäft, und da er gute Verbindungen in der Pfalz und an der Mosel hatte, gelang es ihm, in kurzer Zeit einen bedeutenden Kundenkreis zu gewinnen und schönes Geld zu verdienen. Arthur, welcher Neigung für das Bauwesen zeigte, kam zu einem tüchtigen Architekten in die Lehre. In kurzer Zeit gewann der Jüngling durch seinen Fleiß und sein ungewöhnliches Talent die Zuneigung und das volle Vertrauen seines Chefs. Nach kaum vier Jahren leitete er das ganze Bau-bureau. — In Boston lernte der junge Architekt die bildschöne Tochter des Bankiers Reichardt kennen, der aus der Rheinpfalz stammte, und gewann ihr Herz und ihre Hand. Im Mai 1832 vermählte sich Arthur Baumbach mit Alice Reichardt. Nun hegte der junge Ehemann, der mit ganzer Seele an seiner Heimath, der alten Barbarossastadt Kaiserslautern hing, nur noch den einen Wunsch, die Stätte wiederzusehen, wo er eine glückliche Knabenzeit verlebt; dann hoffte er aber auch, den Bruder Franz, der seit langer

Zeit nichts von sich hatte hören lassen, wiederzusehen. Die junge Gattin kam den Wünschen des geliebten Mannes mit Freuden entgegen, und so trat denn das glückliche Ehepaar im Spätsommer des Jahres 1832 die Reise nach Europa an. — Glücklich im September in der Pfalz angekommen, hörte Arthur, daß sein Bruder in der Nähe von Weidenthal als Kommunalförster stationirt sei. Er ließ nun zunächst sein Weibchen bei Verwandten in Kaiserslautern, und fuhr dann nach Hochspeyer, von wo er die Fustour nach Weidenthal unternahm.

III.

Die herrlichsten Erinnerungsbilder im treuen Bruderherzen tragend, schritt Arthur Baumbach auf der staubigen Landstraße dahin. Bald hatte der stattliche Mann den großen Buchenwald erreicht, aus dessen herrlichem Gehölz rechts und links Vogelstimmen an sein Ohr schlugen. Bis dahin war dem heiteren Wanderer Niemand begegnet; wenn er aber einmal rückwärts geschaut hätte, so würde er in einiger Entfernung jenen Bauer wahrgenommen haben, den „Schnapsphilipp“, der im Wirthshause zu Weidenthal in seiner Nähe geseffen. —

Bei einer Windung des Weges bemerkte Arthur Baumbach etwa hundert Schritte vor sich eine kräftige Bauernfrau, die einen Korb im Arm trug und langsam durch den Wald schritt. Nach einigen Minuten hatte der junge Mann diese Frau erreicht. Er grüßte freundlich und richtete dann an die Frau die Frage: „Wie zum Pfad, der nach dem Forsthaus führt, ist's wohl noch ein gutes Stück?“

„O, es geht,“ antwortete die Frau mit gleicher Freundlichkeit; „ein Viertelstündchen, mehr ist's nicht. Sie wollen wohl zum Herrn Förster?“

Arthur Baumbach bejahte.

„Ei, da haben wir ja einen Weg,“ fuhr die redselige Frau fort; „sehen Sie, ich bin nämlich die Haushälterin des Herrn Försters und

komme grade aus dem Dorf, wo ich verschiedenes für die Haushaltung eingekauft habe. — Ach, du lieber Gott, wenn man so weit von den Läden wohnt, dann muß man bei Zeiten für Alles sorgen, sonst sitzt man auf dem einsamen Forsthaus schön da.“ —

„Wie geht's denn dem Herrn Förster?“

„Ach, soweit gut,“ war die Antwort der Frau. „Er hat vor ein paar Jahren recht Schlimmes durchgemacht; nun ist er still und verschlossen. — Aber das geht unser Einen nichts an. Mein Dienst gefällt mir übrigens recht gut.“



Erkennt Du mich nicht mehr, Franz?

Die Mittheilungen der Frau überraschten Arthur. Daß sein Bruder nicht verheirathet sei, wußte er, denn aus Briefen von Bekannten in Kaiserslautern hatte er das erfahren; aber was es mit dem „Schlimm“, das der Bruder durchgemacht, für eine Bewandniß habe, blieb ihm ein Räthsel. Aus mancherlei Gründen wollte er jedoch an die Frau keine weiteren Fragen stellen; und so ging er denn eine Weile schweigend neben ihr dahin. Da tauchte

der Wegweiser mit der Aufschrift: „Nach dem Forsthaus“ vor den Blicken auf, und nun ging es links ab auf verschlungenem, ziemlich steilem Pfade dem Ziele zu.

Nach einer Weile konnte man den Giebel des alterthümlichen Forsthauses sehen, der mit einem mächtigen Hirschkopf geziert war und die Buchen rechts und links überragte. In der nächsten Minute stand Arthur mit der Begleiterin vor einem Holzgitter, das den Vorgarten des Forsthauses einfriedigte. Die Frau öffnet ein Pfortchen in diesem Gitter, und sofort sprang ein prächtiger Hühnerhund und ein Dackel, die neben dem Eingang des Forsthauses lagen, der Haushälterin mit freudigem Bellen entgegen. Fast in demselben Augenblick erschien in der Thür des Forsthauses, zu welcher ein paar steinerne Stufen führten, eine hohe, kräftige Männergestalt mit wettergebräunten Zügen und langem Vollbart,

der stark in's Graue spielte. Es war der Förster Baumbach, der aus einem Ulmer Kopf rauchte, und der seine Blicke forschend auf den näher kommenden Begleiter seiner Haushälterin richtete.

„Der Herr hier,“ sagte diese, „möchte den Herrn Förster besuchen.“ Nach diesen Worten schritt die Frau nach dem Hinterbau des Hauses, und der Förster lud nach freundlicher Begrüßung den Fremden ein, ihm zu folgen.

Der erste Anblick des Bruders, dessen ganzes Wesen sich seit der Trennung, im Laufe von vielen Jahren sehr verändert hatte, machte einen ganz unbeschreiblichen Eindruck auf Arthur. Erinnerungen stürmten auf den jungen Mann ein, und nur mit Mühe gelang es ihm, seine Empfindungen niederzukämpfen.

Der Förster führte den Besucher in ein kleines, freundliches Gemach, das die Aussicht auf ein reizendes Waldthal bot und das mit zahlreichen Weibmannsbildern und Jagdtrophäen geschmückt war. Er bot dem Gast als Sitz ein lederbeschlagenes Sopha an und sagte dann treuherzig: „Sie müssen halt Vorlieb nehmen, mein Herr; ein alter Junggesell wie ich, der nichts weiter im Kopfe hat, als seinen Forstdienst, der kann Ihnen nicht viel Gescheidtes bieten; aber ich denke, mein Gehülfe, der jeden Augenblick aus dem Wald zurückkommen kann, wird sie besser unterhalten als ich. Das ist 'n lustiger Borderpfälzer, der prächtig singen kann. — — Doch, mit wem hab' ich denn die Ehr?“ —

Da wurde es Arthur so sonderbar um's Herz; er hätte aufjauchzen und weinen mögen; dann sagte er mit zitternder Stimme, indem er die Augen fest auf die Züge des älteren Bruders richtete: „Erkennst Du mich denn nicht, Franz?“

Bei diesen Worten sprang der Förster von seinem Sitz empor; er starrte den Gast an wie eine Geistererscheinung, und dann sagte er in einem Tone, der sich nicht schildern läßt: „Allmächtiger Gott! — — Aber das ist ja nicht möglich! — Arthur! — Bist Du es! — Bist Du es wirklich?“ —

„Ja, ich bin es!“ jubelte der junge Mann, und im nächsten Augenblick lagen sich die Brüder, mit Thränen in den Augen, bebend vor niegekanntem Glück, in den Armen. — O, wie vieles hatten sich nun die Brüder gegenseitig zu sagen und zu fragen! Sie setzten sich nebeneinander auf das Sopha, und nun erzählte der Amerikaner zunächst dem Bruder, daß er sein junges Weibchen im Gasthof in Kaiserslautern zurückgelassen, und daß er ihr noch am heutigen Abend die freudige

Kunde bringen könne, daß er den Bruder nach einer Trennung von vielen, vielen Jahren gesund und munter wiedergesehen habe. Auf die Frage Arthurs, in welcher Lage sich der Bruder befinde, und warum er sich nicht verheirathet habe, erzählte der Förster mit sichtlicher Bewegung und mit ernstern Blicken manches, was den jüngeren Bruder tief ergriff. Er sagte ihm unter Anderm, daß er vor drei Jahren im Begriffe stand, sich zu verheirathen, daß ihn aber seine Braut, die Tochter eines Gastwirths in der Nähe von Neustadt a. S., schmäzlich betrogen habe, indem sie ein heimliches Verhältniß mit einem Unteroffizier der Landauer Garnison unterhielt. „Da habe ich denn,“ setzte der Förster traurig hinzu, „das Geirathen aufgesteckt; und es ist gut so! Ich habe eine brave, fleißige Wirthschafterin und bin mit meinem Schicksal ganz zufrieden.“ — Im Laufe der weiteren Unterhaltung wurde von den Tagen der Kindheit, den heimgegangenen Eltern, von Freunden und Bekannten traulich geplaudert, die theils gestorben, theils verstorben waren. Während dieser Unterhaltung bemerkte der Amerikaner, daß an der Spitze des Bruders sich ein Hornknopf gelockt hatte und nur noch an einem dünnen Faden herabhing. Arthur, auf die Mittheilungen des Bruders lauschend, griff absichtslos nach dem herunterhängenden Knopf, der ihm in der nächsten Sekunde in der Hand blieb. Da zog der Amerikaner ein kleines, eigenthümlich geformtes Messer, mit dem er an dem Knopfe herumzuschneiteln begann, wobei er aber doch aufmerksam den Erzählungen seines Bruders zuhörte und einzelne Fragen desselben beantwortete.

Nach einer Weile fragte der Förster: „Aber was machst Du nur mit dem Knopf?“ —

Statt der Antwort reichte Arthur lächelnd dem Bruder den Knopf, auf welchen der Amerikaner sehr geschickt ein Jagdhorn und die Buchstaben F. B. (Franz Baumbach) eingeschnitten hatte.

„Du bist ja ein Künstler!“ sagte der Förster freudig überrascht; „wer hat Dich denn das gelehrt?“

„Ich war mein eigener Lehrmeister,“ antwortete Arthur lachend, „als angehender Architekt habe ich mich auch ein klein wenig mit Holzschnitzerei abgegeben; Liebhaberei von mir. Da ist denn ein bißchen was hängen geblieben. Weißt Du was, Franz, laß mir den Knopf! Er soll mich drüben überm großen Wasser stets an den heutigen Tag, an die schöne Stunde unseres Wiedersehens erinnern. — Da — und bei diesem Worte zog der Amerikaner aus der Brusttasche seines Staubmantels eine kleine, silberbeschlagnene

Meerschaumpfeife, die er dem Bruder reichte und dabei sagte: „Du hast da an der Wand, wie ich sehe, eine ganze Batterie Tabakspfeifen; dieser Meerschaum wird sich in Deiner Sammlung gut ausnehmen.“ — Freudig stimmte der Förster dem Bruder zu. Dieser zog seine grünseidene Börse, in welcher er den Knopf barg und sich dann erhob.

„Aber nun nach Kaiserslautern,“ sagte Arthur, „sonst wird es dunkel, ehe ich zu meinem Lohnkutscher in Hochspeyer komme. Mein gutes Frauchen soll heute noch erfahren, daß ich Dich gefunden, und dann kommen wir beide morgen im Laufe des Tages hierher in Dein gemüthliches Forsthaus, und wir feiern dann ein Fest des Wiedersehens, wie es schöner nicht gefeiert werden kann.“ —

Wie freute sich der Förster bei diesen Worten des Bruders! Nach herzlichem Handschlag und Kuß geleitete der Förster den Bruder den Pfad hinab bis zu dem Wegweiser, wo Arthur mit den Worten: „Nun gehab Dich wohl Franz bis morgen, wo Du mein Frauchen kennen lernen sollst. — O, das soll ein vergnügter Tag werden!“

Die Brüder trennten sich, und der Amerikaner schritt rasch die Landstraße hinab, welche durch den mächtigen Buchenwald führte.

IV.

Sehnsüchtig sah der Förster Baumbach dem folgenden Tag entgegen. Auf sein Geheiß sorgte die Wirthschafterin für einen guten Braten und Geflügel. Flaschen edlen Weines aus der Vorderpfalz barg der kleine Keller des Forsthauses in sehr großer Zahl. Das behagliche Waidmannsstübchen wurde mit Blumen und Guirlanden geschmückt, und für die Schwägerin ein extra schöner Blumenstrauß drunten in Weidenthal bestellt. —

Der Morgen kam; aber der Vor- und Nachmittag verstrichen, ohne daß sich der Bruder sehen ließ, oder eine Nachricht gekommen wäre.

„Vielleicht geht's heute nicht,“ dachte der Förster; „er hat eben gar viele alte Bekannte in

Kaiserslautern, von denen ihn vielleicht der eine oder andere zurückgehalten hat.“ —

Als aber auch der zweite, ja der dritte Tag vergangen war, ohne daß der Förster etwas von dem Bruder sah oder hörte, wurde Franz Baumbach von Besorgniß erfüllt. „Sollte Arthur oder seine junge Frau krank geworden sein?“ fragte er sich; „Gewißheit muß ich haben!“ — Und so beschloß der Förster, sich nach Kaiserslautern zu begeben. Das Gasthaus, welches ihm Arthur bezeichnet hatte, war ihm wohlbekannt. Er gab sofort seiner Wirthschafterin den Auftrag, einen



Da, da! — Licht! Licht!

Wagen für den folgenden Morgen in Weidenthal zu bestellen, und zwar für die Zeit von 7 bis 8 Uhr; er werde den Wagen drunten am Wegweiser besteigen. Die Frau besorgte das Alles bestens. — Der Morgen kam und der Förster schickte sich eben an, das Haus zu verlassen, als die Wirthschafterin ihm meldete, es seien eben zwei Herren vom Gericht in Kaiserslautern in den Hausgang getreten, denen der Ortsvorsteher von Weidenthal und ein Gendarm folge.

Verwundert hörte Förster Baumbach diese Meldung. Da ging auch schon die Thüre auf und herein trat mit ernstem forschendem Blick ein älterer Herr, dem ein jüngerer folgte; letzterer trug ein Aktenbündel unterm Arm.

„Sind Sie der Förster Franz Baumbach?“ begann der Ältere.

„Zu dienen,“ antwortete der Förster; „mit wem habe ich die Ehre?“

„Ich bin der Staatsprokurator Schmidt von Kaiserslautern,“ erwiderte der Herr, wobei er den Förster durchbohrend anblickte. „Ich komme in einer dunkelen Angelegenheit, zu deren Aufhellung Sie vielleicht beitragen können. Vor drei Tagen kam eine junge Frau, die kurz vorher mit ihrem Gatten aus Amerika angekommen war, auf das Bureau der Staatsanwaltschaft und zeigte an, daß ihr Mann sich nach Weidenthal begeben habe, um einen Bruder aufzusuchen, den er seit einer langen Reihe von Jahren nicht gesehen.“

„Ganz recht,“ sagte der Förster, „das war mein jüngerer Bruder Arthur, der vor nun bald vier Tagen hier bei mir war.“ — Und nun erzählte der Förster getreu die Ankunft des Bruders und die Unterhaltung, die er mit ihm gehabt. „Er wollte am folgenden Tage mit seinem Frauchen zurückkommen, und dann wollten wir hier ein kleines Fest des Wiedersehens feiern.“

„Der Mann ist nicht zurückgekehrt!“ betonte der Beamte, „der Mann ist verschwunden!“

„O, mein Gott!“ stieß der Förster hervor und wurde leichenblaß; „das ist ja nicht möglich! Ich gab ihm beim Abschied das Geleite bis drunten an den Wegweiser, dann schritt er stolt die Landstraße hinab nach Weidenthal.“ —

Der Beamte zuckte die Achseln. — „Kraft meines Amtes,“ sagte er kalt, „muß ich hier, wo sich der Verschwundene zuletzt aufhielt, Untersuchung vornehmen.“

Der Staatsprokurator gab hierauf seinem Gefährten, der ein Sekretär der Staatsbehörde war, einen Wink, worauf dieser den Ortsvorsteher und den Gendarmen hereinrief. Alsbald wurde das Zimmer, aber auch alle übrigen Räume des Forsthauses bis zum Dach, dann der kleine Hof und auch der Garten sorgfältig durchsucht. Aber nichts konnte man wahrnehmen, nichts wurde gefunden, was geeignet gewesen wäre, Licht in die Sache zu bringen. —

Es hatte sich mit der Gerichtskommission auch eine Anzahl neugieriger Bauern vor dem Forsthaus eingefunden, von denen sich mehrere bis in den Hof drängten. In diesem Hof stand ein kleiner, runder Ziehbrunnen. Auch dieser sollte jetzt untersucht werden. Der Ortsvorsteher veranlaßte einen stämmigen Burschen, sich an einem starken Seil, das ihm unter den Armen befestigt wurde, in den Brunnenschacht hinabzulassen. Kaum war der Hinabgelassene in die Nähe des Wasserspiegels gekommen, als er die Schreckensworte nach oben rief: „Ach, du lieber Gott!

Do unne liegt e Dobter!“ Sofort wurde ein zweiter Bursche hinabgelassen, und mit großer Mühe schafften die jungen Leute einen mit Schlamm und Blut bedeckten menschlichen Körper aus dem Brunnenschacht an's Tageslicht. Kaum hatte der Förster die Gestalt des Toten in's Auge gefaßt, als er mit dem Jammerruf: „Mein Bruder! Ach Gott, mein armer Bruder!“ an der Leiche niederstürzte. Da lag der blühende junge Mann, der vor vier Tagen so glücklich an der Seite des wiedergefundenen Bruders im Forsthaus gefessen! —

Sogleich sandte der Staatsprokurator einen Boten an den Arzt in Weidenthal; dann wurde der Hofraum noch einmal gründlich durchsucht und zuletzt wiederholt der kleine Vorgarten. Da kam man an eine Stelle, die aussah, als wenn dort kurz vorher frisch gegraben worden sei. Die Stelle wurde aufgewühlt, und man fand ein elegantes Taschenbuch, das den Namen Arthur Baumbach trug, eine grünseidene Börse, die leer war, ein seidenes Taschentuch, das mit den Buchstaben: A. B. gezeichnet war, Schlüssel und andere Gegenstände. Nun stand es für den Vertreter der Staatsbehörde fest, daß der Verschwundene im Forsthaus umgekommen sei.

„Ich verhafte Sie!“ sagte der Staatsprokurator zum Förster, der in unsäglichem Schmerz, wie geistesabwesend da stand. — „Führen Sie den Verhafteten hinunter nach dem Gemeindehaus und sie, Herr Ortsvorsteher, wollen den Gendarmen begleiten.“ Dann sich zu dem Sekretär wendend, sagte der Beamte: „Kommen Sie in's Haus, damit ich Ihnen das Protokoll diktiere.“ —

Der jähe, furchtbare Schlag hatte den Förster vollständig gebrochen; willenlos, wie ein Träumender, folgte er seinen Begleitern.

Eine halbe Stunde später traf der Arzt im Forsthaus ein, der die Leiche sorgfältig untersuchte. Dieselbe hatte am Hinterhaupt eine schwere, absolut tödliche Wunde, die mit irgend einem Schlaginstrument beigebracht worden war, das die Schädeldecke zertrümmert hatte. Nachdem die Untersuchung beendet worden war, wurde die Leiche hinunter in's Dorf gebracht, wo sie vorläufig bleiben sollte, bis das Gericht verfügt habe. —

V.

Am 11. November 1832 stand der Förster Franz Baumbach vor dem Assisenhofe in Zweibrücken, angeklagt des Brudermordes. Alle Be-theuerungen in der Voruntersuchung, daß er

völlig schuldlos sei, halfen ihm nichts. Die Leiche in seinem Brunnen, die im Garten vergrabenen Gegenstände, welche Eigenthum des Ermordeten waren, bildeten gar zu schwere Indizien.

Der Fall erregte das größte Aufsehen in der Pfalz, und mit außerordentlicher Spannung sah man dem Ausgang der Kriminal-Procedur entgegen.

Unter den Zeugen befanden sich viele Bauern aus Weidenthal, namentlich jene, welche an dem verhängnißvollen Septembertage im Wirthshaus waren, als der Fremde eintrat, der sich beim Wirth nach dem Förster und seiner Wohnung erkundigt hatte. Ferner waren als Zeugen geladen: die unglückliche junge Frau des Ermordeten, die Wirthschafterin des Försters, der Arzt, der die Leiche untersucht hatte, der Wirth aus Weidenthal, der Ortsvorsteher und der Gendarm, und endlich verschiedene Vorgesetzte des Försters. Wiederholt betheuerte dieser seine Unschuld. Wie und wo die schreckliche That verübt worden war, wußte natürlich keiner von diesen allen Zeugen. Die Vorgesetzten des Försters gaben diesem das beste Zeugniß; er habe sich stets als ein streng gewissenhafter Beamter gezeigt, der einer so schrecklichen That nicht fähig sei. Unter den Bauern befanden sich einige, allerdings bekannte Holzfreuler und Wilddiebe, die den Förster als hart und jähzornig schilderten, und einer meinte gar, dem sei es ein Vergnügen, die Leute in's Gefängniß zu bringen. Der letzte Zeuge war der „Schnapsphilipp“. Der sagte aus, daß er auch an dem Septembertage im Wirthshause war, als der Fremde eintrat, und daß dieser mit dem Wirth gesprochen und beim Bezahlen seiner Beche einen vollen Beutel gezogen habe. —

Da richtete sich der Angeklagte plötzlich geisterbleich auf, zeigte auf den Bauer und stieß die Worte hervor: „Da! — Da! — Licht! Licht!“ — Im nächsten Augenblick sank der Förster ohnmächtig zusammen. —

Auf Anordnung des Präsidenten wurde Wasser herbeigeschafft, und der anwesende Arzt aus Weidenthal suchte den Ohnmächtigen zu beleben. Das gelang ihm denn auch nach einigen Minuten.

Der Präsident richtete an den Angeklagten die Frage: „Was bedeutet Ihr Ausruf: „Da! — Licht!“ —

„Herr Präsident,“ antwortete der Förster mit matter, zitternder Stimme, „ich sehe von hier aus deutlich, daß der Zeuge an seiner Jacke einen Knopf trägt, den mein Bruder mir, als

er im Forsthause neben mir saß, von der Toppe losmachte und ein Jagdhorn und meinen Namen darauf schnitzte. Diesen Knopf steckte mein Bruder in seine grüne Börse und diesen Knopf trägt der Zeuge an seiner Jacke! — Wie kommt der Zeuge zu diesem Knopf?“ —

Bei diesen Worten zuckte der „Schnapsphilipp“ zusammen und mechanisch legte er die Hand auf den Knopf. Aber auf einen Wink des Präsidenten trat der amtirende Gerichtsvollzieher an die Seite des Zeugen, schnitt mit einem Federmesser den Knopf ab und trug ihn zum Vorsitzenden des Gerichts. Richtig! Wie der Angeklagte gesagt: Ein Jagdhorn und die Buchstaben A. B. (Arthur Baumbach) zeigte der Knopf.

„Wie kommt Ihr zu dem Knopf?“ fragte der Präsident mit strengem Blick den Zeugen.

„Dieser zögerte mit der Antwort; er murmelte nur unverständliche Worte vor sich hin, dann fuhr er mit der Hand nach dem Kopf und stieß grimmig die Worte hervor: „Der vermaledeit Knopf!“ —

„Wie kommt Ihr zu diesem Knopf?“ fragte der Präsident dringend.

„No,“ sagte da der „Schnapsphilipp“ cynisch, „wann et dann emol heraus muß: Jo, ich war's!“ —

Da ging eine unbeschreibliche Bewegung durch den dichtgefüllten Saal; man hörte schluchzen, und der Förster sagte mit matter Stimme und einem Blick nach oben: „O Gott, wie dank' ich Dir!“ —

Aus den weiteren Ausagen des Mörders ging hervor, daß der „Schnapsphilipp“, der dem Fremden bis ans Forsthaus nachgegangen war, dort gewartet hatte bis der Amerikaner mit seinem Bruder aus dem Forsthause herausgekommen war. Er ließ die Beiden nicht aus den Augen, und auf einem Umweg eilte er durch den Wald, wo er sich einen tüchtigen Knüppel abbrach. Damit lauerte er auf der Landstraße, bei einer Windung des Weges, dem Amerikaner auf, dem er nachschlich und ihn mit einem furchtbaren Schlag tödtete. Die Leiche schleppte er dann zunächst ins Dickicht, wo er sie ausplünderte. Um sich an dem verhassten Förster zu rächen, der ihn wiederholt wegen Holzdiebstahl angezeigt hatte, schleppte er Nachts die Leiche in den Hof des Forsthauses und warf sie in den dortigen Brunnen. Taschentuch, Börse u. s. w. vergrub er im Garten des Försters. — „Hätt ich gewußt,“ sagte der Mörder am Schlusse seines Geständ-

nisses, „daß mich der verdammt Knopp ins Unglück bräch', dann hätt' ich'n aach vergrawe.“

Der Förster wurde natürlich glänzend freigesprochen. Einen Monat später stand der „Schnapsphilipp“ vor den Geschworenen. Das Urtheil lautete auf Todesstrafe, die im Dezember 1832 an dem Mörder auch vollzogen wurde.

Der verkaufte Neue.

Ein heiteres Stückchen aus der Herbstzeit 1901,
erzählt von J. Ritter.

Herbstsonntagmorgen! Ein fahler Dunst liegt wie ein Schleier über die Rebberge gebreitet, und der Himmel sieht grämlich drein und weiß nicht, will er der Sonne freien Durchlaß geben oder nicht. Der Christenbauer aber sieht dem Himmel hinsichtlich des Grämlichseins an diesem Herrgottsmorgen ganz ähnlich, trotzdem sein unterer Mensch schon in festtäglichem Gewande steckt. Da steht er vierschrötig am Fenster, die breiten Hände in den Hosentaschen und liert düster durch die Scheiben nach den dunstverhängten Rebbergen hinüber. Aber plötzlich schreckt ihn die muntere Stimme seiner Frau, die ungehört die Stube betreten hat, aus seinem Sinnieren auf. „Aber au, Hansjörg,“ sagt die dralle Bäuerin, die trotz ihrer 35 Jahrlein noch sehr wahrhaftig ausieht, indem sie eine Schmitte geräucherten, rosig durchzogenen Speck auf den Tisch stellt und die Christiwasserflasche daneben, „aber au, Hansjörg! Ist das au ne Gesicht für de Kilwifunntig, wo ne gesunde Mensch, wenn er no keine schtife Knoche hät, scho am Morge gumpig soll si?! — Schäm di au!“ — Und damit packt die stattliche Liese ihren Alten und dreht ihn dem Tische zu. „So,“ sagt sie weiter, „jeß verdrucksch die Schtückli Schpeck un ne Christiwässerli derzua. Derwil leg i mi a, un derno gange mer mitenand in d' Kirche. Gopfa luschtig, Hansjörg, 's isch numme nemol Kilwi im Johr.“ — Beim Anblicke des pikanten „z' Müni“ fährt ein lichter Schein über des Bauern Gesicht; aber sein Mund murrte noch: „Jawohl, Kilwi! Do vergoht eim's Gump. Erscht macht eim's Frühjohr schöni Fsimatente un der Summer thuet im Afang au bergliche, so daß so ne arm Rebbärli meint, das Johr git's ne Neue, wo mit Gold usgewoge wird. Aber's Fürnurrehalte isch jeß Modi uf der Welt. Erscht schlat der Herbst lez us, lang it so, wie mer ghoffet hät, un was mer endli no dervo brocht hät, will kei Deufel kaufte. Der Rebbur isch doch 's gschtroftisch Gschöpf uf Gottserdbode. Wahrhaftig, 's wär 's Gschidtscht,

mer wurd die Rebschtöck uschawe und Herbdöpfel pflanze.“ So brummt der Bauer, dem der unverkaufte Neue im Kopf herumgeht. Aber unterdessen ist er schon an den Tisch gefessen, hat kunstgerecht mit seinem scharfen Einschlagmesser die saubere braungelbe Schwarte von dem schneeweißen, rosig durchzogenen Speck gelöst und letzteren auf dem hölzernen Speckeller in eben rechte „Mümpfili“ zerlegt. Schon schnalzt er auch behaglich mit der Zunge, über die würzig und prickelnd ein Schlücklein krystallhellen Christiwassers vom letzten Jahre geglitten. Die Bäuerin aber wendet sich lächelnd der Kammer zu; — sie kennt ihren Alten und weiß, daß seines Magens Behagen wohl auch einen hellen frohen Schein in das grämliche Bauernherz wirft. Der Bauer aber ruft ihr noch nach: „He, Liese, vergiß au 's z' Müni it für d' Kättri und den Franz.“ — „Da numme kei Sorg“ gibt die Bäuerin zurück, „isch scho gschehne“ — und verschwindet in der Kammer. Die Kathrine und der Franz aber sind des Christenbauern Magd und Knecht, denen es lange wohl ist auf dem hablichen Hofe, zu dem außer den Weinbergen auch noch schöne Necker und Matten in den tieferen Lagen gehören.

Es vergeht eine kleine Weile — die Christenbäuerin ist noch keine Modedame und braucht keinen halben Tag zum Toilettemachen und auch keine Kammerjungfer — da tritt die Bäuerin wieder in die Stube, aber jetzt im schmucken bäuerlichen Sonntagsstaate und mit Gebetbuch und Rosenkranz in der Hand. „So recht, Hansjörg,“ lacht sie. „Der Christebur brucht sie wegeneme halbgehlte Herbst Gott sei Dank no it z' versinnire. Un wenn kei Mensch der Neu will kaufte, so trinke mere selber.“ — Und da lacht der Bauer auch. Ist er doch derweil mit einem alten Baslerchoppenglas in den Keller gestiegen und hat ein Pröblein von seinem Neuen heraufgeholt und es dem Christiwässerli nachgeschickt. Der Wein aber erfreut des Menschen Herz, und in heiterer Kirchweihstimmung schlüpft der Bauer in seinen Sonntagsrock und wandelt dann zufrieden mit seiner Geliebten, die der in der Küche hantirenden Magd den Kirchweihschmaus noch einmal an die Seele bindet, dem Gotteshause zu, wo er denn auch wirklich sein gewohntes, liebgewordenes Plätzchen noch erwischt.

Nun rauscht die Orgel auf, feierlichfroh, in frommem Kirchweihjubiläum; — der alte Lehrer versteht es, seine alte Freunbin zu meistern, daß ihr Mund so recht ergreifend singe und sage von

der Festesstimmung des Herzens und Gemütes, das jung geblieben ist in der Brust des im Dienste ergrauten Meisters der Schule, den die Sorgen des Lebens doch auch schon manche böse Zeit aufgeladen. Und die Töne bringen in das Herz des Christenbauern, daß er fromm die Hände faltet in stillem andächtigem Lauschen. Und dann klingt die Stimme des würdigen Geistlichen durch die trauliche Dorfkirche, das heilige Wort verlesend und dann zur Kirchweihpredigt übergehend, zuerst von der Bedeutung des Festes sprechend. — Der Christenbauer sitzt auf seinem

Plätzchen und es kommt ein Dämmern über ihn; die Stimme des Geistlichen wirkt auf ihn, wie das Schummerliedlein der Mutter auf ein kleines Kind. Schon wollen sich die Augen schließen, da bringt in sein Ohr das Wort des Predigers: „Hütet euch, meine Lieben, auf daß ihr nicht kleinmüthig werdet an dem Willen des Herrn, der da doch am besten weiß, was euch frommt!“

— Da horcht der Christenbauer auf und lauscht aufmerksam bis zu Ende. Ja, der würdige Geistliche kennt seine Pfarrkinder, empfindet ihr Wohl und Wehe. Er weiß, was in dieser Herbsteszeit oft so düster und kleinmüthig im Herzen der Rebbauern murt, und versteht es, ihren Sinn zum Höheren zu lenken. Und wie er endlich schließt: „Dessen vertrauet, liebe Pfarrangehörigen: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Amen!“ — da geht ein tiefes Aufathmen durch den weiten Raum des Gotteshauses und der Christenbauer preßt krampfhaft die gefalteten Hände zusammen und denkt: „Guet, lieber Herrgott, mach du's, wie du's am beschte meinsch. I schaff geduldig witer.“ — Drüben aber, im Frauenabtheil, rollen der Christenbäuerin ein paar große Thränen über die runden Backen. Warum?!

Der Gottesdienst ist zu Ende und nach allen Richtungen strömt die fromme Gemeinde fröhlichen Antlitzes auseinander und heim zum Kirchweihschmause. Auch im Christenbauernhose geht's hoch her, und der Tisch biegt sich, gleich als sollte er eine Kompagnie Soldaten aus Freiburg satt machen und nicht blos den Christenbauern und seine Frau nebst Knecht und Magd, welche vierblättriges Kleeblatt um den Tisch sitzt und sich Gottes Gaben trefflich munden läßt: eine steife hausgemachte Nudelsuppe mit riesengroßen Fettaggen, darinnen der Löffel aufrecht stehen

bleibt, mächtige Stücke Rindfleisch mit Senf und roten Rahnen, ein hausgemachter Schinken mit Rabiskraut, Kalbsbraten mit Kartoffelsalat und dazu ungezählte Porzellanfrüglein Neuen aus dem eigenen Keller. — Erst geht es still her; denn dem echten Bauern ist das Essen wie die Arbeit; er ist dabei mit Leib und Seele. Endlich aber schnauft der Bauer auf und sagt: „So,



Wortlos ergreift sie ihren Teller und eilt damit in die Küche.

das isch emol guet gsi. Und wie schön der Pfarer hüt prediget hät. 's Herz isch ein ordtli usgenge derbi. Jo, wenn so ne Predigt hört, tret mer si Päckli Sorge un Kummer gern wieder witeresch.“ — Da nickt Franz, der Knecht, ernsthaft mit dem Kopfe, lacht aber gleich darauf und sagt: „'s isch wahr. Aber jone Päckli, wie's der Christebur eis hät, möcht i scho au gern dur's Lebe schleipse.“ — „Sell mein i au,“ verpflichtet ihm die Magd bei. „Un wenn i no eins möcht wünsche, so wär's numme, daß mir jetzt z'fünft oder z'jehst am Tisch sitze, schtatt numme z'viert.“ — Aber sie hält erschrocken inne; denn weh fährt's der Bäuerin über das frische Gesicht und das Wasser schießt ihr in die Augen. Wortlos ergreift sie ihren Teller und eilt damit in die Küche. Still sitzen anfangs die Zurückbleibenden da. Endlich wagt die Magd

vom Tische aufzuschauen und sagt: „Nüt für unguet, Meischter, i ha's it bö's gemeint.“ — „Sig z'friede, Käthri,“ begütigt der Bauer, der nun doch auch ein wenig trübe dreinschaut, „'s trait der nieme öbbis no.“ — Da geht auch die Magd in die Küche und findet dort die Meischerin, die eben mit der Schürze energisch über die Augen fährt, und will sich entschuldigen. „Bisch numme z'friede, Käthri,“ beruhigt die Bäuerin. „I weiß jo, du häsch's guet gemeinet, un bisch ne brav Maidli. Un's ander wänn mir üsem liebe Hergott überlo.“ — — —

Kirchweihsonntagnachmittag! Auf dem Friedhofe ist ein schwarzer Gewimmel. Der eigentlichen Kilwilust geht ein fromm Gebenken der Toten voran. Unter den ernstesten Klängen eines Trauermarsches, geblasen von der dörstlichen Musil, hat sich der Zug der Lebenden an die Stätte des Schweigens bewegt. Nun erschallen im mächtigem Chor die Bitten für die Verstorbenen zum Himmel empor, unterbrochen von frommen Liedern, die schlicht und ergreifend zugleich von frischen Mädchenstimmen klingen. Ein ergreifender Hauch weihvoller Trauer schwebt über den Lebenden und Toten. Und nun setzt zart und sanft die Musil ein: „Wie sie so sanft ruhn zc.“ — Klänge der Trauer und des Trostes zugleich. Und die Lebenden stehen an der Schummerstätte ihrer geschiedenen Lieben und weinen. Auch die Christenbäuerin steht an einem kleinen, wohlgepflegten Grabhügel, von dem ein hübscher Leichenstein uns kündet, daß darunter der Christenbäuerin Töchterlein ruht, die kleine Marie, aus dem Leben gerissen vor mehr als 10 Jahren schon als vierjähriges Kind. Und kein Erbsatz ward der trauernden Mutter, die nun mit bitteren Thränen des Leibes am Grabe ihres einzigen Kindes weint. Und neben ihr steht der Bauer, den Gut in den Händen, und krampft die Lippen zusammen; denn dem Manne ziemt sich kein öffentliches Weinen. — Allmählich verlassen die Leute den Kirchhof, und auch der Christenbauer bekreuzigt sich. Und siehe, da bricht die liebe Sonne durch das Grau des Himmels und wirft einen freundlichen tröstenden Strahl auf das kleine Grab. Da sagt der Christenbauer schlicht in unbewußter Poesie: Kumm, Liese mir wänn goh un die Tode ruehie lo. Lueg, üser Marili lachet vom Himmel abe. Ihm isch wohl.“ — Und er wendet sich und geht langsam dem Eingange des Friedhofes zu. Noch hat er wenige Schritte auf der Straße gemacht, da holt ihn die Bäuerin ein. Schweigend gehen die Zwei

fürbaß. — Aber schon glimmt unter den Heimkehrenden die Kirchweihlust wieder auf und zeigt sich in Wort und Blick und heimlichem Lachen. Warum auch nicht? — Die Toten grämen sich dessen nicht, und — den Lebenden das Leben. Die Instrumente, die eben noch so wehmüthigtraurig von Tod und Ewigkeit gesungen, sie jauchzen jetzt gleich den Fröhlichen zu munterem Tanze; — es ist nur einmal Kirchweih im Jahr.

Natürlich geht der Christenbauer mit seiner Geliebten nicht mehr zum Tanze. Diese Arbeit überläßt man jüngeren Beinen, und daheim winkt das „z' Obeneh“, wozu auch Knecht und Magd sich noch einfänden. Die Bäuerin stellt einen Laib feinen Elsässerkäse, den sie extra für diese Gelegenheit gekauft, auf den Tisch und legt dazu einen großen Laib Halbweißbrod vom Bäcker, während sonst ein gutes hausbacken Schwarzbrod verzehrt wird. Dazu holt der Bauer aus dem Keller ein reichliches Quantum Neuen, und nun läßt man sich's wohl sein, in Eile, denn Knecht und Magd wollen auch ihre Kirchweihfreude haben, und der Michel wird gleich kommen, um die Kathrine zum Tanze abzuholen. Der Bauer aber sagt: „Wirst wohl hüt au ne Schtückli Loh ha wölle, Franz,“ und legt ihm ein funkelndes Zwanzigmarsstück hin und extra noch einen harten Thaler als Trinkgeld. „Trinksch dersfür ne Schoppe uf der Meischerne ihr Wohl un uf min's au,“ sagt er noch dazu. „Vergelt's Gott!“ antwortet der Franz einfach, „un i will's bsorge. Soll i hüt Obe fo zuem Fueterer?“ — „Hä, nei, uf kei Fall,“ wehrt der Bauer ab. „Süt isch bi Fiertig. I will's scho mache. Gang du numme rüehig bis Weg's; 's isch numme nemol Kilwi im Johr.“ — „Hä, nu denn,“ meint der Franz, „wenn ihr so guet wänn si. I will's scho ne ondermol wieder ibringe.“ — „Aber i kumm heim zuem Melche,“ sagt eifrig die Kathrine. „Isch it nöthig,“ lacht die Bäuerin. „I mueß doch au wieder emol luege, ob i no melche ka. Un lueg, do kunnt au scho din Michel; i glaub kum, daß du hüt Zit kriegsch zuem Melche.“ — „Sell wämmmer luege,“ antwortete die frische Magd und lacht ihren Michel an, der eben die Stube betritt und erst noch den Neuen versuchen muß, ehe er mit seiner Tänzerin abschieben kann. —

Und nun sind der Bauer und die Bäuerin allein zu Hause. „Gohsch du it au zueneme Kilwischoppe?“ meint die Frau. „'s isch nimme derwert vor em Nachteste,“ sagt der Bauer. „Inere Schtund darf mer scho an's Fueterer

denke, un no em Nachtesse wölle mer sehne. Mir könne jo derheim no ne Schoppe mitenand trinke; der Neu kauft doch niemes." Und so steigt der Bauer in den Keller und holt noch ein Porzellankrüglein voll Neuen herauf, und dazu schüttet die Bäuerin ein Häuflein frischer Nüsse auf den Tisch; das ist so eine Schleckerei, die gerade zum Neuen paßt und ein bissel zum Trinken reizt. Und dazu studirt der Bauer das neueste Tagblatt, die Bäuerin aber den neuen Kalender, und wenn das Eine etwas Interessantes findet, so muß es das Andere auch wissen, und das Plaudern

macht auch Durst, und so nimmt man jetzt ein Schlücklein und nachher wieder eins, und ehe man sich's versteht, ist die Zeit da zum Füttern. So geht der Bauer in den Stall und summt ein lustig Liedlein vor sich hin, und die Bäuerin geht in die Küche und hat rotthe Bäcklein und glänzende Neuglein und sieht aus, als sei sie jeden Augenblick bereit, ein Kirchweihstänzchen zu wagen.

Und während im Futtergang der Bauer dem Vieh aufsteckt, richtet die Bäuerin das Schweinefutter und setzt dann einen kräftigen Kaffee auf, der heute ein paar Bohnen mehr verschluckt als sonst, und ein paar mürbe Beiden im Wandkästchen harren auch schon des Eintunktens.

So bricht die Dämmerung herein, und die Zeit des Melkens ist da, aber kein Kathrine. „I ha mer's denkt," lacht die Bäuerin, und macht sich frisch in den Stall und an die Arbeit, derweil der Bauer in der Stube hinter dem Tische sitzt, eine Kirchweihzigarre raucht und dem Krüglein auf den Grund gucken will. Aber wie der Bauer gerade die Hängelampe anzündet, stürzt die Bäuerin käseweiß in die Stube, schlägt

die Hände zusammen und ruft: „Hansjörg! Zefmareie, Hansjörg! Uji Ruch sin verheret. Zek han i scho der Blas gemolche un der Scheck au, un han no lei Tröpfli Milch." — Der Bauer staunt mit offenen Munde. Endlich sagt er: „Das wär doch kurios," und geht mit der entsetzten Bäuerin in den Stall, die Laterne in der Hand. Schau, da sieht man auf dem Stallboden und in der Streuschütte ein Weißes schimmern. Der Bauer schüttelt den Kopf und sagt: „Wo häsch denn der Melckkübel, Liese?" — Da langt die Liese neben den Melkstuhl, den sie

an die Wand gestellt hat, und reicht dem Bauer den Melckkübel. Aber das hat sie am wenigsten erwartet; der Bauer bricht in ein schallendes Gelächter aus; denn was er in der Hand hat, ist kein Melckkübel, sondern ein „Chrieskratte" (Korb zum Kirschensplücken). Erst steht die Bäuerin starr und weiß nicht, soll sie lachen oder weinen. Aber der Neue hat auch gar so gut ge-

mundet, und nun hat er den sonderbaren Melckkübel verschuldet und einen Schalkstreich gemacht; — soll man nun dazu noch sauer sehen?! — Und wie dann der Bauer sagt: „Zek soll mer no ein fo un über der Neu öbbis Schlechts sage! Macht das Raibewinli ne Melckkübel ufeme Chrieskratte. Aber doch will das Züg lei Mensch laufe. Und du weisch doch jek, Liese, was der diesjährig Neu' vermag." — Da lacht auch die erschrockene Bäuerin lustig auf. Und die Beiden lachen und lachen und sehen sich an, und plötzlich zieht der Bauer die Bäuerin an sich und giebt ihr einen herzhaften Schmaß, daß es nur so knallt.

Und dann trinken die Zwei zusammen ihren Kirchweihkaffee und plaudern lustig und lachen



Denn was er in der Hand hat, ist kein Melckkübel.

dazu wie in des Lebens Mai, und der Bauer denkt nicht mehr daran, im Wirthshaus seinen Kirchweihschoppen zu trinken und ein gemüthliches Cëgo dazu zu klopfen. — — —

Und das ist ein häuerlicher Kirchweihsonntag unter der Herrschaft des verkannten Neuen von anno Eins. Wenn aber die neue Kirchweih kommt und der junge Wein von anno Zwei im Fasse schafft, dann — ich kann es den lieben Lesern ganz im Geheimen verrathen — dann werden es Fünf im Christenbauernhose sein, wenn auch das Fünfte noch nicht mit zu Tische sitzen kann.

Erzfeinde!

Eine Erzählung aus dem Schwarzwalde.

Von R. F. Paul Röhrer.

I.

Wenn du, freundlicher Leser, mit mir von der althistorischen Breisgaustadt Freiburg aus durch das liebliche Himmelreich, vorbei am Hirschsprung, entlang dem Höllethal wanderst, dann gewahrst du rings um dich viel dunkle Tannen und dazwischen beschäftigt viele heitere, zufriedene Menschen. Und kommst du weiter hinauf zur Höhe, wo rechts der Felsberg mit seinem weißen Haupte auf dich niederschaut, und der Titisee so melancholisch dich umrauscht, wo oben auf der Saiger Höhe die ferne Alpenkette freundnachbarlich dich grüßt, da, ringsum dicht in einsamen Gehöften, an steilen Halben wohnt der Menschenschlag, von dem mein Geschichtlein erzählt. Es sind lauter wetterharte Gestalten, die aber im Sturm und Braus der Zeit ihr Herz noch nicht verloren haben, sondern wie schon zu Anfang gesagt, heiter und zufrieden ihr Loos fristen. Wenn ich dir nun nicht näher den Ort meiner Erzählung bezeichne, so brauchst du aber keineswegs an deren Wahrheit zu zweifeln. Der Kalenderschreiber ist eben auch noch unter den Lebenden und sein „Budel“ hat so genug Schläge durchgefostet und gerade die schlimmsten, die Schicksalschläge, so daß er ähnlichen Heimfuchungen aus irdischer Hand gerne „uswicht“.

So komme nun mit mir! Es ist ein stattliches „Hus“, das wir betreten, das aber wie der Schwarzwald selbst nur aus Holz und aus nichts als Holz besteht. Da sind die Maurer um ein gut Theil zu kurz gekommen. Thürpfosten und Fensterrahmen, kurz alles sammt Speiß ist Holz. Auch das Dach glänzt noch nicht im modernen rothen Kleide, Läfelchen an Läfelchen schließt sich an und nur der Kamin oder „Rauchfang“ sind des „Murers“ Werk. Gehst du mit mir in die Stube hinein, so gewahrst du vor allem einen großmächtigen Rachelofen, in dem der „Wälderbur“ seine „Baibe“, sein Hausbrod backt, das mir aber beileibe lieber ist als das Städterbrod. Denn all die rothen Bäcklein, die du auf der „Maidli“ und „Bube“ Gesichtern siehst, sie sind wohl neben der frischen reinen Luft auch diesem kräftigen Brode zu verdanken. Neben dem Ofen zieht sich der Wand entlang die „Rust“, ein gar spaßiges Ding für den Fremdling, desto traulicher, ja unentbehrlicher aber für den Schwarzwälder. Hier sitzen an den langen Winterabenden der „Ätti“, einen

echten Pfälzer „trinkend“, während „Maidli und Muetter“ am „Spinnrad“ oder dem „Halpel“ bei fleißiger Arbeit sich erholen. Da wird dann des Sommers Ernte zum feinen Faden gesponnen, um wiederum durch des Sommers Sonnenstrahlen sich zum weißen Linnen zu gestalten.

Ein solcher Abend, eine solche Stube ist es nun, da unsere Geschichte spielt. Die „Muetter“ hat soeben eine „Brennsuppe“ abgetragen und das „Mareili und Gätterli“ sind emsig daran, mit einem kräftigen „S’feg’n Gott“ diese eine „Brendte“ Sauer Milch, jene eine Schüssel dampfender „Herbdöpfel“ auf den Tisch zu stellen.

Alle greifen zu und wahrlich, der Champignon des Reichens, er mündet bei weitem nicht wie diesen Naturkindern dies einfache Gerächt, das ich neben „Chrutt und Schüfeli“ als das Nationalgerächt des „Wälders“ bezeichnen möchte.

Während sie dasitzen und es ihnen „schmeckt“, wollen wir ein wenig weiter Umschau halten in der Stube und uns bis zu Tisch Sitzenden näher ansehen.

Da fesseln uns vor Allen das „Mareili und das Gätterli“, zwei echte, in der Natur aufgeblähte „Heidenrösklein“. — Keine von den falschen, hochstenglichen Kunstprodukten, wie wir sie in den „Schaufalons“ der Großstädte zu kaufen bekommen, nein. Maienfrisch und immergrün sind sie gleichsam des Hauses Epheuflod, der sie in Windungen vielfältiger Art um den Stof der Elternliebe rankt. Aber etwas haben sie doch mit ihren Stiefschwestern in der Stadt gemein, nämlich, daß sie „feil“ sind, feil um’s Geld, um viel Geld und auf sie hat es der „Vatter“ abgesehen.

Er, der gebräunte, ein angehender „Fünfszger“, hat auch stets den Spruch hoch gehalten „jung gefreit, — nie gereut!“ Freilich wie „ammig“, anno dazumal, denkt er „heuer“ im Punkte des Heirathens nicht mehr. Dort als „er“ auf den „Wibet“ ging, da hatte er noch ein fühlendes Herz in der Brust, heute aber ist es wie sein Gesicht fast „vertrödnet“ und nur der Verstand ist sein Wegweiser in all’ seinem Planen. So wirst du also schon herausgemerkt haben, daß, falls dir schon eine gefallen hätte, du einen gefüllten Beutel mitbringen müßtest.

Das „Muetterli“ ist ein gar geschäftiges Weiblein wie ein „Wiesel“ so flink und ein gutes Stück dieser Haustugend hat sich auf die beiden „Maidli“ vererbt. Sie hat die beiden Heidenrösklein erzogen in Gottesfurcht und Liebe zur Arbeit und nun, dem Grabe bald näher als der Wiege, sind auch ihre Gedanken mehr auf das „drüben“ als das hienieden gerichtet — zum Segen des Hauses.

Wenn wir so die Züge dieser Leute betrachten, das geschäftige Wesen der Heidenrösklein und wenn wir sehen die Fürsorge des „Muetterli“, darauf bedacht, ein jedes Aergerniß dem Vater aus dem Wege zu räumen, so merken wir bald, daß ein Gewitter auf der Stimmung dieser „Drü“ liegt — ein Gewitter, das seiner Entladung harret! — Alle Augenblicke springt das „Mareili“ zur Thüre, um zu sehen, ob nicht jemand Einlaß begehre. Wie der „Bussi“, des Bauern Hausfreund, sich in seiner molligen Ecke unter dem Ofen räuspert, da schreckt auch schon das „Muetterli“ auf und was es immer auch sei, ein jedes Geräusch ruft einen geheimen Schrecken in der Stimmung dieser Leute hervor. Da! — klopft nicht jemand in Wirklichkeit? — „Herrein!“ kommt es aus dem Munde des Vaters und ’s „Muetterli“ und die „Maidli“ schauen auf

die Thüre, um desto schneller von da ihre Blide zurück auf den Vatter zu richten. Jetzt geht sie auch schon auf und herein tritt des „Thalfriedlis“ Aeltester, der „Hannes“, ein gar stattlicher, netter Bursch mit ein paar Augen wie „Chriest“.

Mit einem „Grüß Gott Bättli,“ schreitet er in die Stube, sein Auge wie die Uebrigen auf den „Vatter“ gerichtet, den wir fortan den „Bälbur“ nennen.

Dieser hat seine ohnedies unheimlichen Augenbraunen zusammengezogen und wie ein Donner scheint ihm des Eintretenden Gruß in die Glieder gefahren zu sein. Auf aller Herzen hat sich ein Aß gelagert und niemand magt ihn zu beheben. Da endlich fängt unser „Bälbur“ an sich zu räuspren, er rächt unruhig auf seinem Stuehl umher und braust mit kollernder Stimme hervor:

„Wa wend Ihr?“

Der Hannes aber, trotz dieses unhöflichen Gengrusses, weiß den Faden besser zu spinnen und gibt, den Blick auf's Mareili gerichtet, die Antwort: „En guete Schick, Nocher Bälbur“ und da er dies gesprochen, blinzelt er noch immer halb dem Mareili, bald dem Mütterli zu.

„Mit Verlaub, Hannes!“ fragt der, mit einem Blick noch finst'rer als vorhin; „waisch Din Gang?“ — „I ha pressanti Sache, — mach kurze Federles und gib mir B'scheid, — ruß mit de Sproch!“ —

Ein heikler Moment. — Dem Hannes scheint solche Sprache wenig einladend zu dünken und er hustet und büstet in der Verlegenheit seinen Hut mit dem Rockärmel. Das Mütterle jedoch weiß sich z'helfe, es nimmt einen Stuhl, stellt selbigen dem Hannes hin, klopf ihm auf die Achsel und hebt an: „Do Hannes, nu nit so g'schäch. — Nimm e wengeli Platz, wurscht wäger müed si und ohnisell (hierbei auf den Vatter blinzeln) es wurd au nit so pressire; morn isch jo se Gott will no en Tag.“ Der Hannes nimmt dieses Anerbieten bereitwilligst, aber schweigend an, setzt sich und im Gehen raunt ihm das Mütterli, sein Schutzengel, noch aufmunternd in's Ohr: „Mach jeh nu Ernst, wenn er au e wenge brummli isch, freße chan er Di nit.“

Dieses scheint dem Hannes der richtige Fändstoff zu sein. Ist es ihm nun doch ganz gewiß, daß er eine gute Stütze in seinem Anliegen hat. So hebt er denn an:

„Bälbur! — Ihr werret wisse, aß ich schon längri Zitt en Aug ha uff's Mareili: hätt bi ich nu zue eu cho, um di eu a ze halte um si. I dent,“ fuhr er verlegen fort, „i dent, ihr werret si mir wohl gä, schaffe

chan i und de Vatter hätt m'r sin obere Hof zue g'schriebe und do dent i, chan es nit fehle!“

Wäre dieses schon für jeden anderen Mann eine kleine Meisterschaftsrede gewesen, soll ja mandem stabirten Herrn das zweite Wort im Halse stücken bleiben, so war es erst recht eine solche für den Hannes, den Buresohn.“ Aber was braucht es uns zu wundern? — Wo das Herz spricht, da wird die Rede gut und so war es bei ihm. Das Mareile war ihm ans Herz gewachsen und es spuckte ihm im Kopfe bei Tag und Nacht.

Um so wärmer es nun dem Hannes ums Herz gewesen war bei seiner Rede, um so kälter kamen jetzt die Worte aus des Bälburen Munde.

„Hannes,“ hub er an, „i ha nit mit Dir und Du

bischt m'r recht, aber i cha d'r mi Mareili nit gi und worrum? — des muescht din Vatter froge. — I ha min Theil jeh g'seit und dodi blibt's.“ Hier wollte er, um jeder weiteren Versuchung auszuweichen, zur Thüre; aber weiter kam er nicht. Das Mütterli sprang ihm nach und stellte sich unerschrocken zwischen ihn und letztere.

Dem Hannes waren diese Worte ein Blick aus heit'rem Himmel; er sah nun alles, was er gehofft und geliebt und für das er gelebt für ihn vernichtet.

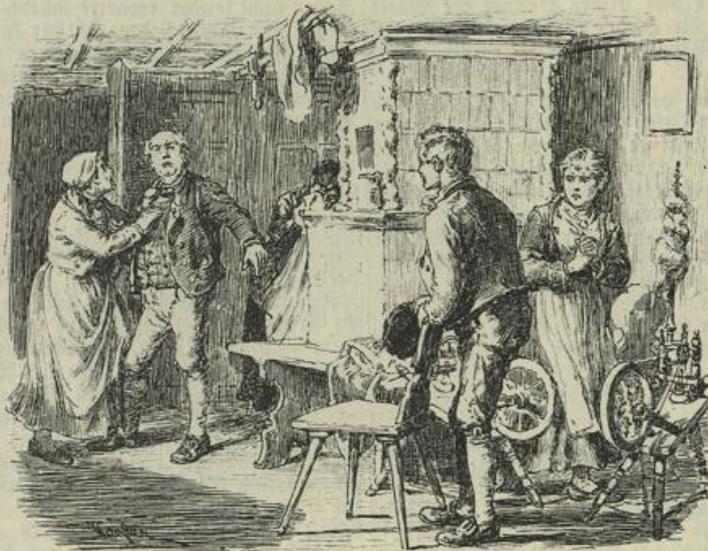
Wäre er nicht bereits gefessen, so hätte er sich sicher jetzt nach einem Blätzlein umsehen müssen.

Das Mareile hatte sich in Thränen hinter den runden Tisch in den Herrgottswinkel geflüchtet und mit ihr das Chätterli.

So sah sich der Bälbur allein und die andern gegen sich. Dieser Anblick war ihm unerträglich und wieder suchte er zu fliehen, diesmal durch die Kammerthüre. Aber wie ein Wiesel so behende eilte ihm das Mütterli nach, wieder vor der Thüre Posten nehmend, und hier sprach es begütigend, zitternd und bebend:

„Blib do Vatter und schwäch anderscht. — Wa chan de Hannes d'rzue und wa hätt 's Mareili d'ra verschuldet, aß Du und d'r Thalfriedli mit'nander im Ufriebe lebe. I mein immer, fini eigene Ghind solt m'r nit zom Galge mache, a dem m'r sin Erzfieint uffhenke will, fuschet cha ei'm da Galge zem eig'ne Galge werre. B'finn di anderscht Vatter, so cha's nit bliebe.“ Hier hatte sie sich bittend und flehend an des Bauern Schulter gelehnt.

Dies war nun freilich eine Dual für das zorneschwangere Gemüth des Alten. Aber wenn der Haß sich des Mannes Brust zum Sitz erkoren, dann kann



Zwischen Bälhof und zwischen Thalhof, do fliecht an tiefer, tiefer Bach.

selbst die Liebe eines Weibes, kann die Sprache eines thränenden Auges den Haß nicht tilgen, nicht bezwingen. Und wenn das Herz auch hin und wieder ein Nühren beschleicht, und wenn es vermeint, es müsse am Ende doch im Unrecht sein, da kommt der Stolz mit seinem Stachel und reizt den alten Haß zu neuem Hasse und so wars auch beim Bälbur. Wenn ihm auch die Sprache seines Weibes den alten Grimm zu erweichen schien, wenn auch seines eigenen Fleisches und Blutes bittende Geberde seine Wimper zucken machte, wenn ihm selbst der Hanneß, der schuldlose, der um sein Glück Betrogene, leid that, wenigstens für einen Augenblick — alles umsonst. Der Stolz bäumte sich auf und ließ nicht zu, dem alten Erzfeinde die Hand zum Frieden zu bieten. Der glimmende Funken aber wurde zum lodernden Feuer und mit wuthentbrannter Stimme schleuderte er dem armen Hanneß die Worte in's Gesicht, zugleich die Herzen seines braven, treuen Mütterle, seiner Marei und Schätterle zum Tode treffend:

„Bis hätt bin ich gottlob no Herr im Hus und jeh s'cher Dich zum Läfel. Wa i vor fünf Johre g'schwore ha, es isch hätt no woher und es soll woher bliebe in alle Ewigkeit.“ Hier hielt er ein wenig inne um mit desto gellenderer Stimme die Hand zum Schwur erhoben, fortzufahren: „Zwischen Bälhof und zwischen Thalhof, do stiezt an tiefer, tiefer Bach und da isch di Gränz. — Niemet's durwattet des Wasser und da isch verflucht ins „Erz Grundsbode“, da a Brud schlotz zwische beide!“

Da schlich sich der Hanneß hinaus und weinte! — Vom Bälhof aber war von dieser Stunde an der Friede gewichen.

II.

Ein Fluch ist des Teufels Segen und die meisten Flüche haben ihren Grund in Dummheiten; so auch der Fluch dieser Geschichte und das kam so.

Saß da eines Tages der Bälbur und der Thalfriedli wie schon so oft „him Sternemichel, gi pasche.“ Paschen ist nun einmal seit Alters her des Wälders Sonntagsfreude, sein „Pläfir“, leider auch des Wälders Unglücksvogel.

Seit Nachmittag saßen sie nun da, die Köpfe erhöht vom Bier wie vom Wortgefecht. Der Thalfriedli hatte ein gut Theil Geld seinem Nachbar „ab'jaagt.“ Dieser, überdrüssig des steten Verlustes, setzte seine verlorene Summe immer wieder ein und immer wieder brachte sie ihm statt der erhofften, glatten Rechnung, statt dem „kitt“ sein eine neue, doppelte Schuld. So stand schon ein nettes Stämmchen auf Guthaben des Thalfriedlis und es war wie meistens bei derlei „Zittvertrieb“ schon spät geworden; spät oder früh wie man's nimmt. Der Friedli hatte dabei ein Weib in den Wochen und so stand er plötzlich auf mit den Worten:

„Nit für unguet, Bühler, aber 's duldet mi nimmi do. Difei han i a krank's Wib und es chönn noch mir verlange. Doch obnissell; hätt Obed häschet hei Glück und 's chönn di blos no witterscht ni ritte. 's wurd d'rum 's bescht si, m'r höret uff, chumm i hei.“

Da aber war „Für im Dach“ beim Bälbur. Statt des Friedlis Sattenpflicht zu gedenken und dessen guter Absicht ihm gegenüber Anerkennung und Einverständnis zu zeigen, kam es anders. — Anders als es der Friedli gewollt; — anders als es zwischen zwei

Freunden je vorkommen sollte. Zornig wie wir ihn bereits gesehen, sprang er auf und donnerte dem verdutzten Friedli in's Gesicht:

„Du Schlenzer, Du Dieb! — Sell, jeh rikest us mit ea g'fällte Sac. Aber de Bälbur hätt no meh oder meinscht öppe, i chönn'ts nit verzahle, wenn d'no me g'winne thätist. — Hä? — Bin i Dir im Fal öppis schuldig, Du Schlenzer? — Do lueg her!“ — Hier langte er in die Tasche, zog eine „Hampfel“ Kronenthaler und Gulde hervor, warf sie in die Stube, daß es nur so klapperte und fuhr fort: „Do Dieb, lang zue, doch scheer Di numme zum Läfel, — zwische us isch's us und Ame!“

Der Friedli nickte auch sein Amen dazu, denn das sah er ein, daß für heute der durch lange, lange Jahre gesponnene und nun so kurzer Hand durchschnittene Faden nicht wieder reparirt würde, — ja, er sah noch mehr. So gut er den Bälbur kannte, waren sie ja als Altersgenossen und Nachbarn nebeneinander aufgewachsen, und so sehr auch die Freundschaft die Bälbur im besten Lichte zeigte: heute verdunkelte sich dessen Bild und er sah ein, daß sich kein Spinner und kein Zwirner und kein Seiler finden werde, der den Faden wieder binden würde. Und doch kam einer, — der da oben!

III.

Seit jenem traurigen Abschiede des Hanneß aus der Behausung seines lieben Mareile ist ein halbes Jahr dahin, — dahin für alle in dder Traurigkeit. Es ist August, — heiß brennt die Sonne vom Firmament und der Rücken des Schnitters meint zu biegen unter der Last der Hitze. An den Berghalden entlang klettern endlos viel Rube und „Seizen“ und dazwischen durch erblickt man ab und zu einen „Hammel“ als Bodvogel für die nächste „Schilbi“. Faul und trägt lagert der General dieser Abentrupe, der „Seisebue“ hinter einem Schatten spendenden Gestrüpp und pfeift sich einen lustigen „Schneidereng“ auf seiner „Naturflöte“. Da und dort steigt ein „Sched“ oder ein „Bläsi“ zu Thal hernieder, um sich an der kühlen Quelle zu laben, die wie ein Silberstrom von Fels zu Thale plätschert, überall Segen und Erquickung spendet; denn an diesen kühlen, nackten Berghalden entlang, ergießt sich der Sonne glühender Brand wie eine tosende Lava aus dem Krater des Vesuv. Wenn so die Sonne über Mittag steht zu dieser Jahreszeit, dann ist ein so rings von hohen Bergen umschlossenes Thal ein Feuerkessel, in dem kein kühleres Bästchen weht. Oben aber auf der „Wasserscheid“, da weht er Jahr aus Jahr ein. Kein Wunder denn, wenn an diesen Halben nichts wächst als dürres, hageres Gras, wildes Gestrüpp und das anmutige Heidekraut, — die holde Erica. Noch sind diese öden Halben verschlossen geblieben der Kultur und nur vereinzelt sucht sich mühevoll ein Pfad empor zu ringen. Aber dennoch, so öde und traurig es dem Leser auch scheinen mag, es ist diese Landschaft ein hehres Naturbild und alljährlich werden Tausende von Menschen zu staunenden Bewunderern und nach und nach zu trauten, begehrten Freunden dieser Vergeseinsamkeit. Da kommen die Kulturkinder, abgehetzten Stadtkinder und suchen und finden Erholung in diesem Naturgarten. Noch aber blüht zugleich eine andere Schönheit diesen Bergen. Versteckt in Moos und Gestein blüht und reist die kostbare Erdbeere. Hier an dem Gestrüpp, gebraut in der Gluth der Sonne, reist die Himbeere zur kostbaren

Frucht, um dem lechzenden Kranken den Fieberbrand zu löschen.

Sehen wir uns diese Halde etwas näher an, so gewahren wir ein „Wibli“ an derselben emporklettern, emsig bemüht, sich Beeren zu heimsen. Es ist das „Mütterli“ vom Bülburhof. Nicht scheuend die Gluth der Augustsonne, die Beschwerlichkeit des Alters, ist es daher gepilgert, um „Imbeeri zu ginne.“ Sichtlich ist es abgemagert, dieses immer fleißige Wesen und könnten wir unter das um den Kopf gebundene „Fazenetli“ blicken, so würden wir nicht wenig erschrecken. Das noch vor einem halben Jahre nur spärlich von Grau durchzogene Braun der Haare sieht nun weiß drein wie die Kruppe dieser Berge im winterlichen Kleide.

Während so der abgekündene „Bib“ dieser „Nume“ hier weilt, liegt dabei im „Stübli“ der Bülbur. Sie haben ihn da hinein gebettet. Es ist für den abgeplagten und abgehunzten Menschen gewissermaßen eine Befriedigung, und es leiht dem Herzen Ruhe, am Abende seines verglimmenden Lebens einen Rückblick zu werfen auf sein vollbrachtes Tagewerk. Ist es im Allgemeinen so, dann hat dieses Verlangen um so mehr Berechtigung beim „Bur“, bei der Klasse Menschen, die Zeit ihres Lebens an die heimathliche Scholle gebunden sind. Hier im engen Kreise leicht überschaubar mit dem geistigen Auge, hier, verknüpft mit einem jeden noch so nichtigen Gegenstand, hat sich abgewickelt des Buren Programm. So bleibt es nun als ein schönes Zeugniß für den Bülbur, daß er verlangte, hier in dieser Stube, im Angesichte seiner Vergangenheit „Urständ“ zu feiern entweder für hienieden oder aber auch vielleicht für das Jenseits. Und fürwahr, so sehr der wettergebräunte Mann den ewigen Haß im Herzen trug, so sehr er sich zu Zeiten vom Jorne hinreißend ließ, sein Herz war doch nicht ganz erstorben, noch hatte es ein Plätzlein gerettet, einen Fleck, der empfänglich war für manches.

Als das „Mütterli“ heute in die „Oede“ ging, so hieß im Volksmunde jene Halde, da hat er ihr durch das Fenster nachgeblickt und als er sah, wie sich sein „Wibli“ so mühsam davonschleppte, da hatte es ihm in der Seele weh gethan. Es vermeinte ihm die Rehle zu schnüren und eine Tyräne stahl sich aus seinem Auge, — eine Manneszähre.

Das Mareili und das Schätterli standen seit dem frühesten Morgen auf der „Bochwies“ beim „Dembe“. Die Sonne hatte heute einen so blutrothen Morgenruth in die Berge geschickt und da wußten die Leute, daß das Wetter auf der Rippe stehe. Der Barometer sank plötzlich über die Maßen und so galt es denn, das schon einmal gewaschene Dembe zu bergen. Der Steffe, ein alter Tagelöhner, der immer zur Aushülfe

stand, wo man ihn nur brauchen konnte, er hatte bereits schon vor einer Stunde das Vieh geholt und in der Eile dem Bülbur durch das Fenster zugerufen: „Es wettret über'm Wald,“ dann war er auf und fort gegangen, so schnell das Vieh nur konnte.

„Es wettret über'm Wald!“ — Was das zu bedeuten habe, wußte der erfahrene Alte nur zu gut. Unruhig wälzte er sich in seinem Bette, so gut ihm eben seine Pächlichkeit solches erlaubte. „Es wettret über'm Wald!“ — Immer wieder klangen ihm des Steffes hastige Worte in's Gehör. Ein Wetter über'm Wald war der Schrecken der Thalbewohner, denn stand dort ein solches, dann „B'hüt Gott“ Bauer. Schon einige hatten heuer ihren Weg von dorthier genommen und, wie das erste im Jahr, so fahren alle andern gar,

spricht der Volksmund aus alter Erfahrung. War aber zudem ein Gewitter in diesem Bergirg gefangen, dann kam es nicht mehr hinaus und wie ein gefesselter Leu brüllte es, alles mit seinem ehernen Fuße zertretend und zererschlagend.

Da! — Ein Beuchten — ein Donner und ein prasselnder Regen zugleich. Die Scheiben klirren und die Windsfahne garrt. Das Vieh im Stalle stampft und brüllt und dem Bülbur tritt der Schweiß auf die Stirne; — er denkt an seine Leute. O, daß er auch längst nicht mehr laufen konnte. „Do ischt es ammig noch anderscht g'fi“,

als er mit seiner Kommandostimme zur Arbeit eiferte. So und ähnliche Gedanken quälten seinen Kopf in endloser Reihe. Dann sah er wieder ein weißes Tuch vor seinen Augen sich heben und senken. Er faßte danach, doch es war Luft, seine Hände leer. Verzweifelt drückte er die Augen mit den Händen zu, doch es half nichts.

Da — wieder ein Beuchten und ein Rollen zugleich. Es beben die Berge in ihrem Fundamente und das ganze Thal steht im Brande, — welche Qual für den frankten Mann. —

Fern und ferner verhallt das Grollen des Donners, nur noch wie ein glühender Faden zieht der Blitz am grauen Himmel entlang. Das weiße Tuch ist vor den Augen des Alten verschwunden.

Hört er nicht Stimmengesäcker? — Ach nein, es ist ja der Wind, der durch die Blätter des Nuthbaumes rauscht. Draußen steht er in Mitte des Hofplatzes, wie der Kaufscherr drinnen in der Stube, ein alter, morscher Invalid. Aber jetzt! — Wieder blos Täuschung? — Schwerer pocht sein Herz. — Krampfhaft saltet er die Hände, die von der mit Angst gefüllten Brust auf und abgehoben werden — ein Zeuge der Ebbe und Fluth des Herzens. Da! — Vom Scheitel bis zur Sohle überläuft ihn ein kalter Schauer, im weißen Rahmen der Thüre, auf weißgetünchtem Hintergrunde erblickt er schwach umrissene Gestalten. —



Mit weitauferiffenen Augen starrt er auf das Bild.

„Sind ihr's, Muetter und Marcile und — Ghätterli?“ — gurgelt er mit Mühe hervor.

Keine Antwort! Mit weitaufgerissenen Augen starrt er auf die Stelle; er kann das Bild nicht entziffern!

Jetzt aber — der Himmel erbarmt sich seiner. Noch einmal sendet er seinen Blick hernieder und im Scheine dieser „Gottesfackel“ entziffert sich dem Bälbur das ganze Geheimniß. — Ein Bild des Schreckens! — Das Blut scheint in seinen Adern zu gerinnen, — die Gedanken verlassen ihn. —

Draußen aber steht eine Tragbahre, darauf die Mutter ruht und haben und drüben zur Seite der Hannes und der Thalfriedli, — sein Erzfeind. —

IV.

In dem Thalleffel draußen hatte das Muetterli das heranziehende Wetter nicht geachtet. Der geschlossene Bergweg erlaubt nur in kleinem Kreise den Ausblick auf den Horizont und so ahnte es nicht die drohende Gefahr. Gerade in der Nähe einer einsamen verkrüppelten „Forre“ mit dem „Imbeeri ginne“ zu Boden gebückt, prasselte der peitschende Regen hernieder. Nun in dieser plötzlichen Bedrängniß suchte es, wie die alten Leute alle, Schutz unter dem Baume, ungeachtet der Lehren und Vermahnungen, die auch ihm schon zu Ohren gekommen waren. Etwa zehn Schritte vor dem Baume angekommen, sah es ein Licht, heller als der Tag und von da an war es Nacht für das fleißige Muetterli.

Dem Geißbu war es ähnlich ergangen; auch er konnte nimmer flüchten. So verbarg er sich unter seiner Herde, um dadurch zum Zeugen dieses Unfalles zu werden. Athemlos sprang er zum Thalfriedli hernieder, der weit und breit als ein hilfsbereiter Mensch bekannt war und ohnedies am nächsten dieser Stelle wohnte.

Energisch wie der Friedli war, erkannte er sofort die Gefahr, wenn überhaupt noch an Rettung zu denken war. So machte er sich denn auf, der „Gaisbu“ als „Wegweiser“ voraus und der Hannes hinterdrein. Mühsam war der Weg, verschüttet von Stein und Geröll. Doch der Eifer der Nächstenliebe kennt keine Grenzen. So kamen die „Samariter“ trotz aller Hindernisse in verhältnißmäßig kurzer Zeit am Ort des Unfalles an, lesterer von weitem schon gekennzeichnet durch die zerplütherte und ihrer Krone beraubte „Forre“.

Wie that es da dem Thalfriedli gut, seinem Erzfeinde solche Wohlthat erweisen zu dürfen. Er fühlte sich beglückt, von Gott berufen zu sein, die erste rettende Hand an des Erzfeindes Wibli anlegen zu dürfen. Schnell war von mitgebrachten Bengeln, Stangen und Stricken eine nothdürftige Bahre bereitet und des Bälburen Wibli darauf gebettet. Der Hannes, so gutmüthig er war, hatte seinen „Leberschoope“ trotz dem noch immer anhaltenden Regen abgezogen und dem „Muetterli“ seines „Marcile“ als „Kopfte“ ins Gesicht geschoben, wobei ihm zwei große Thränen aus den Augen rannen. Daß der Bälbur sehr an seinem Weibe hange, wußten sie, desgleichen, daß er daheim in seinem Stübchen „bettlägrig“ sei. So hoben sie denn die wohl nicht zu schwere, aber desto umständlichere Last empor und aufwärts über den Bergstamm ging es, hinüber in das jenseitige Thal zur Siebeleie des Erzfeindes.

Wie sie dort ankamen, wissen wir bereits. Nachdem der „Bälbur“ eine Weile regungslos auf die erkannte Gruppe gestarrt hatte ohne ein Wort hervorzubringen, faßte sich der Thalfriedli ein Herz, schritt, so ruhig er konnte, auf den Erzfeind zu, nahm ihn

bei der Hand und drückte sie mit der Kraft eines sich von der Arbeit der Hände nährenden Wälbur's.

Der ehemals ewigen Haß Geschworene öffnete seine Augen und als sie den freundlichen, offenen Blicken des Friedlis begegneten, da füllten sie sich mit Thränen und eine Weile blieb es still — still wie um Mitternacht. Dann richtete der Bälbur sich auf, der Friedli neigte sich zu ihm und plötzlich fählt: dieser zwei zitternde Arme um seinen Nacken sich schlingen. Aus des Erzfeindes Munde aber kamen die Worte: „Friedli, — min — Fründ!“

Mittlerweile waren auch das Marcile und das Ghätterli heimgekommen. Unterwegs vom Wetter überfallen hatten sie in einem leeren „Heuschwober“ mit sammt dem beladenen Wagen ein schützendes Dach gefunden. Der Unfall hatte sich schnell wie ein Rauffeuer verbreitet und war auch ihnen schon auf dem Heimwege zu Gehör gekommen. Wie groß war nun ihre Freude, als bei ihrer Heimkunft das Muetterli den Schleier des Todes noch einmal von sich gelegt und sich wieder etwas erholt hatte. So lag das Muetterli schon auf weichem Pfuße gebettet und nur ein tiefer Schlaf hinderte es bis auf weiteres, zu schauen, was ihr Stübli seit Jahren nimmer gesehen, — den „Friedli“ als „Fründ“ — den Erzfeind vergeblich und begraben.

V.

Der Friede war in des Bälbure Hof wieder eingefehrt. Wenngleich der Alte immer noch zu Zeiten das Bett hütete, so fühlten sich doch alle glücklich, hatte sich ja das Muetterli wieder gänzlich erholt und bis auf zeitweiliges Kopfweh auch weiter keinen „Breste“ davon getragen.

So saßen sie nun an den langen Winterabenden um den Ofen und das Spinnrad rasselte wie nie zuvor, den schönsten Faden aber spann das „Marcile“. Da kamen als ab und zu auch der „Thalfriedli“ mit seinem Hannes z'Viecht. Der „gichtige Bälbur“ aber schwang sich trotz seiner „Breste“ auf die „Rust“, steckte sein „Schlöbli“ ins Mul und dann ging es an ein Erzählen haben und dräben. „Jez möcht i no mal a so Stucker zwanz'g Jährli Lebe truh, nei z'Veid minem Römisch-Wattis“ meinte oft der Bälbur scherzend. Aber nicht bloß die Alten, o nein, auch die Jungen hatten aneinander gar „söchli“ Freud. Der Bälbur und der Thalfriedli hatten zwar ein paar helle Augen und sie meinten alles zu sehen.

Doch sei kein Karr, in allen Landen,
Ist Lieb' am frühesten aufgestanden.

Der Frühling kam und mit ihm brachte das Marcile eine große „Zeine“ „Vine“ auf die Weide. Der Hannes sah sich bei Zeiten nach „Kaffe“ und „Echemel“ um und vergaß auch nicht für eine „Wagle“ zu sorgen. Mit Pfingsten aber stand vor dem bis dahin einsam verlassenen „Oberhof“ ein hoher, stolzer „Maie“, geziert mit Bändern aller Art und über's Jahr stand auch unter dem Thürbogens eine „Scheeke“, da hinterdrein das „Muetterli“ als glückliches „Großmuetterli“ mit der „Strifete“ tippte.

Heute aber segnet ein stolzes Gesäccht die einst „ewig verhaßten“ Ahnen und ein hölzernes Kreuz hat lange Jahre hindurch die Stelle bezeichnet, wo der Herrgott durch das „Muetterli“ die „Erzfeinde“ wieder ausgesöhnt hat.

Max Barack.

Eine traurige, schwere Pflicht ist es, die dem Hausfreund heute die Feder in die Hand drückt, die Pflicht, einem Manne den Nachruf zu schreiben, der sein Leben lang mit seinem urwüchsigem, frischen Humor uns erfreute und so unzählige Mal zu jenem frohen, sorgenscheuenden, erlösenden, herzlichen Lachen brachte, das uns in des Tages Aergernissen so nöthig, wie der Quell dem dürstenden Wanderer. Die Leser des Hausfreunds kennen ihn wohl, diesen köstlichen Menschen, Major a. D.

Max Barack, denn seit Gründung des Kalenders, während 20 Jahren war er der eifrigste Mitarbeiter desselben und hat durch seine urkomischen, prächtigen Pfälzer Humoresken und hochdeutschen Kalendererzählungen, die den ächten Hebel'schen Geist athmen, viel zu dem großen Erfolg dieses wieder neu erstandenen Hebelkalenders beigetragen.

Am 1. September 1901 hat der Tod Max Barack im Alter von 69 Jahren nach zweijährigem, schweren Leiden ins Jenseits abgerufen. Geb. den 26. Februar 1832 zu Durlach in Baden, ergriff er die Offizierslaufbahn. Als Hauptmann im Gr. bad. Jäger-Bataillon machte er den Feldzug von 1866 mit. Auch am ersten Theil des deutsch-

französischen Krieges nahm Barack Theil. Während der Belagerung von Straßburg warf ihn jedoch ein schweres Magenleiden aufs Krankenlager und nöthigte ihn, bald darauf seinen Abschied zu nehmen, der unter Verleihung des Charakters als Major genehmigt wurde. Barack wählte nun Stuttgart, wohin ihn sowohl verwandtschaftliche Beziehungen, wie Bande der Sympathie zogen, zu seinem ständigen Aufenthaltsorte. Hier widmete er sich ausschließlich dem Schriftstellerberufe, für welchen ihn tiefe Neigung und ein starkes, liebenswürdiges, humoristisches Talent befähigten, und schuf Anfang der achtziger Jahre die besten seiner Sachen, die Pfälzer Humoresken

„Rheinschnote“ und „Pfälzer Duwal“. Mit diesen und dem „Drumbeder von Wallstätt“, eine Sammlung humoristischer Gedichte in Pfälzer Mundart, ist Barack hauptsächlich durchgedrungen und hat sich einen Platz neben Kadler gesichert. Die Schärfe seiner Beobachtung, die Leichtigkeit und Natürlichkeit seiner Schilderung, und die Urwüchsigkeit seines Humors, der allerdings nicht den stark satirischen Nebentklang Kadlers hat, machen ihn diesem ebenbürtig. Doch nicht allein Pfälzer Humoresken, auch Jugendschriften, hochdeutsche Volks- und alemannische Dialekt-Erzählungen entlossen seiner Feder in großer Zahl und machten ihm als Kalendererzähler einen Namen, der neben unseren besten Erzählern Hebel, Bürcklin und Geres wird genannt werden müssen.

Es verging kein Jahr, ohne daß der Hausfreund nicht seinen Lesern einige Sachen von Baracks Muse gebracht hätte. So kann er sich auch rühmen, von den allerbesten seiner Sachen in seinen Spalten veröffentlicht zu haben. Von Baracks Pfälzer Humoresken, die der Hausfreund veröffentlichte, seien nur „Die Kadronndort“ und „E' Gebortsbagsiveraschung“, „Mit'm allergrößte Vergnieche“ und „Die g'schdohle Schildwach“ genannt, von seinen hochdeutschen Erzählungen die Serie Erzählungen aus



Max Barack.

der Zeit des Mittelalters (des Bauernkriegs) und der französischen Revolution. Da die Zahl der nur im Hausfreund veröffentlichten Erzählungen Baracks eine sehr große ist, und darunter vorzügliche Sachen sind, hat sich der Verlag des Hausfreund entschlossen, um dieselben nicht verloren gehen zu lassen, sie zu sammeln und in Buchform herauszugeben. Zunächst wird in diesem Herbst ein Bändchen, enthaltend einen Theil der besten der im Hausfreund erschienenen Pfälzer Humoresken Baracks veröffentlicht werden. Der Verlag zweifelt nicht, damit den Verehrern Baracks und den Lesern des Hausfreund einen längst gehegten Wunsch zu erfüllen.

Der heilige Florian in Bergheim.

Humoreske aus dem Schwarzwald von Jeremias Kritiker.

So sommerlicher Weile einer der Tausende von Luftschnappern und Touristen, die in den Thälern und auf den Bergen unseres herrlichen Schwarzwaldes wimmeln, nach dem eine herrliche Aussicht bietenden Kirchdörflein Bergheim kommt und zufällig auch einen neugierigen Blick in die schlichte Dorfkirche daselbst wirft, mag er etwas erstaunt sein, darinnen eine lebensgroße Bildsäule aus Holz zu sehen, die in bunten Farben gehalten ist und Sankt Florian darstellt, wie er einen Kübel Wasser über ein brennendes Schwarzwälderhaus mit Strohdach ausschüttet. Wenn er aber dann in dem neben der Kirche stehenden ländlichen Wirthshause Einkehr hält, so kann ihm die dralle Wirthin erzählen, was das Heiligenbild zu bedeuten habe. Vielleicht aber kommen die allerwenigsten der geehrten Leser nach Bergheim und möchten doch wissen, aus welcher Ursache Sankt Florian in dem schlichten Kirchlein dorten verewigt ist. Da will ich dann den Nothhelfer spielen und mittheilen, was mir die hübsche Wirthin erzählte, als ich vergnügt hinter einem ungetauften Schoppen Markgräfler saß und während des Zuhörens bald die kernfeste Erzählerin anblickte, bald zu den kleinen Fenstern der Wirthsstube hinaus sah auf einen stattlichen Bauernhof, der in ziemlicher Entfernung von dem Dörflein an der Berglehne lag und nach welchem die Wirthin hingedeutet hatte. Also mag es losgehen. —

Der eben erwähnte Tannenbauernhof ist, wenn er auch auf dem hohen Schwarzwald liegt, wo die Tannenzapfen besser gedeihen als edles Obst, mit seinen Aedern, seinen üppigen Wiesen, seinem vielköpfigen wohlgenährten Viehstande und seinem gutbestandenen Walde ein nicht zu verachtend Ding, und sein Besitzer darf wohl in Selbstbewußtsein und grandigem Bauernstolze den harten Kopf etwas hoch tragen. Aber in den paar Jahren, die der Aufstellung des heiligen Florian in dem Bergheimer Kirchlein vorangingen, war von solchem Wesen an dem derzeitigen Besitzer des Hofes wenig zu merken. Die Leute sagten vielmehr, der junge Tannenbauer sei ein „Ducklimuser“, d. h. auf gut Deutsch ein verdrückter Mensch. Damit hatten sie freilich Unrecht; denn neben einer guten Dosis Schüchternheit steckte in dem jungen Manne ein reichlich Theil der bekannten deutschen Trümmersseele, die über einem Blümlein, einem Vogelliedchen, des Frühlings

Blühen oder des Herbstes Schlafengehen des Lebens nüchterne Prosa und Nothwendigkeit nur allzuleicht übersieht und vergift. Das machte nun der alten Tannenbäuerin manche schwere Stunde. Der alte Tannenbauer war tot, und was sollte nun, wenn sie einmal die Augen schloß, unter dem zweifelhaften Regimente ihres Einzigen aus dem schönen Hofe werden? — Ja, wenn der junge Bauer heirathen möchte und eine energische junge Frau auf den Hof käme. Schon lange und wiederholt hatte die besorgte Mutter dieserhalb bei dem Sohne angeklopft; aber jedesmal hatte der abgewehrt und gemeint, die liebe Mutter sei ja noch da, und das sei ihm lange gut genug. Dann trieb er sein träumerisches Wesen ruhig weiter, und da wieder einmal der liebe Frühling die Schwarzwaldberge heimsuchen wollte und als seinen Vorreiter einen hoch brausenden Thauwind sandte, da schien der junge Tannenbauer noch träumerischer zu werden, und es war, als wehe auch in seinem Herzen ein frühlingskündender Thauwind. Und sonderbar war es, daß er dabei oft und gerne nach Osten schaute, als müsse ihm die Frühlingssonne etwas ganz Extraes bringen.

So that er auch heute am klaren Palmsonntagmorgen. Mit übereinandergeschlagenen Armen lehnte er an dem Stamme eines mächtigen Bürgelbirnbaumes, der mehr der Zierde halber als der doch nie so richtig süß werdenden Früchte wegen dastand, und schaute träumerisch hinüber nach einem riesigen Strohdache, das in etwa 10 Minuten Entfernung aus einer Einsenkung der Berglehne hervortragte und zum Dobelbauernhof gehörte. Es war, als hätte der gute Franz noch nie die große Strohhäube eines hölzernen Schwarzwälder Bauernhauses gesehen und als könne er sich nun nicht satt gucken daran. Aber plötzlich wurde er in diesem stummen Schauen gestört. Die Mutter, eine noch rüstige Frau, erschien unter der Hausthüre und rief: „He, Franz, bal isch's Zit zuem in d'Rilche geh. Un do schtohsch Du un sinniersch wieder, 's isch doch ne Glend mit Dir. Was gilt's, Du häsch, mi armi Gottsfeel, no it emol de Palme ferig!“ — Der junge Bauer, eine schlanke und doch kräftige Gestalt mit hübschem, ansprechendem Gesichte, schreckte auf. Erröthend stotterte er etwas zusammen wie: „'s wird scho recht si, Müetterli; numme lei Angst“ — und eilte in die Werkstatt, die bei keinem Schwarzwälder Bauernhose fehlt. Auf dem Schwarzwalde, wo die Leute so zerstreut wohnen, gilt nämlich das Wort: „Wohls

dem, der sich zu helfen weiß," und der Bauer muß im Nothfalle auch geschwind einmal den Handwerksmann spielen können. Aber was hatte denn der junge Tannenbauer, der doch in die Kirche gehen sollte, zur heiligen Zeit der Sonntagsruhe in der Werkstatt zu thun? — Ei, er hatte wirklich den Palmen noch nicht fertig. Die geehrten Leser wissen wohl, daß in den katholischen Gegenden auf Palmsonntag in oder vor der Kirche durch den Geistlichen die sogenannten „Palmen“ geweiht werden. In manchen Gegenden werden zu den Palmen einfach die mit gelben

Blütentagchen dicht besetzten Zweige der Salweide benützt. Der Schwarzwälder aber will höher hinaus. Der stellt aus Buchs-, Tannen-, Stechpalmen- und Buchenzweigen, — welche letztere er daheim angetrieben und in's Wasser gestellt hat, damit sie frisch grünen — einen großen flachen rundlichen Strauß zusammen und verzert denselben mit bunten Papierrosen, ausgeblasenen Eierschalen und weißen Kreuzchen aus Holz. Dieser Strauß wird auf einen geraden, schlanken Stab gesteckt, und das ist nun der Schwarz-

wälder „Palmen“. Ist derselbe geweiht, so wird er vor dem Hause auf einen Baum gesteckt; denn vor dem Abende des Charstags darf er nicht unter Dach gebracht werden, sonst verliert er seine Kraft und Weihe. Hat er aber seinen Einzug in das Haus gehalten, so wird der bisher sorgfältig aufbewahrte Palmen des letzten Jahres säuberlich auf dem Herde verbrannt, d. h. da, wo es eben noch strenge nach alter Vätersitte hergeht. Daß aber allüberall mit diesem Palmen noch frommer Aberglauben getrieben wird, ist wohl männiglich bekannt. Man gibt dem Vieh davon zu fressen; steckt Zweiglein davon in die verschiedenen Theile des Hauses als Schutz- und Truzmittel gegen böse Einflüsse, verbrennt bei

einem Gewitter als Mittel gegen Blitzschlag etwas vom Palmen auf dem Herde u. s. w.

Doch wir kommen ja ganz vom Wege ab und müssen wieder nach dem jungen Tannenbauer schauen. Nun, der junge Tannenbauer saß in seiner Werkstatt und stellte den Palmen zusammen. Er hatte ihn gestern schon machen wollen, und der Knecht hatte rechtzeitig alles Material dazu besorgt; aber vor lauter Träumen und nach Osten gucken war er am Feierabend nicht dazu gekommen. Doch ein Palmsonntag ohne Palmen? — Das wäre der frommen, noch

sehr am Alten hängenden Mutter ein Greuel und etwas Unfassbares gewesen. Nun, wenn der junge Tannenbauer wollte, hatte er flinke Hände; freilich hätten sie noch flinker sein müssen, um der kurzen Zeit zu genügen.

Aber fertig wurde der versäumte Palmen doch. Nun galt es noch, eiligt in die bereit liegenden Sonntagskleider zu fahren, und dann stürmte der junge Tannenbauer davon, ohne noch lange auf die besorgten Worte der Mutter zu hören. Er hoffte noch rechtzeitig vor der Kirche, wo die Palmen vor dem Zusammenläu-

ten geweiht wurden, anzukommen. Auf dem hohen Schwarzwalde und abseits des Verkehrs weiß man von pünktlicher Post- und Bahnzeit auf den einzelnen Gehöften und in den kleineren Dörfern wenig; wohl aber gehen da die Uhren meistens eine gute Elle vor. Auf den Umstand nun, die Uhr in der Wohnstube des Tannenbauernhofes möchte viel vorgehen, setzte der gute Träumer Franz seine Hoffnung. Allein da er etwa zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatte und — auf kürzestem Wege aus einer Einbuchtung der Bergwand wieder hervorsteuend — das Kirchdorf von Neuem zu Gesicht bekam, schallte feierlich harmonisches Glockengeläute durch den stillen Sonntagsmorgen zu ihm herauf. Zu spät!



Denn gerade kam des Doppelbauern stattliches Töchterlein daher.

Bergebens alle Eile! — Nun war es aber mit der träumerischen Ruhe ganz zu Ende, und die derbe Schwarzwälder Bauernnatur regte sich in Franz. In jäh ausbrechendem Zorne warf er sein Kunstwerk auf die Erde und knirschte: „Wenn numme ne Millionedunnderwetter dä verfluecht Palme verschlage thät!“ — Aber damit war nicht geholfen, und zu spät blieb zu spät. Trübselig setzte sich Franz auf einen Stein, schaute hinüber nach der Kirche, wo nun die versammelte Gemeinde nach geschehener Palmweihe andächtig dem Gottesdienste beiwohnte, und sann und sann. Was er wohl sann? — Bald trübe, bald heiter zog es über sein frisch, hübsches Gesicht, und er schreckte aus seinem Sinnen erst auf, als er sah, wie drüben im Dorfe die Andächtigen in hellen Schaaren aus der Kirche strömten. Da nahm er den so unsanft behandelten Palmen wieder an sich und krochelte, als er den richtigen Zeitpunkt gekommen erachtete, den Gang wieder hinauf, um auf den Weg zu kommen, den die Kirchgänger aus der Gegend des Tannenbauernhofes zu gehen pflegten. Franz gedachte ungesehen auf den Weg zu treten und ohne alles Aufsehen heimzukommen, so thugend, als sei der Palmen geweiht, nur um die Mutter nicht zu beunruhigen. Wie er aber aus dem Gebüsch auf den Fahrweg hinausschritt, gerieth er in die größte Verlegenheit; denn gerade kam um die Biegung des Weges — nur wenige Schritte von ihm entfernt — des Dobelbauern statliches Töchterlein, das hübsche Liseli, daher. Das Blut schoß dem Ueberraschten in's Gesicht, nicht allein deßhalb, weil er auf fragwürdigen Pfaden ertappt worden war. Der geneigte Leser merkt jetzt vielleicht, warum der Franz am frühen Morgen schon so träumerisch nach des Dobelbauern großem Strohdach geschaut hat.

Jetzt aber wünschte der junge Tannenbauer in seiner großen Bestürzung doch das schöne Mädchen, das die Kirche etwas früher verlassen hatte, zehn Stunden weit hinter den Mond. Das Liseli aber, das auch ein wenig roth geworden war und dessen klare Neuglein durchaus nicht feindselig nach dem Tannenbauer schauten, sagte lachend: „Lueg au! Eineweg guete Morge, Franz! Wo kunnst ou Du her? Bi der Kirche han i Di doch it a'sehne mit Dim schöne Palme.“ — „It!“ that möglichst unschuldig der Ertappte. „I wir aber halt doch wohl dort gsi si. Du häsch mi numme am End it welle sehne. Wirsch scho öbbis besser's z'luega ha.“ — „Weinsch?“ neckte Liseli, dem wieder eine flüchtige Röthe über

das herzige Gesicht zog. „'s ka si, un 's ka au nit si. Aber sag, Du häsch wohl Din Palme b'hunders weihe lo, weil er gar so schön bunde isch?“

„Wa häsch au numme allewiltig mit mim Palme? Hätsch Du ne vielleicht schöner ferig brocht? — Derno kumm i 's nächst Johr zu Dir derwege.“ Damit lenkte der Tannenbauer die Rede ab von dem gefährlichen Thema. Die Beiden plauderten von dem und jenem, und das lebhafteste Liseli wußte den Träumer vom Tannenbauernhofe schon zum Schwätzen und Lachen zu bringen; der Tannenbauernhof lag vor ihnen, ehe sie nur daran dachten. — —

Ehe nun der Tannenbauer in das Haus trat, war er so ruchlos, den ungeweihten Palmen feierlich auf den ehrwürdigen Birnbaum zu stecken, wo derselbe bis zum Charfsamstagabend blieb. Dann aber nahm ihn Franz herunter und trieb seine Ruchlosigkeit weiter, indem er den ungeweihten Palmen auf die Bühne steckte, damit er nach dem Glauben der guten arglosen Mutter das Haus während eines ganzen Jahres bewahre vor Blitz, Feuer und allem Unglück. Die alte Tannenbäuerin aber verbrannte den Palmen des letzten Jahres im Feuer des Küchenherdes, sorglich darauf achtend, daß nichts auf den Boden falle und am Ende verunehrt werde. — — —

Wochen gingen dahin, Wochen, während deren des jungen Tannenbauern Blicke gar manchmal träumerisch auf des Dobelbauern riesigem Strohdache geruht hatten, — und blüthenschwer lag ein feuchtwarmer Mai über den dunkeln Schwarzwald hingebreitet. Besonders heute war die schwüle Maiwärme förmlich drückend gewesen, und als die Sonne zur Ruhe ging, hatten sich einige verdächtige Wolken vor ihr rothglühendes Antlitz geschoben. Nun lastete eine finstere, wetterschwangere Nacht über Berg und Thal. Dunkel lagen alle die zerstreuten Höfe, — da suchte es im fernen Westen feurig durch die Wolken. Das erste Frühlingsgewitter zog heran. Bald machte sich auch ein dumpfes Grollen in den Lüften bemerklich, und als das Wetter näher kam, da zeigte sich in allen Höfen Licht; denn bei einem Gewitter kriecht alles aus den Federn und versammelt sich nach altem frommem Brauche in der Bohnstube zum Gebete, um des Allmächtigen Schutz vor Wettererschlag zu ersehen.

So geschah denn auch im Tannenbauernhofe. Die alte Bäuerin holte ein altes, dickes Gebetbuch vom Schafte (Wandbrett) herunter, setzte eine sehr primitive Brille auf die Nase und las

andächtig das St. Johannisevangelium vor, das dem Volke ein besonderes kräftiges Schutzgebet gegen Gewitterschaden ist. Unterdessen waren Blitz und Donner immer näher gekommen und heftiger geworden, und der Regen begann zu strömen. Da nahm der junge Tannenbauer eine brennende Laterne zur Hand, um im Stalle nach dem Rechten zu sehen. Wie er nun aber wieder in das Haus trat und in die erleuchtete Küche schaute voll böser Ahnung, sah er seine alte

Mutter mit dem ungeweihten Palmen in der Hand vor dem Herde stehen, in welchem die Magd ein Feuer angezündet hatte. Und als in diesem Augenblicke ein Blitz und Donnerschlag erfolgte, als sollte ein Stück Welt untergehen, sagte die alte Bäuerin fromm, mit den Uebrigen sich bekreuzend: „Heiß üs Gott, un verzeih' üs Gott üsi Sünde! 's git ne Schlag!“ Dann warf sie einige Theilchen des Palmens in das Feuer und sprach dazu: „In Gott's Name! Der Sege, wo über dä Palme isch gä worde, wird scho helfe.“ — Diesen Segen aber kannte der junge Tannenbauer am besten; denn er hatte ihn ja selbst gesprochen. So fuhr ihm denn ob der ahnungslosen Mutter Worten ein jähes Entsetzen den Rücken hinauf, und mit dem Ausrufe: „Sell wird um's Gottes Wille nüt si!“ rannte er zum Hause hinaus, um unter den weit vorspringenden Vordache in Angst und Gewissensbissen des völligen Vorüberganges des schweren Wetters zu harren. Zum Glück fuhr kein rächender Blitz hernieder; der Donner wurde schwächer und rollte fern und ferner, und als die Wolken nur noch den milden befruchtenden Maienregen hernieder sandten, schlich Franz trübfinnig in seine Kammer, wo er in bösen Träumen dem Morgen entgegen schlummerte. Nach dem Frühstücke aber — die liebe Sonne lachte ob der Frühlingspracht des herrlichen Schwarzwaldes — strich der Tannenbauer unter dem Vorwande, er werde mal nach-

sehen, ob der starke Regen die Kartoffeläcker nicht geschwemmt habe, mit der Haxe auf der Schulter in düsterem Sinnen auf das Feld hinaus, ziellos. — Da schlug plötzlich eine frische Mädchenstimme an sein Ohr: „Guete Morge, Franz! Wotsch üs goh bisueche? — Ober suechsch Negebogeschüsfil, daß d'so in de Bode ineluegisch? Wa fehlt der?“

Verdutzt schaute der Tannenbauer auf. Siehe, da stand des Döbelbauern lenzfrisches Töchterlein vor dem Ueberraschten; — in seinem Brüten und Sinnen war der Tannenbauer, vielleicht auch unbewußt dem Zuge des Herzens folgend, über die Grenzen seines Eigenthums hinausgerathen und hineingekommen in das Hofgebiet des Döbelbauern. Ein guter Geist hatte seine Schritte gelenkt. Das Mädchen merkte, daß dem Tannenbauer etwas Schweres drücke, und Franzens rathloses, von einem bösen Gewissen gepeinigtes Inneres schrie nach Rath und Hilfe. Kurz und gut, nicht lange ging es, so wußte das kluge Biseli des Tannenbauern ganze Schuld und Pein, wußte die Geschichte von dem ungeweihten Palmen und dem Segen, den Franz darüber gesprochen. Und da konnte das Biseli nicht anders, es mußte lachen, lachen, daß ihm die hellen

Thränen über die frischen, runden Bäcklein liefen. Und das Lachen klang so silberhell und ansteckend, daß endlich sogar der Tannenbauer lachen mußte, trotz seines Jammers. Endlich sagte das Mädchen: „Du bisch doch e rechte Göß, Franz, un i sot Dir eigetli it helfe, für sell, weil Du mi am Palmesunntig au so für Nare g'ha häsch mit Dim Palme, als sig er g'weiht. — Aber lueg, Di Mütterli duret mi, un do isch mir's grad ebe ig'falle, daß mir — 's isch eigetli ne Schand — üse alte Palme no it verbrannt hän. Dä kasch Du ha. Besser ne alte g'weihte Palme, als ne neue ug'weihte mit soneme Sege, wie Du en drüber g'machet häsch.“ „Biseli, das hät



Nun wurde Herz um Herz getauscht.

Dir üfer Hergott selber igä," rief Franz freudig aus. „Aber," meinte er kleinlaut weiter, „i ka doch der Palme it am helle Tag hole?!"

„Sell bruchsch jo au it," tröstete das Mädchen. „Güt z'Nacht um Schlofeszit holsch üse alte Palme un bringsch eue ug'weichte mit, daß i ne ka verbrenne, als sig's use alte."

Das schien dem jungen Tannenbauer gar sehr einzuleuchten, und mit einemale sah sein frisches Gesicht förmlich lech und unternehmend aus. „Du häsch Recht, Biseli," sagte er. „Aber wie mueß i's mache? Mueß i Dir a Dim Fenschter klopfen?" Und verzehrend hing sein Blick an Biselis in holder Verlegenheit erglühendem Antlitz. In reizender Verwirrung zu Boden blickend, wehrte das Mädchen mit leiser Stimme ab: „Was denksch au, Franz? Was thäte au d'Güt sage! Weisch, i' leg Dir z'Nacht de Palme unter das Bänkli vor üsere Hausthüre un dort holsch e un lossisch Din Palme derschür do."

„Sell isch nüt," sagte Franz eifrig, dessen Schüchternheit mit einemale ganz geschwunden war. „Af's mol findet eue Knecht, wenn er morge früehi uffschtoht, dä Palme, und berno git's ne G'schwäg. Wenn Du mir Din Palme it wotsch ufem Fenschter länge un min ine näh, so isch's am beschte, mir loss'e's ganz si, kumm, was mag." Und dabei that der heimlich siegesbewußte Schelm, als wäre er todtbetrübt. Das that dem Mädchen, dem der Bursche ja auch schon lange gar nicht uneben erschien, leid, und so bekam der schlaue Franz dann auch nach einigem Zögern die Erlaubniß, die beiden Palmen in stiller Maiennacht am Kammerfenster von des Dobelbauern schönem Töchterlein umzutauschen.

Wie geplant, so geschehen! — Niemand als die verschwiegenen Sternlein merkte etwas von dem vollzogenen Tausche, und nun war der junge Tannenbauer erlöst von seiner Dual und der Tannenbauernhof frei von dem unheildrohenden Fluche des ungeweihten Palmens. Aber — sonderbar! — Der neugierige Mond hat in der Folge noch manchmal belauscht, daß der Franz in verschwiegener Sommernachtsstille wieder und wieder vor Biselis Kammerfenster stand in minniglichem Küssen und Rosen; — nun wurde Herz um Herz getauscht. Und an einem schönen Herbstmorgen stand in dem Bergheimer Kirchlein der junge Tannenbauer vor dem Hochaltar und neben ihm das Biseli, beide in hochzeitlichem Schmucke, und der alte würdige Pfarrerherr des Dorfes verband die beiden leid- und seelfrischen Menschenkinder zu treuem Bunde für das ganze Leben.

Ob solchen Ereignisses war die alte Tannenbauerin eitel Freude und Wonne; aber das wußte sie nicht, was und wer eigentlich den Kuppelpelz bei der ganzen Herzensgeschichte verdient hätte. Und sie erfuhr es auch noch eine gute Weile nicht, sintemalen der Tannenbauer sein junges Weib flehentlich gebeten hatte, das böse Geheimniß von dem ungeweihten Palmen ja nicht zu verrathen. Die junge Frau schwieg denn auch bis zum — ersten Gewitter des nächsten Jahres; der Tannenhofbauer war schon in aller Morgenfrühe zum Viehmarkt in den nächsten Marktflecken gegangen.

Als nun das Gewitter gegen Mittag hereinbrach, that die alte Bäuerin wieder nach altgewohntem Brauche mit frommem Ernst. Und auf einmal begann die junge Frau darob zu lachen; sie konnte nicht anders. Vorwurfsvoll blickte die alte Bäuerin ihre Schwiegertochter an und stellte sie ob ihrer unzeitigen Heiterkeit zur Rede. Da war's mit dem Geheimniß vorbei, und unter Blitz und Donner vernahm die alte Bäuerin die Geschichte des ungeweihten Palmens. Die alte Frau hatte darob einen solchen Schreck, daß ihr die Kniee wankten; — sie mußte sich setzen. Und da jammerte sie denn: „Wie ka au ne Mensch so lichtsinig un gottvergesse si? — Un no derzue mi eige Fleisch un Bluet! Aber er soll numme heiko, der Franz! Uese Hergott soll em verzeihe! Mir müen ufem Hergott no dankbar si, daß er's Uglück vo ufem Huus fern g'halte hät. Kumm, Biseli, mir wän bete." — Und die beiden Frauen beteten andächtig neben ihrer Küchenarbeit her, und das Gewitter ging ohne Schaden vorüber.

Als aber der Tannenbauer heimkam, tischte ihm sein Mütterlein eine scharf gefalgene Strafpredigt über seine Gottlosigkeit und Schlechtigkeit auf, so daß er starr und stumm stand vor Entsetzen. Aber gegen das Ende wurde die Strafpredigt milder und milder, und endlich schloß die Mutter: „Hörsch, Franz, Bueß mueßsch thue uf jede Fall. Uese Hergott häsch schwer bileidigt un de heilig Florian mit. Folg mer un schtift in üsi Kilche ne schön Bild vom Sankt Florian." — Nun, dazu ließ sich der Tannenbauer gerne bewegen, schon der lieben Mutter wegen und weil er selbst ein frommer Mann war. Außerdem konnte er sich ein solch frommes Werk auch wohl erlauben; er hatte es ja dazu. Und so haben denn die fremden Besucher des Bergheimer Kirchleins Gelegenheit, in dem einfachen Gotteshause die farbenreiche Statue St. Florians zu bewundern.

Und wenn sie den Helden unserer schlichten Erzählung selbst schauen wollen, so mögen sie getrost im Tannenbauernhof vorsprechen. Altdeutsche Gastfreundschaft wohnt dort noch unter dem riesigen Strohdache, und sie werden sich überzeugen, daß der ungeweihte Palmen des Tannenbauern eine wahrhaft glückliche Ehe gestiftet hat. Die alte Tannenbäuerin aber können sie bewundern in ihrem wichtigen Amte als Großmutter einer zahlreichen Enkelchaar.

An der Grenze.

Erzählung vom Kammere der Vogesen von Eugen Ehretsmann.

Auf dem Friedhof eines freundlichen Vogesendorfes liegt im Schatten hoher Tannen einsam und abseits von den Hügelreihen ein Grab, das meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Frisch mit Blumen geschmückt und auch sonst wohl gepflegt, machte es auf mich den Eindruck, als ruhe in seinem stillen Frieden ein liebes Wesen, dem ein dankbares Andenken bewahrt bleibt. Auf dem Grabstein las ich sinnend den Namen einer Frau, die, aus einer norddeutschen Stadt stammend, hier im weltentlegenen Thale im 73. Jahre zur Himmelsruhe einging. Wie kam sie in das Dorf? Wie hatte das Leben mit seinen Launen ihr mitgespielt, daß sie, die einst der Duft nordischer Heideblumen in der Jugend umfing, hier unter einer Vogesentanne den langen Schlaf schläft? Meine Nachforschungen ergaben den Stoff zu folgender Erzählung.

I.

Ueber dem tiefverschneiten Wasgau lag diesseits des Kammes die Abenddämmerung. Die kalte Sonne war eben hinter den Bergen verschwunden und warf den letzten Schein auf die höchsten Gipfel, hier zum Abschied grüßend, auf der andern Seite gefühllos blutige Fluren noch beleuchtend, ehe sie vollends versank. Denn man schrieb den 16. Januar 1871. Kein Laut war hörbar. Eine eisige Ruhe lag über die Tannenwälder ausgebreitet, und tief neigten sich die Aeste unter der schweren Last. Durch den Schnee, der die Paßstraße mehr wie fußhoch bedeckte, arbeitete sich mühsam der alte Medard, der Knecht aus dem vor dem Bergkamme gelegenen Waldwirthshause. Sein Herr hatte ihn am Morgen früh hinunter ins Thal geschickt, um Nachrichten über den Feind zu erhalten, der Tags zuvor sich darin gezeigt haben sollte. Vater Grenet war oben immer im Ungewissen. Vom wirklichen Laufe der Ereignisse erfuhr er in seiner

Einsamkeit so gut wie gar nichts. An die Siege, von denen durchziehende Scharen von Francireurs tagaus, tagein zu erzählen wußten, um dem Wirth guten Muth beizubringen und mit ihm auf das Wohl des Vaterlandes manches Glas zu leeren, glaubte er längst nicht mehr. Reguläre französische Truppen hatte er noch keine gesehen, und aus dem Gebahren und unsteten Wesen jener zum Theil rohen Gesellen, die kein Ziel und keine rechten Führer hatten und derer er schon längst überdrüssig war, zog er den Schluß, daß es mit Frankreichs Sache nicht zum Besten bestellt sein müsse.

Medard hatte im Thal deutsche Soldaten gesehen. Der Wirth zur Linde im Dorfe hatte ihm auch, als er sein Schöppchen trank, genug erzählt. Da war nicht viel Gutes mehr zu hoffen. Er hatte auch in Erfahrung gebracht, daß wohl noch in der Nacht, spätestens in den ersten Morgenstunden Streifpatrouillen die Pässe abzusuchen hätten, um nach Francireurs zu fahnden, den Scharen Kellers, die, in kleinen Abtheilungen bald da, bald dort auftauchend, der Verbindung der deutschen Truppen diesseits und jenseits der Vogesen so viel schaden.

Seinen Brodherrn galt es zu warnen, hatte ihm der Lindewirth doch auch gesagt, daß unbarmherzig mit denen verfahren würde, die den Francireurs Schutz und Unterstützung angebeihen ließen.

Endlich hatte Medard das Haus erreicht. Die Nacht war vollends hereingebrochen. Ihr Dunkel umhüllte Weg und Steg, und leichteren Herzens begrüßte er den Lichtschein, der aus den Fenstern ihm zuschimmerte.

Stimmengewirr lönte ihm entgegen. Die kleine Gaststube war dicht mit allerhand Gestalten angefüllt in den verschiedensten Uniformen und meist verwahrloster Alltagskleidung, Gestalten, die mehr den Eindruck machten, als gingen sie auf eigene Faust auf Abenteuer aus. Es waren wohl Landsgenossen, die für Frankreichs Ehre und Ruhm zu sechten vorgaben, aber „Gott behüte mich vor ihnen!“ hatte Vater Grenet mehr wie einmal ausgerufen. Schon zu allen Nachtstunden hatten sie ihn herausgepoltert. Was hatte er den durchstreifenden Schaaren nicht schon alles hergegeben! Anfangs aus Liebe zu seinem unglücklichen Vaterlande, dann, als er immer größere Opfer bringen sollte, nur noch gegen die Drohung, sie würden ihm das Haus über dem Kopfe zusammenbrennen. Der Verkehr über die Bergstraße war der Unsicherheit wegen äußerst

gering, die Einnahmen schon lange spärlich. Was er aber aufreiben konnte, hatte er den hungrigen Gefellen vorgefetzt.

Erleichtert athmete der Wirth auf, als Medard die Stube betrat. „Nun, was für Nachrichten bringst Du?“ fragte er den Knecht. „Wir werden den Feind wohl bei Tagesanbruch zu sehen bekommen,“ antwortete dieser, „denn unten hat er die Dörfer besetzt und will über die Vogesen marschieren.“

„Ihr hört's, Leute,“ sagte Vater Grenet zu den Franc tireurs, „seid auf Eurer Hut!“

„Da herüber sollen sie nicht kommen,“ rief der Anführer der kleinen Truppe, „wir wollen sie schon empfangen, wie es ihnen gehört, und die Preußenschädel mögen dann versuchen, wie es sich im Vogesenschnee schläft!“

Auf den Rath einiger der Gefellen beschloffen sie — es mochten etwa 15 an der Zahl sein —, bis zu den nächsten Häusern auf der andern Seite des Rammes zu gehen, um mit den dort Lagernden zu berathen.

Der Letzte war eben in der kalten Nacht verschwunden. Ueber den wie Schatten dahinschleichenden Franc tireurs zitterte das ferne Licht der Sterne. Die schwindende Mondichel gab keinen Schein, nur der weiße Schnee leuchtete auf der einsamen Höhe. — — —

Der Wirth fand es nicht für rathsam, daß beide, er und der Knecht, sich zur Ruhe begeben sollten. Abwechselnd wachten sie. In einem Zimmer des obern Raumes schliefen die Tochter Grenets und seine Enkelin. Vor wenigen Tagen hatten sie sich in das stille Heim an der Bergstraße heraufgeschlüchtet, wo sie der zurückgebliebene Vater in besserem Schutze wußte. Sie hatten dem Großvater die Nachricht gebracht, daß von Norden her eine deutsche Armee nahe, jedenfalls um den gegen Bourbakis Truppen Kämpfenden zu Hilfe zu kommen.

Raum graute der Tag, als durch den leichten Morgennebel drei Ulanen geritten kamen. Medard stand vor der Thür. „Sind Franc tireurs im Hause?“ fragte ihn der Erste, die Pistole vor sich haltend. „Nein,“ antwortete der Knecht, „nur der Herr, seine Tochter und ihr Mädchen.“ „Waren gestern hier?“ forschte er weiter. „Sagt die Wahrheit, Mann, es könnte sonst Euer schwerer Schaden sein!“ An der Kette zog wüthend der Hund. Auf seinen Lärm trat Vater Grenet aus der Thür. „Waren gestern Franc tireurs hier?“ fragte der Ulan noch einmal. Grenet antwortete, die Situation überlegend:

„Eine Schar von etwa 15 Mann kam gestern hier durch und wird wohl nicht weit von da sein. In meinem Hause sind keine.“ „Wir müssen doch das Haus durchsuchen,“ sagte der Ulan zu seinem Begleiter, und gab dem dritten Mann Befehl, an der Strafe Posten zu stehen.

Es war kein geringer Schreck für Mutter und Tochter, als die feindlichen Soldaten das Haus nach allen Richtungen hin durchstöberten. Martha, ein Mädchen von etwa 15 Jahren, schmiegte sich ängstlich an die Mutter. Sie ahnten beide nichts Gutes. Die Ulanen fanden aber nichts Verdächtiges. Dennoch aber hielten sie es für gerathen, den Wirth bis auf Weiteres in seinem Hause gefangen zu halten.

Unter dessen war eine Kolonne deutscher Infanterie die Thalenge heraufgekommen. An ihrer Spitze schritt ein junger Offizier. Ein Ulan erstattete ihm Meldung. Vorsichtig ließ er an der Wegbiegung, wo links aufwärts an Tannenwäldungen entlang sich Bergwiesen ausbreiten, einen Theil seiner Leute in Schützenlinie aufmarschieren. Es war ein beschwerliches Aufsteigen dem Ramme zu. Eine Ferne kam bald in Sicht.

Doch was war das? Plötzlich knallte Schuß auf Schuß. Die Deutschen sahen sich hoch im Gebirge zwei Verschanzungen gegenüber, die dem Feinde gute Deckung gaben, ihnen aber verhängnißvoll werden konnten. Die schnell nachrückende Verstärkung suchte unter unsäglicher Mühe durch den Wald zu bringen, um den Franc tireurs in die Flanken zu fallen, während die erste Truppe am Walbrand und auf der Strafe unaufhaltsam vordrang, ungeachtet der französischen Geschosse, die sie umflogen. Schon lagen vier Mann verwundet im Schnee. Doch immer weiter ging's der Höhe zu. Da streckte ein Schuß auch den Offizier nieder. Plötzlich sahen sich die Franc tireurs von vorn, rechts und links im Feuer. Von allen Seiten her arbeiteten sich die Deutschen aufwärts durch den Schnee, und nach kurzer Zeit war der Feind aus seiner Stellung vertrieben. Sinen Toien ließ er zurück. Die Fliehenden wurden bis über die Häuser auf der andern Rammseite hinaus verfolgt.

Der schwerverwundete Offizier wurde in das Haus Grenet getragen. Die übrigen Verwundeten konnten auf schnell angefertigten Bahren mit hinunter in's Thal genommen werden.

Noch immer folgten kleine Truppenabtheilungen. Sie sollten sich jenseits des Rammes

mit den Andern vereinigen und dann südwärts rücken. — —

Ruhe und tiefer Frieden hüllten wieder die Berglandschaft ein, und nur der zerstampfte Schnee und Blutspuren erinnerten an den Kampf. — — —

II.

Im Baldwirthshause lag in wohlburchwärmtem Zimmer Max Olburg, der Offizier, in noch bewußtlosem Zustande. Eine feindliche Kugel hatte ihm die rechte Wange durchbohrt

und war zum Nacken hinausgefahren. Die Verwundung war schrecklich, doch nach Aussage des Feldarztes zur Stunde nicht lebensgefährlich. Für die ersten Tage war an einen Transport hinunter in das nächste Dorf nicht zu denken. Vater Grenet hatte angesichts des in Gefahr schwebenden jungen Lebens nur menschliches

Empfinden. Den zum Schutze des

Offiziers zurückgebliebenen Soldaten war eingeschärft worden, sich in jeder Weise behilflich zu zeigen. Die Familie war keinerlei weiteren Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Eine Truppe hielt vorläufig noch die Häuser über dem Ramme besetzt.

Marthas Mutter wich den Deutschen aus, wo sie konnte, wenn sie auch der Pflicht zu helfen, wo es immer möglich war, sich nicht entzog. Ihre oft rothgeweinten Augen verrathen genugsam die innere Erregung, welche die Ereignisse, dann die Unjeweisheit über das Schicksal ihres Mannes hervorriefen.

Martha war überall die liebe Seele, hilfreich und gut. Zimmer und immer erkundigte sie sich nach dem Befinden des Schwerverwundeten, den

sie oft heimlich und voll kindlichen Mitleids betrachtete. Ein glückliches Lächeln flog über ihr freundliches Gesicht, als sie hörte, daß jede Gefahr vorüber war.

Auf einem Wagen, den Medard weich mit Stroh und Heu ausgefattet hatte, geleiteten die Soldaten ihren Führer hinunter in's Thal. Dankbar reichte dieser vor der Abfahrt dem Mädchen die Hand, ein Augenblick, der Martha unvergeßlich blieb. Lange schaute sie dem Wagen nach. — — —

Droben im Hause an der Paßstraße war es

wieder stiller geworden. Das Thal war noch mit Truppen besetzt. Tagtäglich kamen noch Streifzüge über das Gebirge. Vater Grenet wunderte sich Anfangs nicht wenig darüber, daß die Kolonnenführer bei ihm wohl diese oder jene Erkundigung einzogen, ihn und sein Haus aber sonst in Ruhe ließen. Bald aber gab ihm einer derselben eine schriftliche

Ordre, wonach

sein Haus wegen hervorragend sorgfamer Pflege eines verwundeten deutschen Offiziers mit Requisitionen und Einquartierungen zu verschonen sei. Da gedachten doch alle dankbar des feindlichen Offiziers. Denn was hätten die schweren Zeiten nicht alles über sie bringen können!

Mehrere Tage waren schon vergangen, ohne daß sich weitere Truppen gezeigt hätten. Die Franc tireurs ließen sich nicht mehr blicken. Ein Melkernknecht, der nach der nahen, im Winter verlassenen Ferme sehen mußte, erzählte von einem blutigen Zusammenstoß, den sie über dem Ramme mit Preußen hatten.

Voll schwerer Gedanken stand an demselben Abend Vater Grenet vor seinem Hause. Hehre Ruhe breitete sich aus über die dunkelnden Höhen,



Der schwerverwundete Offizier wurde in das Haus Grenet getragen.

die in ihrem winterlichen Kleide da lagen, als hätten sie nie etwas Anderes als den stillsten Frieden gesehen. Dampf zitterte es durch die Luft wie fernes Donnerrollen. Man kämpfte noch heiß um Belfort. So spärlich auch die Nachrichten zu ihm heraufkamen, er wußte genug, um einzusehen, daß das Kriegsunglück mit eisernen Banden unbarmherzig sein armes Vaterland umschlungen hielt. Ob noch ein gütiges Geschick oder eine starke Hand den Todesstoß von ihm abwenden könnten? — Der Sturm pfliff jetzt durch die schneebedadenen Tannenzweige, aber sein Lied war keine Antwort auf die bange Frage des Alten.

III.

Vier Jahre sind vergangen. Zeiten und Menschen sind Andere geworden, die lieben Berge aber dieselben geblieben. Grenzpfähle scheiden nun zwei gewaltige Länder. Ernst rauschen die hohen Tannen und erzählen sich von den bösen Tagen, die sie erlebt haben, von Menschenhaß und Menschenliebe.

Aber Hecken und Büsche haben jetzt ihren Frühlings Schmuck angezogen. Zarte Blättchen lugen überall neugierig in die junge, aufblühende Welt hinein. Am vielfach gewundenen, fröhlich thalabwärts plätschernden Waldbach wiegen sich wie traumverloren die langen Rätzchen der Erlen im warmen Lenzhauch und nicken ihren Genossen am grünenden Haselstrauch zu.

Die wiedergekehrten Waldsänger jubilieren zum blauen Himmel hinauf. Dotterblumen, Bergklee, Veilchen und Himmelschlüsselchen grüßen aus dem jungfrischen Grasteppich heraus, der sich an der Straße hinzieht. Vom Thalgrunde her schweben leise Morgenglockenklänge in den erwachenden Bergwald hinein.

Seltene Gedanken bewegten den Reiter in Uniform, der in gemüthlichem Tempo der Pashöhe zuritt. Tiefer Ernst und seltsame Stimmung stritten abwechselnd in seiner Brust um die Oberhand. Aus dem Waldesdunkel trat eben ein Grenzaufseher und erstattete ihm eine dienstliche Meldung. Freundlich grüßend setzte der Reiter seinen Weg fort.

Vor ihm tauchte jetzt das Dach einer kleinen Waldkapelle auf, die im Schutze mächtiger Tannen so an der Bergstraße liegt, daß man fast den Fuß auf die erste Ziegelreihe setzen kann. Am Rasen lag ein kleiner Hund. Aus der Kapelle trat eben eine schwarzgekleidete Mädchengestalt und kam hinter dem Reiter her die Straße herauf.

Mag Ulburg — denn er war es — war

vor wenigen Tagen als Grenzkontrolleur in die Gegend gekommen. In der nordischen Heimat hatte er nach seiner Genesung wieder im Zollfach gearbeitet. Da kam an ihn die Anfrage, ob er nicht in den reichsländischen Dienst eintreten wolle. Zwischen zwei Posten war ihm die Wahl freigestellt worden. Für diesen hatte er sich entschieden und zwar um so lieber, als ihm die Kenntniß der französischen Sprache hier gute Dienste leisten konnte.

Seiner betagten Mutter war der Entschluß des Sohnes recht nahe gegangen. Doch hätte sie ihm nicht widersprochen, wo es sich für ihn um eine Ehrenpflicht und die Aussicht auf eine vielleicht glänzende Laufbahn handelte. Von drei Söhnen lagen zwei in französischer Erde. Mit dem Dritten und Letzten zog die alte Wittwe in das liebliche Vogesenthal im wiedergewonnenen Elsaß. Das reiche, blühende Land gefiel ihr wohl. Die Leute kamen ihr bieder und freundlich vor, und die Sprache war ja deutsch, was sie sich nicht hätte träumen lassen. — — —

Da mußte es kommen, das Waldwirthshaus, wo er verwundet gelegen hatte, da gleich nach dieser Wegbiegung. Ja, hier lag es, einsam und still. Nun schlug der Hund an. Zimmermächtiger drangen auf den Reiter die Silber ein, welche die Erinnerung reihenweise an seinem Geiste vorüberführte. Der Frühlingsglanz wich dem Winterkleid. Haus, Hof, Straße und Wald liegen in tiefem Schnee. Seine Leute arbeiten sich beschwerlich an Weg- und Walbrand und durch den Tann aufwärts. Ein unerwarteter Angriff von den Verschanzungen aus. Dann wilder Kampf um dieselben. Der Feind flieht. Deutlich sieht Mag die bunten Uniformen und Blousen. Dann der verhängnißvolle Schuß. — Unwillkürlich greift seine Hand nach der Narbe. — —

Unter der Thür erschien der alte Medard mit seiner Zipfelmütze und dem Pfeifenstummel. Verwundert sah er zu, wie der deutsche Grenzbeamte vom Pferde stieg und auf das Haus zukam, war es doch längst kein Gasthaus mehr.

„Ist der Meister zu Hause?“ fragte er den Knecht, dessen wetterharte Züge er wiedererkannte.

„Nein, Herr, Meister Grenet ist nicht mehr hier, sondern drüben über der Grenze im nahen Dorfe,“ antwortete Medard.

„Kommt er nicht herüber?“ erkundigte sich der Kontrolleur weiter.

„Nein, Herr, schon lange nicht mehr. Ich besorge mit der Wirthschafterin das Gut, bis sich ein Käufer findet. Seit gestern sind seine

Tochter und Enkelin hier. Sie kommen von Zeit zu Zeit, um nach Allem zu sehen. Aber da ist ja Fräulein Martha."

Grüßend trat Ulburg auf das Mädchen zu. War das die kleine Martha, die ihm, dem zu Tode wurden Feind, so manchen Liebesdienst erwiesen und beim Abschied so treuherzig die Hand gedrückt hatte? Aus ihren schönen, dunkeln Augen traf ihn ein warmer, freundlicher Blick. Bewegt reichte sie ihm die Hand, als er ihr sagte, wer er wäre. Auch in ihr stiegen die Erinnerungen auf an jene Stunden des Schreckens.

Die Mutter empfing ihn freundlich, aber kühl. Ihr Angesicht zeigte deutliche Spuren von Sorgen und erlebtem Leid. Vor wenigen Wochen hatte man Marthas Vater begraben. Nach langem Siechthum, zu dem er sich den Keim in den schweren Kriegszeitern geholt hatte, war er bei Vater Grenet gestorben. Zu dem hatten sich die beiden Frauen nun ganz zurückgezogen. Noch immer hing Marthas Mutter mit großer Liebe an der heimathlichen Scholle, die Mebarths Sorge anvertraut war. Der Vater Grenet wollte sie nicht mehr betreten. Ein Abschied für immer stand bevor. Das Haus stand ja jetzt auf deutschem Boden.

Ulburg hatte verständnißvolles Empfinden für ihren Schmerz und bat sie, sich getrost an ihn zu wenden, wenn sie einer Hilfe bedürftig wäre.

Nachdenklich ritt er weiter, der Grenze zu. Es war ihm, als fühlte er noch des schönen Mädchens Hand in der seinigen. Dort lagen im Lenzesonnenlicht die Verschanzungen. Ihnen wollte er besondere Aufmerksamkeit widmen, und nun beachtete er sie kaum. Am Grenzpfahl an der Straße machte er Halt. Im Schatten einer Tanne standen auf der anderen Seite zwei französische Douaniers. Er grüßte militärisch hinüber und kehrte um.

Martha hatte dem stattlichen Reiter, als er vom Hause wegritt, nachgeschaut, bis er ihren

Augen entschwunden war. Mit unsichtbaren Fäden schlangen Dankbarkeit, gemeinsame Erinnerungen und die Liebe ein Band um zwei junge Menschenherzen.

IV.

Martha bot sich oft die Gelegenheit, den ernstesten Mann zu sehen. Das Herz pochte ihr jedesmal laut, wenn sie das Gewieher seines Pferdes hörte, noch lauter, wenn er sie grüßte und mit ihr sprach. Sie wußte, daß sie ihn lieb hatte. Was er wohl denken möchte? —

Ein Maienabend war da gekommen voll Glanz und Duft und Pracht. Das Gold der untergehenden Sonne lag über den Wipfeln der Tannen im weiten Rund. Purpurne Wolken zogen der fernen Ebene zu. Gedanken- voll schritt Martha die Straße hinauf, einen Waldblumenstrauch in der Hand haltend. Alles war still. Kein Blatt bewegte sich. Ihr Sinnen weilte bei ihm, dem Theuern. Um diese Zeit war er wohl unten bei seiner Mutter, dachte sie.



Nein Kind, nein, das darfst Du nicht thun.

Da durchzitterte sie ein freudiger Schreck. Ulburg kam von den Verschanzungen her der Straße zugeritten. Schon hatte er sie erblickt. Nun stieg er ab und trat auf sie zu.

„Fräulein Martha,“ sagte er, „wie schön, daß ich Sie treffe. Wie lange schon hätte ich gerne ein Wort zu Ihnen gesprochen. Aber ich habe nicht recht den Muth gehabt, in Ihr Haus zu treten.“

Erröthend schaute sie ihn an, und in ihrem Blick lag ein Meer von Sehnsucht und Liebe. Er ergriff ihre Hand. Sie entzog sie ihm nicht. Und nun wußte er, daß er die Frage an sie richten durfte, von deren Beantwortung seine Seelenruhe und sein Lebensglück abhingen.

„Hast Du mich lieb, Du herziges Waldkind?“ fragte er bewegt. Da schlang sie beide Arme um den Nacken des Mannes und legte selig das Haupt an seine Brust. Ueber den glücklichen Menschen sang eine Amsel ihr Abendlied. —

Dann erzählte ihm Martha, wie es ihr nun doch bange vor der Mutter und des Großvaters Entscheidung. Bald würden sie den nun deutsch gewordenen Boden verlassen, und nur schwerlich werde sie ihn, den Geliebten, wiedersehen. Aber kämpfen wollen sie treu und standhaft ausharren, bis sie die Seine wäre. Olburg war sich auch wohl bewußt, daß es ihm nicht leicht fallen würde, sie zu erringen. Aber er sprach ihr Muth zu. Treuer Liebe werde es schon gelingen, Alles zu überwinden. — —

Die Dämmerung senkte sich leise herab auf den Waldfrieden. Noch einen heißen Kuß, und Olburg ritt davon, der Grenze entlang.

V.

So viel Freude Olburgs Mutter empfand, als ihr Max von seinem Liebesglück erzählte, so viel Erbitterung und Zorn durchbebten die Mutter Marthas.

„Niemand!“ hatte sie gerufen, als ihr die Tochter ihre Liebe zu dem deutschen Grenzbeamten gestand und stehend um die mütterliche Einwilligung bat.

„Niemand! Weißt Du nicht, welches Landes Kind Du bist? Weißt Du nicht, wie dort der Steinwall Länder und Menschen trennt?“ so klang es hart aus ihrem Mund.

Schon in den nächsten Tagen verließen sie das Haus. Als Olburg mit ihr sprechen wollte, fand er nur den Knecht vor, der ihm erzählte, wie Mutter und Tochter in Eile abgereist seien und er gar nicht wisse, warum Martha auf einmal so still und traurig geworden wäre.

Auch der Großvater Grenet wollte nichts von einer solchen Verbindung wissen. Mit Fingern würde man auf ihn deuten, meinte er, und in seinen alten Tagen wolle er eine solche Schmach nicht über sich kommen lassen. — —

Monate vergingen. Der alte Medard war der Vertraute der Liebenden geworden, und manch tröstendes Wort hat er hinüber und herüber getragen.

Auf ein Nachgeben konnte Martha nicht hoffen. Großvater Grenet erwartete vielmehr, daß sie die Hand dem reichen Nachbarsohn reichen würde, der um sie warb. Er sehnte sich nach einer jungen Kraft. — —

So war der Herbst gekommen. Die letzten Säger des Waldes rüsteten sich zum Abschied. In langen Zügen flogen von Norden her die Wandervögel dem Süden zu. Gelb und roth färbten sich die Blätter an Busch und Baum

und lösten sich los, matt und weß. Lust wechselt mit Leid in der Natur wie im menschlichen Herzen.

Ueber Martha war müde Herbststimmung gekommen. Wo war ihre fröhliche Munterkeit geblieben? Wo das frische Roth ihrer Wangen? Mit beängstigender Dual sahen Mutter und Großvater die Aenderung, die mit ihr vorging. Aber in eine Heirath mit dem deutschen Beamten einwilligen? Niemals. Und dieses „Niemand“ klang durch die Seele des Mädchens wie ein Abschied für immer. — — —

Ein leichter Regen rieselte nieder. Schwär und grau hingen die Wolken über dem schweigenden Walde. Siligen Schrittes trat eine Frauengestalt über die deutsche Grenze und ging die Paßstraße hinunter dem Thale zu. Es war Martha. Niemand wußte um ihren schweren Entschluß, das Haus der Ihrigen zu verlassen, als Medard, der alte treue Medard. Kopf-schüttelnd sagte er noch zu ihr: „Aber Kind, was wird daraus werden?“ „Sei ruhig Medard,“ gab sie ihm zur Antwort, „Schlimmeres, als mir dort drüben bevorsteht, kann nicht kommen. Ich vertraue auf Gott, er wird Alles zum Besten lenken. Ich kann nicht mehr bleiben!“

Und dann schritt sie thalabwärts dem Dorfe zu, wo seine Mutter wohnte. Dem geliebten Manne war sie nicht begegnet und war froh darüber. Von ihr wußte Max immer so viel Gutes zu sagen, daß Martha wohl erwarten durfte, von ihr das eine Mal liebevoll aufgenommen zu werden. Bei ihr wollte sie Trost und Rath holen und dann fort in die Welt gehen.

Schüchtern klopfte sie an. Eine freundliche alte Dame öffnete ihr. Kaum hatte Martha gesagt, wer sie sei, als sich auch schon zwei mütterliche Arme öffneten und das Mädchen warm umfingen.

„Nein Kind, nein, das darfst Du nicht thun,“ sagte sie, als Martha ihr alles erzählt hatte. „So schwer es Dir auch fallen möge, Du darfst Deine Mutter nicht verlassen. Aber auch verzagen sollst Du nicht, wenn auch die letzte Hoffnung zu schwinden scheint. Nun bleibst Du heute bei mir. Morgen will ich selber versuchen, was ich mit meiner schwachen Kraft erreichen kann. Wie gerne möchte ich Euch zu Eurem Glück verhelfen! Denn Du bist mir lieb, als wärest Du meine Tochter. Wir wollen auf Gott vertrauen. Vielleicht wendet sich noch Alles zum Guten.“

In traulichem Gespräch ging der Abend vorüber. Längst war es still im Hause, als Max

von seinem nächtlichen Revisionsritt heimkehrte, ohne zu ahnen, daß Martha in seiner Nähe weilte.

Das Wiedersehen am andern Morgen war kein ungetriebtes, wenn auch die Liebenden sich im beruhigenden Zusammensein mit der alten Mutter glücklich fühlten.

Bald führte ein Wagen Frau Olberg und Martha der Grenze zu. Bei Medard wartete diese voll Sehnsucht auf die Rückkehr der Mutter ihres Max, die nach Bramont hinübergefahren war, um zu versuchen, ob nicht eine günstige Wendung möglich wäre.

Frau Olburg fand nur Verwirrung und Kummer vor. Das Verschwinden Marthas hatte dem Großvater und der Mutter schwere Stunden bereitet. Der alte Grenet hatte seine Härte schon bereut, dachte er doch auch daran, daß er in den bösen Kriegszeiten demselben Mann, den er jetzt zurückwies einmal dankbar war für den Schutz, den er seinem Hause hatte angebeihen lassen. Die Unterredung mit der ehrwürdigen Wittwe, die ihnen Martha wieder bringen wollte, wirkte wie Sonnenwärme auf ein Schneegefild. Das Eis schwand, das die Herzen umfängen hielt und was die alte Mutter Olburgs von der Grenze droben sagte, daß sie wohl Länder, nicht aber Menschen und Herzen zu trennen habe, bewegte den Alten in tiefinnerstem Herzen. Wie Heimweh kam es da über ihn nach seinem Hof und Gut, und gerührt reichte er Frau Olburg die Hand. Ihre Milde und Güte trug den Sieg davon.

Im Waldwirthshause gab es bald frohe Stunden. In seligem Glück hielt sich das Brautpaar umschlungen. Für den alten Grenet und auch für Marthas Mutter hatte die Grenze die trennende Bedeutung verloren.

Vom Verkauf seines Gutes auf deutschem Boden war keine Rede mehr. Die Besorgung übernahm der Großvater wieder bis zu seinem Tode. Glückliche Augenblicke waren es für ihn, wenn Martha mit ihrem Manne und dem blondlockigen Buben zu Besuch kamen. Der alte Medard war seinem Meister bald nachgefolgt.

Marthas Mutter zog zu ihren Kindern; denn die alte Frau Olburg war bald nach der Hochzeit zur ewigen Ruhe eingegangen.

Längst ist das Waldwirthshaus in andere Hände übergegangen, und über der Thür hängt wieder ein Schild. Max Olburg und seine Familie leben weit weg von ihrem Boaesenthal. Aber jedes Jahr kommen sie wieder. Und dann liegen frische Blumen und Kränze auf dem Grab der alten Mutter.

Wunderliche Grabschriften.

Auf den Dorfkirchhöfen Tirols und Steiermarks kann man mitunter recht wunderliche Grabschriften finden. Da heißt es u. a.:

Auf einem weißen Schimmel
Ritt er in den Himmel.
Zu seinem Glück
Brach er nur's Genick.

Ober:

Durch einen Sturz vom Damm
Starb Herr Anton Lamm.
Eigentlich hieß er Leim,
Allein es geht nicht wegen dem Reim.

Auf einem „Marterl“ liest man:
Hier hat eine Lawine drei Menschen und zwei
Böhmen derschlagen.

Auf dem Steine eines mit einem Eisengitter
umfaßten Doppelgrabes steht:

In diesem Grab liegt Ambros Peter.
Die Frau begrub man hier erst später.
Man hat sie neben ihm begraben, —
Wird er die ew'ge Ruh nun haben?

An dem Kreuze eines andern Grabes steht:

Hier ruht Konrad Reich
Als Leich,
Ein schlechter Tenorist,
Jedoch ein guter Christ.
Im Leben hat er nie so leicht
Wie jetzt die Höh erreicht.

Wiederum auf einem Holzkreuz ist zu lesen:

Hier ruht Andreas Krug,
Der Kinder, Weib und Zither schlug.

Die letzte Grabschrift, die sich der Kalendermann notierte, ist im Dialekte der Gegend verfaßt und — die seltsamste von allen. Sie lautet:

Hier liegen begraben,
Vom Dunder derschlagen
Drei Schaf, a Kalb und a Bua:
Herr, gib ihnen die ewig Ruah!

Die beste Sprachlehre.

Unser Mitarbeiter, der beliebte Erzähler Rosegger, fuhr einst durch Böhmen nach Deutschland, wo er so viele Leser und Freunde zählt. Unterwegs richtete er in deutscher Sprache eine Bitte an den Schaffner. Meister Wenzel brummte ein tschechisches Kanitverstan. Jetzt zeigte Rosegger ein Geldstück und — o Pfingstwunder! — sofort konnte Tibuffas treuer Sohn in Schillers schöner Sprache höflichst Bescheid geben.

Was ein badischer Kanonier erzählt.



m Kreise von Freunden, die unter dem Namen „Besegesellschaft“ ihr Lokal im goldenen Reichsadler, dem ersten Gasthof einer mittelgroßen Amtstadt, bis vor kurzem noch hatten, war vom Vorstand der Gesellschaft —

„Renovator“

nannten sie ihn, eine Geschichte aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts: „Der Gevatter Rantenwirth von Grözingen“ aus einem Manuscript zum Vortrag gebracht worden.

Sie waren sodann des Weiteren noch auf jene Zeiten zu sprechen gekommen: wie traurig und zerfahren die politischen Zustände und mithin auch die Verfassung des deutschen Reiches gewesen, die es dem anmaßlichen Nachbar möglich gemacht, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Brandfackel völkerrechtswidriger Kriegs- und Raubzüge in die vaterländischen Gauen hinein zu tragen; und dies führte wie von selbst zum Vergleich von damals und jetzt.

„Wo hätten wir gedacht, Herr Apotheker,“ bemerkte der Renovator, „als wir — in vor-märzlicher Zeit — Abends oft auf der hölzernen Empore des Grünen Hofes in Karlsruhe gesessen, daß wir's noch erleben würden, wovon wir so manchmal gesprochen und geträumt, das viel-ersehnte Kaiserreich vor unsern Augen so glorreich wieder erstehen zu sehen!“

„So wie Sie, Herr Renovator,“ versetzte ein auf Besuch anwesender Freund und Fachgenosse des Oberlehrers, „möchte auch ich sagen: wo hätt' ich mir träumen lassen, als ich noch mit meiner Schwester geruhig auf dem Wochenmarkt in Straßburg gesessen, daß ich einst mit-helfen müßte, die herrliche Stadt und Festung dem Reiche wiederum zu gewinnen; und daß der kleine Krieg, den wir Bürschlein von diesseits so oft auf dem Heimweg mit den Ragendörfler-

Buben geführt, sich noch in einen großen, allgemeinen verwandeln könnte!“

Wir, meine Schwester und ich, führte er weiter aus, wir waren in der Stadt wie daheim. Nicht nur an Markt-, auch an Sonn- und Feiertagen wandelten wir mit den Eltern oft hinüber. Denn wie die Straßburger herüber nach Kehl und Umgegend, so kam das feiernde Völklein von diesseits in die Stadt; und hatten die Landleute ihre Einkäufe und sonstigen Geschäfte besorgt, so ging's gewöhnlich in die Stadt Wien, oder wenn's zu einem Extra-Schöpplein langen wollte, in den schwarzen Bären am Austerlitzer-, oder wie es jetzt wieder heißt, Metzgerthor. Wir und unsere Eltern nahmen unsere Einkehr am liebsten bei der „Bas Bärb“ — so haben wir sie geheißt, ob und wie mit uns verwandt, hab ich nicht erfahren, auch nie darnach gefragt. Genug, sie war uns're Bas und jederzeit sehr gut mit uns.

Wenn wir Geschwister uns're Eier und Butter verkauft, und nicht selten durchnäht und durchfröstelt vom Marktplatz zu ihr kamen — immer hatte sie noch ebbes für uns im Häfel oder im Rükchekästel, — war's oft auch nur wenig — „e Möckeli regt e'n Aederli“ pflegte sie zu sagen. Und nicht selten gab sie uns noch was Aparts mit „for d'Mueber d'haim“ — ein paar Servelat, ein Stück Münsterkäs oder „e Krämle vo d'r Meß“. — Und regelmäßig holten wir Kinder auch 's Christkindel bei ihr. Sie und die Mutter hatten mehrere Jahre nebeneinander bei einer Herrschaft in der Stadt gebient; und in Ermangelung eigener Kinder betrachtete sie meine Schwester und mich fast als ihr angehörig. Ja, wär's ihr nachgegangen, längst wär' der Vater, ein unbemittelter Leineweber, mit uns hinüber in die Stadt gezogen. „Ihr verschinnen un verplogten üch Jahr us un inn, un bringe's doch ze nig — wurum? 's isch kei Handel und Kommerz drüwe, wie hüwen in userm Land,“ sagte sie oft zu uns.

Sie und ihr Mann betrieben in der Nähe des Gerberggrabens ein sog. Krämpelläble, mit M'hl, Gemüs, Meerrettig, Rienholz, Streichfeuerzeug, Käs, Schuhwichs und anderem täglichen Bedarf. Daneben vertrieb der „Bettler“ unter der Hand noch verschiedene andere Artikel. Denn nicht selten sah ich den rothen Schaföbele von Holzhausen, der mit Froschschenkeln, Krebsen und Brunnenkresse den Markt besuchte, im Lädle aus und eingehen. Aber die Päcklein, die er da abgab, enthielten, wußt' ich wohl, weder

Froschschänkel noch Brunnentresse, nein, englische Nähadeln, Cigarren, Apothekerwaaren, Frankfurter Lotteriebriese und andere Dinge, die aus Gründen offen nicht versendet zu werden pflegten. Ich sah weiter nichts Versängliches darin; kamen doch in unser Dorf und Haus häufig auch Weiber mit verdeckten Körben und boten seidene Halstücher, Zeugle und sonstige Baumwollenwaaren Mülhauser Fabrikats zu ermäßigten Preisen an.

Was sollte ich werden? Gewöhnlich heißt's auf dem Lande: Der ist der Faulst', der mag nichts schaffen, drum muß er studiren und ein Herr werden. Richtig war's, zum Feldgeschäft hatt' ich wenig Lust, noch weniger zu des Vaters Handwerk. Der Webgaden kam mir wie ein Kerker vor. Unser Lehrer aber meinte, der Bub habe einen guten Kopf, und auch unser Herr Pfarrer glaubte diese erfreuliche Entdeckung gemacht zu haben. Deshalb sprach er dem Vater zu, mich studiren zu lassen. Durch seine Bemühungen war ich in den „Prinzipis“ bald so weit geschult, daß ich im Kollége in Straßburg aufgenommen werden konnte. Das Schulgeld wollte die gute Bas Bärb vorschießen, wofür, als ich dann eingetreten, die Mutter sich durch gelegentliche Lieferungen von Eiern, Butter oder Schinken erkenntlich zu zeigen suchte.

Früh Morgens, wenn kaum ein erster Strahl der Sonne durch die weißen Nebel über den Schwarzwaldbergen zuckte, ging ich von Haus weg, im Schulränzle ein Stück geräucherten Speck, Gänsschmalz oder sonst ein beliebiger Wickel. — An schönen Frühlingstagen oder Sommertagen ein herrlicher Gang! Dagegen im Winter, wenn ein schneidiger Nord über den dampfenden Rhein hinschnaubte und die beschneiten Wege und Stege segte, da wollten selbst die zwilchenen Fausthandschuhe, mit denen mich die Mutter ausgestattet, so wenig wie des Vaters mitbekommene Pelzkappe, Finger und Ohren vor dem Erfrieren schützen. Und wenn's thaute, Glatteis auf der Straße gab — wie beneidete ich da meine Schulkameraden von Kehl, die, ihre Ränzlein auf dem Rücken, auf Schlittschuhen ihren Einzug drüben in der Stadt zu bewerkstelligen suchten.

Glücklicherweise besaß ich in Kehl einen Schulfreund, der mir, wenn sich's gerade traf, eine bequemere und schnellere Fahrgelegenheit verschaffte. Der Neffe des Posthalters war's, der gelegentlich auf dem Ordinarikarrelein, das jeden Morgen mit Briefen und Paketen abging, hinüberfuhr. Und da ließ er dann auch mich aufsitzen. Und wie prächtig, wenn wir zum

Musterkizgerthor hineinfuhren und der Postillon sein: „Denkst Du daran!“ oder „Ein Jäger aus Kurpfalz“ lustig durch die Gassen schmetterte!

Leider dauerten meine Studien nicht lange. Trotz der Kosttage bei der Bas und in einem Nachbarhause, wohin sie mich empfohlen hatte, wollte der Vater finden, der Student werde ihm in die Länge doch zu theuer kommen. Also sann er auf 'nen andern Fahrtenplan; das Schulsack, meinte er, werde mich schneller zu einem Ziele führen. Und da, im Seminar zu Ettlingen, kam mir der Schulsack, den ich mir im Kollége angeschnallt, recht gut zu statten, so daß ich nach vollendetem Kurs das Examen mit einer der besten Noten zu bestehen das Glück hatte.

Jetzt dritthalb Jahrlein Militärdienst bei der Fuß-Artillerie in Rastatt. — Zum ersten Male in Urlaub, versäumte ich natürlich nicht, auch drüben im lieben Strößburg wieder mal Besuch zu machen. „Lueg, de Schang!“ rief die Bas Bärb — sie hatte mich längere Zeit nicht mehr gesehen — ganz verwundert aus, als ich militärisch salutierend zu ihr ins Lädlein trat. „Sabberlot, was bisch for e susere Soldat — und wie g'walti häsch Di g'streckt, züder mer es 's lechtschmol g'feh' henn!“

's ist nöthig! entgegnete ich lachend, indem ich ihr die Hand gab. Man munkelt wieder mal stark vom Krieg. Wer weiß, vielleicht komm' ich gar noch einmal als Feind zu euch ins Quartier!“

„Jo, komme nurr!“ versetzte auf gut stroßburgisch ihr Mann, und strich sich lachend den schwarzen Knebelbart. „Uns isch niemes g'wache!“ — Ich glaubte es beinahe selbst auch, und mancher gute Deutsche mit mir. Wie oft hatte unser Schullehrer gesagt, der politische Barometer nicht nur Deutschlands, ganz Europas, hänge in Paris! Und alles was man sah und hörte, schien es zu bestätigen. Namentlich Straßburg hielt ich für uneinnehmbar. Ich erinnerte mich ja, was die Eltern und Großeltern aus den vorigen Kriegen von dem gewaltigen Bollwerk erzählt hatten.

Mein erster Schuldienst, hoch oben auf der Wasserscheide von Donau und Rhein, verschaffte mir dann bald Gelegenheit, auch mal 'nen Schwarzwälder Winter zu verschmecken. Die Gemeinde liegt weit, stundenweit in Zinken, Höfen und Hütten in den Thälern umher zerstreut. Und nicht selten brachte ein Vater sein Büblein auf'm Rücken Morgens im Schneegeföber daher, und lud es, krebsroth vor Frost, am heißen Ofen ab. — Desto erquicklicher, muß ich sagen, wehten

aber droben dann die staubfreien Sommerlüfte. Da war's an den Bewohnern der schwüligen Rheinebene, uns zu beneiden, um den würzigen Duft des hohen Tannengewölbes, um das Quellwasser frisch aus Granit und Gneis hervor, um uns're süße Milch aus den kühlen Brunnenhäuschen — und im Spätherbst, wenn drunten tagelang schon feuchte Nebel über der Landschaft brüteten — um den sonnigblauen Himmel, der hoch über Berg und Thal sich wölbte.

Ich benützte die erste Herbstvakanz zu einer Fahrt nach Haus; und unterwegs wollte ich Verwandte besuchen im Gutachtale. — Doch Sie entschuldigen, meine Herren, unterbrach sich lachend der Erzähler, wenn ich Sie zu ausführlich mit Dingen unterhalte, die für Sie nur wenig oder kein Interesse haben können. — Aber Jugend, Heimat und Liebe! welch' ein Zauber liegt für den Einzelnen nicht in diesen Worten — es sind leuchtende Sterne, zu welchen der Blick sich immer wieder gerne zurück wendet, wenn uns des späteren Lebens nüchterne Prosa drückt.

Als ich das schöne trauliche Thal am eilig fortwallenden Bache durchzog, glaubte ich mich wieder in die Kinderzeit versetzt, in die Tage, wo ich mit meinem Vater einmal um Ostern hierher gekommen. Wie wird das Minele Augen machen, dachte ich damals, wenn es deinen neuen Anzug mit den blank gewischsten Stiefeln sieht! Und wahrlich, der behäbigste Hanauer Bauer hätte nicht stolzer auftreten können, als ich's vor dem kleinen Bäsle und einem aleichalten Gotenkind seiner Mutter, das aus Oberwolfach ebenfalls zu Besuch gekommen, that. Wie lieb ich mich auf, als ich ihnen nach dem Essen vor dem Haus Gesellschaft leistete! Wie viel wußte ich zu erzählen von Strahburg, von der Bas Bärh und den vielen andern Merkwürdigkeiten dort. Offenburg? — weiter war's Minele und das Kläre noch nicht gekommen — wo henn se do e Münscherturm? lachte ich sie aus — un Hüser, i lueg nit, füs- sechsfach übereinand! Do solltet er emol die Låde seh', und de Brogli un de Kleberplatz! — Un was isch eurem Offenburj? — nix as fele Maa, wo d' Grumbire erfunne het! — Des Leben aber z' Stroßburj sollt' er seh! 's het eis in de Gasse nor ze thue, daß es nit umg'rennt oder überfahre wurd. Un der Staat an Herre un Ransfelle, 's isch as wenn se b'ständig Sunntaa oder Fiertaa hätte!

„Jo,“ hielt mir's Minele entgegen, „si hätte jo z' Stroßburj nit emol Holz zum ifüren und

zum boue, wenn enes üfi Flöger nit hi brächten uf de Kinzig un im Rhii, keine Chriest und keini Bieren un keini Spfel; alls kummt jo us üfem Thal.“

„Jo un au d' Forellen un de g'räuchert Speck und 's Chriestwasser. De Badder hets jo g'jait, er ischt scho albot denne g'si,“ fiel das Kläre ein.

Aber ich ließ ihnen absolut nichts gelten. Das Alles, behauptete ich, komme ja aus uns'rer Nähe; die Kirschchen kämen wagenvollweise aus dem Bühlerthal und von Oberkirch, sowie auch die Aepfel, Nüß' und Birnen; die Fisch' von Auenheim, Heu und Stroh und Speck und Eier aus unserm Ort. Am Tag vor'm Wochenmarkt in Strahburg, erzählte ich, sei Rehl mit Leiterwagen, Karren und Bernerwägelein ganz verstellt; aber alles müsse drüben an der Duan visitiert werden, ob kein Contreband drin stecke.

Aus dem kleinen Minele war seitdem eine große Helmine geworden, eine blühende Rose, die mancher junge Bursche aus dem Thal gar zu gern in seinen Garten verpflanzt hätte. Aber der, dem sie dereinst eigen werden sollte, der befand sich bereits auf dem Weg, sie wieder mal zu sehen und zu begrüßen. — Sie war das einzige Kind unserer nächsten sehr vermöglichen Blutsverwandten. Und wenn uns der Better besuchte, geschah es nie, ohne daß er den Wunsch laut werden ließ, das hübsche Vermögen möchte nicht aus der „Freundschaft“ kommen — eine Andeutung, die meine erfreuten Eltern recht wohl zu deuten wußten. Und glücklicherweise harmonirten die Reigungen und Wünsche der Jungen vollständig mit denen der Alten. Und als mich jetzt der gute Better in Scheuer und Stallung führte, um mir die Borräthe und den prächtigen Viehstand zu zeigen und er so nebenbei hinwarf: erst kürzlich habe er wieder eine Matte oder ein Stück Wald erworben, da meinte er: „Wenn's Dir nit g'fällt, Johann, bei der Schulmeisterei, so kumm und übernimm unser Guet. Denn guck, i sag d'r 's frei, es thät m'r wahrli leid, wenn i denke müßt, Alles kumm dereinst in Gänd', die's nit z'samme z'halte wüßte.“

Auch die sorgsame Bas hegte ähnliche Gedanken. Doch — war ihre Meinung — Feldgeschäfte seien eben doch mit gar zu großer Plage und Unmuß verbunden, drum möchte sie der Helmine ein ruhigeres Leben, ein behaglicheres Pläglein gönnen.

Aber, sagte ich ungeduldig, wo ist sie denn, wo bleibt sie so lange? — Auf dem Haldenacker

sei sie, sagte die Mutter. Es sollte an selbem Tag noch „abgeschnitten“ werden. Da sie im Thal verhältnismäßig wenig Früchte bauen, erklärte sie, so möchten sie das Wenige doch gut und zeitig unter Dach bringen.

Während die Bas mir noch verschiedenes von ihrer Dekonomie und Haushaltung erzählte, kam sie auf's Haus zu, die Helmine, im grohen Strohhut, eine Sichel in der Hand. Am Gartenbehag blieb sie stehen, schaute sich um, als erwarte sie Jemand, der hinter ihr herkomme.

Die Mutter öffnete das Fenster: „Helmine,“ rief sie, „guck, wer do isch?“ Sie kam herein, und ich mußte an mich halten, ihr nicht zum Willkomm um den Hals zu fallen. In ihrer leichten Sommertracht kam sie mir anmuthiger vor denn je. Wir grüßten uns, sie ihrerseits jedoch nicht so herzlich, so unbefangen wie sonst. Ich glaubte einen Zug der Verlegenheit aus ihrem ganzen Benehmen herauszufinden. Ja es schien mir fast, als vermeide sie, mit mir allein zu sein. — Als ich am nächsten Tag mich wieder verabschiedete, begleitete sie mich bis über die letzten Häuser hinaus. Aber auch da plauderte und lachte sie nicht so fröhlich wie in früheren Tagen. Doch gab sie mir's Versprechen, sie wolle nächster Tage einen Besuch bei uns daheim machen. Der Vater habe Geschäfte in Offenburg und sie wolle mit und dann zu uns; auf der Eisenbahn komme man ja leicht an einem Tag hin und her.

Ich verließ mich drauf. B'hüt di Gott, liebe Helmine, halt Wort, sprach ich ihr zu und gab ihr die Hand. Wüßi' ich sicher den Tag, ging

ich Dir entgegen. — Wir schieden. Ich schaute mich noch ein paarmal nach ihr um — aber sie schritt weiter, ohne mir Gelegenheit zu geben, ihr noch einen Gruß zu winken zu können.

Es machte mich weiter nicht unglücklich, aber im rosenfarbigsten Humor bestieg ich den Bahnzug nicht. Ich kam mir vor wie ein Beurlaubter, Ueberzähliger, ein Verabschiedeter; und doch, wie ich mich auch darüber wegsetzen wollte, in Ge-



Nach dem Essen leistete ich ihnen vor dem Hause Gesellschaft.

danken war ich immer noch im Thal, das ich mit so freudigem Erwarten betreten, so daß ich's beinahe jetzt überhörte, als der Schaffner „Appenweier, aussteigen!“ ins Coupe hineinrief. Erst als ich dann vom Bahnhof weg nach unserm zwei Stunden entfernten Dorfe zuwanderte, fand ich meinen Gleichmuth wieder. Samstag war's, die Sonne neigte sich bereits hinab zum blauen Kamme der Vogesen. Die Leute kehrten heim von ihrer Feldarbeit. Bekannte, alte Kameraden begrüßten mich. Als ich auf dem Fußweg durch die Wieser hin unserm

Haus zuschritt, erblickte ich zwei Mädchen Hand in Hand auf einem Bänklein unter einem wilden Rosenbusch sitzen. In dem einen glaubte ich meine Schwester zu erkennen. Sie war's und beide kamen mir entgegen.

„Nu, kennst denn die Mei nimm?“ fragte lebhaft meine Schwester, als ich ihrer Begleiterin in der kleidsamen Elsäßertracht nicht sogleich auch die Hand zum Willkomm bot.

Ei ja richtig! die Mei von Dammerkirch! Sie war ja noch nicht einmal aus der Schul, als ich sie bei der Bas in Straßburg zum erstenmal gesehen. Meine Schwester und sie hatten

sich seitdem schon mehrmals drüben getroffen und enge Freundschaft geschlossen.

„I hab nit nach, 'lasse,“ sagte meine Schwester, „bis sie sich resolvirt hat, uns auch hüben mal 'nen Besuch zu machen.“

„Aber nur mit dem Beding, Lies,“ erklärte das Elsäckerkind, „daß d'es nächstens weit machsch't bi üs d'haim z' Dammerkirch.“

Ich war ein wenig in Verlegenheit; das frühere Du wollte mir nicht mehr recht geläufig werden; auch sie umging's — doch die Schwester fuhr dazwischen: „Geht, macht keine Sparglemente! thut nit so schüchtern und fremd gegen einand!“ — Und nun war die frühere Vertraulichkeit wieder hergestellt.

„De kummisch grad recht, Jean,“ meinte die Schwester, „morje macht unser G'jangverein e'n Ausflug 'nüber nach d'r Winded' und i denk', m'r schließen üs an. Was meinsch?“ — Verstekt sich, daß ich mich nicht zweimal bitten ließ. Eine Zerstreung, ein frischer Luftzug kam mir jußt gelegen. Und ein herrlicher Tag ist's gewesen, einer von denen, die unauslöschlich roth in unserm Lebenskalender stehen.

Früh Morgens mit dem ersten Bahnzug ging's bis Achern, und von da zu Fuß hinein in die lieblich grünen Thäler. Durch die Ortschaften spielte un're kleine Musikbande — über uns ein Himmel, klar und durchsichtig wie die Bächlein, die aus den duftigen Bergen murmelnd uns entgegen wallten. Im Schatten eines hochgelegenen „Kästenbusches“ machten wir Halt, um unter Fröhlichkeit und Lachen den mitgenommenen Imbiß zu verzehren. Und als wir dann Paar und Paar hinaufgezogen, und uns gelagert hatten unter den Thürmen der Winded', ich an der Seite der Freundin, und wir hinüber schauten über das gesegnete Land, zu der langgestreckten Pappelreihe mit dem da und dort durchblickenden Silberband des Rheins — und wir deutlich die hohe Wand mit ihrem schlanken Thurm erblickten, der wie grüßend herüberschaut nach der Heimath seines Meisters — da tauchten manche Erinnerungen vor uns auf aus den Tagen, wo wir uns drüben im Hause der Base kennen gelernt.

Romisch genug war unser erstes Beegnen; denn ich sah fast aus wie der Selbstfüler unter den sieben Schwaben. Wir hatten Malheur gehabt, die Lies und ich. Als wir, nichts Böses ahnend, mit unserm Korb auf dem Marktplatz saßen, wurde ein Och's, den ein Händler mit anderm Schlachtvieh vorbeitrieb, plötzlich scheu und wild, riß aus, direkt unter den dichtgedrängten

Haufen Marktleute hinein. Im allgemeinen Flüchten, Stoßen und Schreien stolperte ich über unsern Eierkorb — plumps! langenswegs hinein!

Es war ein Morb'spektakel, bis das erbohte Thier wieder eingefangen und gebändigt war. — Ich heulte; es konnte mich nur wenig trösten, zu sehen, daß es andern auch nicht viel besser ergangen, der alte Bierwirth von Legelshurst im eigentlichen Sinne des Wortes Besitz vom Vorrath einer Butterhändlerin genommen, und eine Straßburger Madam, indem sie im Gedräng ihr liebes Hundl retten wollte, fatale Bekanntschaft mit einer Gelte voll frischgewässerter Stockfische gemacht hatte — nicht zu reden von dem Schaden an zertrümmertem Hafnergeschirr und einem übern Haufen gerannten Hühnergatter, dessen Inzassen nach langer wilder Jagd durch die Gassen erst wieder beigebracht werden konnten.

„Mundio Bue, wie siehst du üs!“ verwunderte sich die Bärb, zu welcher wir unsre Zuflucht genommen. „Nein, han i min Lewtaa so was g'seh! Doch schwei, des is jo nix, wer wott denn hüle! Lueg, 's Meiele lacht di üs!“ Aber es lachte nicht, das kleine Meiele; es suchte mich zu trösten und theilte willig den Apfelsuchen mit mir, den es von der Base bekommen.

Von der Winded' hatten wir den Rückweg über's Erlenbad genommen; es ging dort lustig her. Man hörte viel Stroßburger Dütsch. Im Gartensaal wurde getanzt. Auch wir mischten uns unter die Paare; und ein Stündlein flog dahin so rasch und leicht für mich am Arm der lieben Freundin. — Es ging bereits dem Abend zu. Wir brachen auf, um zeitig noch in Achern zum letzten Zug einzutreffen. Die Mei gestand mir unterwegs, daß sie nie geglaubt hätte, so vergnügt, so lustig sein zu können. Seit dem Tode ihrer guten „Mamme“ sei sie nie mehr bei der Musik gewesen, hab nie mehr getanzt; dann erzählte sie mir von der langen Krankheit der Seligen und was sie und der Bruder an ihr verloren. „Wohl isch au d'r Babbe guet, awer mit 'me Vadder kann eis doch nit alls so vom Herze weg rede, wie mit ner Mueber,“ gestand sie treuherzig in ihrem Elsäker Alemannisch. Und als wir an der bekannten Heilanstalt und ihrem stillen Garten vorüberwandelten, bemerkte sie, wie ein Gottesacker für sie jetzt mehr was anheimelndes als schauriges habe. Seit die Mutter auf dem Jhrigen daheim ruhe, könnte sie ohne Furcht die ganze Nacht auf den Gräbern verweilen. Dann sagte sie mir, obgleich sie's zu Haus nicht gar so gut hätten, so

zieh es sie halt doch immer wieder heim: „Wenn i druf bin, so kumm i m'r für aß wie en Kind, das fremdet.“

Ihre Hand ruhte bei diesen Gesprächen in der meinen, und leise wie der Abendwind, der um Laub und Gräser spielte, kam mir der Gedanke, wie schön es wäre, dem guten Mädchen eine zweite Heimath bereiten zu können. Es kränkte mich jetzt nicht mehr, von der Helmine so kühl empfangen und noch kühl verabschiedet worden zu sein.

Am Bahnhofe bei Achern trennten wir uns von einer Gesellschaft, die sich unterwegs an die unsrige angeschlossen. Meine Schwester hatte einen Freund dabei, einen jungen Kaufmann, mit ihr halb und halb verlobt. Und so kam mir's vor, als dürften wir alle einer frohen, glücklichen Zukunft entgegen sehen. Die Mei wollte des andern Tages wieder zurück. Doch wir bewogen sie zu bleiben, wenigstens bis Mittwoch oder Donnerstag; dann wollten wir sie begleiten hinüber in die Stadt.

Des andern Tages schon kam richtig, wie sie versprochen, die Helmine. Ihr Vater war in Offenburg geblieben, und mit dem letzten Zug wollten sie dann beide wieder der Heimat zu! — Jetzt war's an mir, den Kühlen und Verlegenen zu spielen, und zwar um so mehr, als ich zu bemerken glaubte, ihr Besuch gelte weniger den Eltern und der Schwester, als insbesondere mir. Und wirklich, als wir vom Mittagstisch uns erhoben, stieß sie mich an — und zog mich hinaus in den Garten. Wollte sie mir eine Erklärung geben, sich entschuldigen ihres neulichen Kaltfinns wegen? Oder hatte mein Vertrautsein mit der Mei ihre alte Liebe wieder, und darum ihre Eifersucht angefaßt? — Und in der That, kaum sah sie sich mit mir allein in der Jasminlaube so fing sie an: „Johann, nit woher, g'stand mer's numme frei — gell, de maasch mi nimme — ehrli und ufriichtig, d' Elsäfferi ischt d'r lieber, dir mehr a's Herz g'wache!“

Was fällt Dir ein Helmine, suchte ich überrascht auszuweichen; darüber hab ich mit der Mei kein Sterbenswörtlein noch verloren, noch weniger sie mit mir.

„Macht nit, 's isch unnöthig! Was brauch't's do 'ne langi Erklärung, wo d' Augen und Gedanke spreche! Lueg, i mach d'r jo kei Vorhalt derwege. De weisch, zwischen üsren Eltern isch es bisproche —.“

Nu ja, fiel ich ablenkend ein, so ein Projekt der Eltern ist's gewesen.

„Also, de verzichtest druf?“

Wenn Du willst, liebe Helmine, versetzte ich, als ich bemerkt, es mache ihr mehr Freud als Herzeleid — wir haben uns ja eigentlich zu nichts verpflichtet.

Sie fiel mir um den Hals; „Jez', Johann, han i di erscht lieb, aber nu as Fründ un Vedder. Schau, au min Holberstock blüht in 'me and're Gärtli; aber i ha 's Herz nit g'ha dir's ze sage — i ha g'föcht, es könnt di allzestark beleidige.“ — Und nun vertraute sie mir, es sei der Sohn eines Hofbauern in der Nähe von Schiltach. Ihr zu lieb habe er sich bei einem Nachbar von ihnen als Knecht verdingt, was er sonst nicht nöthig gehabt hätte. Ihr Vater wisse nichts von der Liebshaft, werde aber auch nicht dagegen sein, wenn ich bestimmt erklären wolle, ich hätte Verzicht geleistet.

Von Herzen gern, liebe Helmine, ich will Dir nicht vor Deinem Glück sein! versetzte ich freudig zustimmend, und gab ihr die Hand darauf.

„Sabberlot, wo siecht'r denn?“ rief jetzt meine Schwester und trat mit ihrer Freundin in die Laube. „Was henn er denn for Heimlichkeit? I glaub gar, er wolle de Berpruch gliich halde; do müen er doch au Zeuge ha!“ Ueberrascht, wie mit Purpur übergossen, stand die Mei, es gab ihr, wie man im Oberland zu sagen pflegt, kein Schwäg mehr. Ihr Frohsinn war dahin — der Grund war nicht schwer zu errathen, machte mich aber innerlich froh und glücklich. Denn ich glaubte, ein stillschweigendes Bekenntniß drin zu erblicken.

„Alloh kommt, de Kaffee isch fertig, d' Mueder wartet!“ kommandirte die Lies, und wir begaben uns wieder ins Haus. Aber eine freudige, unbefangene Stimmung wollte nicht mehr aufkommen, namentlich bei der guten Mei nicht. — Auch nachdem die Helmine geschieden — wir hatten sie bis zur nächsten Bahnstation begleitet — blieb sie einsilbig, in sich gekehrt. — Sie bestand darauf, morgen wieder zurück über den Rhein zu gehen.

Ich hatte keine schickliche Gelegenheit gefunden, mich gegen sie auszusprechen, auch drüben in Straßburg nicht — also wollte ich's brieflich thun; vorher aber meine Eltern mit der Sinnesänderung der Helmine bekannt machen. Freilich, es war ihnen arg, den so feinen und wie sie meinten, sicher eingefädelten Familienplan so unvermuthet durchkreuzt zu sehen. Aber was war zu machen? Sie mußten's geschehen lassen,

wunderten sich indes nur, daß ich so gleichgiltig d'rüber weg ging.

Raum wieder in mein wälderisches Hochland zurückgekehrt, griff ich zur Feder. — Liebe ist Poesie, sie dichtet, so viel ungereimtes Zeug sie manchem auch schon in die Feder diktiert haben mag. Also brachte ich's in wohlgesetzte Verse und Reime, was ich auf dem Herzen hatte. — Ungeduldig wartete ich auf Antwort. —

„Halt, Front!“ warf der Oberlehrer dazwischen. „Wer erzählt, lieber Freund, der darf das Beste nicht für sich behalten; nicht bloß die Schnur, auch die Perlen muß er zeigen. Darum bitte, ein Musterlein davon!“

Kein Perlenschmuck in künstlicher Fassung war's, versicherte der Erzähler. Nein, glauben Sie mir, geehrte Herren, ich war mir nur zu wohl bewußt, es sei nur ein unvollständiger Aus- und Abguß dessen, was ich fühlte, als ich schrieb: Wie wir Beide Hand in Hand unter Windeck's Thürmen geseßen, beseligt geschaut in's weite Land, da hätte ich gänzlich vergessen, zu fragen: ob noch frei ihr Herz sei? Und als ich dann, ihr so nah, verlebt meine wonnigsten Stunden, da hätt' ich den Muth nicht gefunden, zu sagen: Dir allein möcht ich mein Leben weih'n! O glaube mir, reimte ich begeistert weiter —

Ich denk an Dich,
Wenn dort der Tag in Gluth versinkt,
Nur eine Lerch' ihr Lied noch singt.

Ich träum' von Dir,
Wenn still des Mondes Silberlicht
Aus dunkeln Abendwolken bricht.

Ich sehe Dich,
In jeder schönen Sommernacht,
In jedes jungen Tages Pracht.

Ich grüße Dich!
Die Lüft' und Wandervögelein
Sind die beschwingten Boten mein.

Ich bin bei Dir,
Wenn in wilden Wetterstürmen,
Hoch sich droh'nde Wolken thürmen.

Ich möchte Dir
In Hoffnung, Liebe und Vertrau'n
Ein tren beschirmtes Heim erbau'n.

So ungefähr hat's gelautet, was ich eines Abends bei der Lampe mildem Schein, beim Rauschen des Baches unter meinem Fenster und dem Ticktack der mit Rosen bemalten Ruckucksuhr, die mir meine Schüler zum Namenstag verehrt, zu Papier brachte. Dann setzte ich mich an's Klavier und komponirte und phantasirte die Melodie hiezu; und nachdem ich mit Mozarts seelenvollem: „Laß Glück und Schmerz uns

theilen!“ geendet, applaudirte Jemand zum offnenen Fenster herein: „Bravo, bravo, Herr Lehrer! So hab' ich Sie noch nie spielen gehört! Das geht ja aus allen Tonarten hoch und tief! — Bitte, das Stück gefälligt noch einmal!“ Es war mein Nachbar, der Uhrenschilddmaler Rony, ein origineller, genügsam nur sich und seiner Kunst lebender Junggefelle, den ich oft in seiner Werkstatt besuchte.

Hoffnungsvoll, ungeduldig wie einer, der seine ganze Baarschaft auf ein Lotterielos gesetzt und jeden Tag der Ziehungsliste entgegensteht, wartete ich auf Antwort. Jeden Tag glaubte ich, er müßte aufs Haus zukommen, der Brießbot. Ja, endlich kam er an, an meinem Fenster und schob mir's hin, das Brießl. Es enthielt kein direktes Geständniß, keine Liebesbetheurungen, aber aus jeder Zeile, aus der Schilderung, die sie mir von ihrer häuslichen Thätigkeit und erneuten Lebensfreudigkeit entwarf, glaubte ich ihre Neigung, ihr Hoffen und Lieben, herauslesen zu können.

Mit verdoppeltem Eifer warf ich mich auch jetzt wieder ins Geschirr. Durch ausgezeichnete Leistungen gedachte ich einen besseren Posten, eine baldige definitive Anstellung zu erhalten. Und dann wars gemacht, mein Glück, das große Loos gezogen, mir zu eigen geworden. — Ein schöner Traum! —

Ein Jahr war drüber hingestrichen, von Westen, der Wetterseite her, Nebelgewölk im Anzug. Und wenn ich Abends drüben im „Hirschen“ eine Zeitung zur Hand nahm, wollte mich bedünken, es könnte Ernst werden, was ich früher im Scherz zur Base Bärb gesagt: Vielleicht komm' ich gar noch einmal als Feind zu ihr ins Quartier.

Doch — der „feurige Bundel“, wie der alte Hirschwirth die spanische Frage nannte, wurde glücklich noch ausgetreten; und männiglich gab man sich erneuter Friedenshoffnung hin. Etwas zu voreilig! Denn von der Seine her erscholl abermals Feuerlärm, und der Großvater im Hirschen meinte: Wir Deutsche werden jetzt gut thun, die Spritzen und Schläuche in Bereitschaft zu halten. — Bald nachher machte ich Abends einen Gang hinüber nach Hammereisenbach. Dort im Wirthshaus „zum Hammer“, wo der von Donaueschingen herkommende Postomnibus hielt, war stets das Neueste zu erfahren. Der Wagen rumpelte heran; der Postillon blies aus Leibeskräften, und der Kondukteur, ein gebieter Feldwebel, kam herein in die Wirthsstube: „Jetzt

heißt's angetreten!" rief er hastig, „Sturmschritt Hurrah! Vorwärts marsch!" und damit warf er ein Extrablatt der Karlsruher Zeitung auf den Tisch. „Da, Frankreich hat den Krieg erklärt!"

Ein Holzhändler aus Schollach, der mitgekommen, sagte uns, er komme von Straßburg, wo die telegraphisch eingetroffene Nachricht ungeheure Aufregung hervorgerufen habe. Siligst habe er sich auf den Heimweg gemacht, weil er glaube, die Rheinbrücke werde nächster Tage schon nicht mehr zu passiren sein. — Auch ich machte mich auf den Heimweg. Es war eine finstere, schwüle Julinacht. Ueber den schwarzen schweigenden Bergklippen zuckte Wetterleuchten. — Und schon sah ich sie im Geiste heranziehen die milden Wetterstürme, von welchen ich der Mei gebichtet. Ein treubeschirmtes Heim! war jetzt der Gedanke und die Hoffnung Tausender. — Und bald erbrauste er, der Ruf durch die Lande: „Zum Rhein, zum Rhein, zum freien deutschen Rhein! Wer will des Stromes Hüter sein?" Auch ich, der Reservist, wurde dazu einberufen.

Als wir alte Soldaten in Rastatt einrückten, marschirte eben ein Bataillon des III. badischen Infanterieregiments zum Karlsruher Thor hinaus. Es war Meldung gekommen, die Franzosen wollten in der Nacht bei Neuburgweier über den Rhein brechen. — Unsrer Marschordre lautete Straßburg. — Und Sie dürfen mirs glauben, meine Herren, versicherte der Berichterflatter, bei jedem Schuß, den wir, gegenüber bei Kehl im Rheindamm eingebaut, dann abgegeben, ging mir ein Stich ins Herz. Konnte die Bombe, die wir hinübersaufen ließen, nicht einschlagen ins Dach, unter dem ich so viel Liebes wußte. — Denn kurz vor Beginn des Krieges hatte mir die Mei von Straßburg aus geschrieben, sie weile bei der Tante Bärb, die seit längerer Zeit etwas leidend sei. Nur das tröstete mich einigermaßen, daß es hauptsächlich nur die Citabelle war, die das Ziel unsrer Wurfgeschosse bilden sollte.

Bei meiner Batterie befand sich auch jener freiwillige Knecht, den Helmine ihren Holderstock genannt. Bei uns hieß er nur der Kleine, denn er hatte kaum das Maß; doch war er kräftig, muskulös gebaut, dabei von gesundestem Humor, den auch der Verlust seiner Liebsten nicht ganz verwischen konnte. Nachdem nämlich mein Vetter von meinem Verzicht gehört, und ich ihm denselben brieflich bestätigt, hatte er die Tochter gezwungen, einem vermöglichen, halbkludirten Landwirth ihre Hand zu reichen. Er klagte mirs oft, der gute Kamerad, wenn wir in einem freien

Augenblick Nachts in unserm Unterstand beisammen saßen. Er konnte dabei in eine Wuth gerathen, in der er nicht nur die Citabelle und Wälle, nein, die ganze Welt hätte zusammendonnern und vernichten mögen — gleich darauf aber, wenn sich irgend ein neckischer Vorfall ereignete, plötzlich wieder aus voller Brust lachen.

So z. B. war er auch wiedermal so recht dahinter gerathen, wie schmäzlich er daheim um sein Lieb gekommen. Er verwünschte die Maulwurfsarbeit vor der halsstarrigen Stadt. Am liebsten wäre er, der ersten einer, vorwärts marschirt — Hurrah! in den dicksten Kugelregen hinein. Dann seufzte er wieder: Wenn i an mei Glend denk, wackeln alle Tisch und Bänk! und wischte sich die Augen. — Essen und Vergessen! sprach ich ihm zu. Da, Bruder schau — sie bringen den Suppenkessel! — Wir hatten den ganzen Tag noch nichts Warmes über die Lippen gebracht — und in Ermangelung eines passenden Platzes, wurde der Kessel auf den Lafettenschwanz eines unsrer Geschütze gestellt.

„Siebentes Geschütz soll feuern!" kam unvermuthet der Befehl — und Feuer! kommandirte ich, der Oberkanonier; und als der Kessel vom Rückstoß in die Luft wirbelte und uns mit seinem dampfenden, so sehnelichst erwarteten Inhalt überschüttete, hätte der soeben noch zum Tode betrübte Kleine sich vor Lachen wälzen mögen.

Auch mir mußten solche Intermezzos als Ableiter gar zu trüber Phantasien und Vorstellungen dienen. Denn wenn wir von der täglich wachsenden Noth der 80000 Einwohner hörten, den Nachthimmel schauerlich erhellend sahen vom Flammenmeer, das Erwins stolzen Bau umwogte, und dann an den noch bevorstehenden Sturm dachten — welche Bilder malten wir uns aus! — Der unbeugsame Mann! konnte er sich immer noch nicht entschließen, die Schlüssel auszuliefern? Donnerten ihm die Salven sämtlicher Batterien rings um die Stadt nicht den Tag von Sedan ins Ohr? Hielt ers stets noch für „incroyable?" Sollten wir nur über Leichenfelder, über Schutt und Asche unsern Einzug in die Stadt halten?

Doch endlich sahen wir sie wehen, die weiße Fahne von der Plattform des Münsters herab. Und zwei Tage nachher rückten wir hinüber. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" fangen unsere wackern Kanoniere. Doch am Austerlitzer Thor verstummte — von einem richtigen Gefühl geleitet — ihr siegesfroher Sang. Zu hunderten

standen sie wieder, die Landleute mit ihren Milchkarren, umdrängt von Müttern, ihre Kinder auf den Armen, die abgemagert, fast möchte ich sagen, durchsichtig blaß wie Wachspüppchen, die Händchen ausstreckten nach dem lang entbehrten Labsal. — Schweigend waren wir durch die Gassen in die verlass'ne Citadelle einmarschirt.

Sobald es der Dienst gestattete, machte ich mich fort, dem Gerbergraben zu. — Sie lebten noch, die Bas und ihr Mann! Und die Mei? war eine meiner ersten Fragen. Fort sei sie, kurz vor der Kriegserklärung, um ihren kranken Bruder daheim zu versorgen, sagten sie mir. Die gute Bärb weinte: Ach, was hatten sie nicht alles erlebt und durchgemacht, welche Angst und Noth ausgestanden! Im Lädle sah's fast aus wie in der Citadelle, wo wir nicht einmal mehr Stroh gefunden, uns're Häupter drauf zu legen. Und wie kleinlaut war jetzt der Better geworden! „Ihr henn euer Sach guet gemacht,“ gestand er, „besser als d' Unser.“ Doch meinte er, es sei eben alles „Verroth“ gesinn — und d' Revanche werd nit üsblive.“

Ich ließ ihm den Trost, ich hatte weder Zeit noch Lust, mit ihm zu disputiren. Der Augenblick, und was sich bedeutungsvolles daran knüpfte, beschäftigte mich zu sehr, war für mich ein zu überwältigender. Dann wußte ich auch, daß wir stündlich wieder unseres Marschbefehls gewärtig sein mußten. Deshalb fanden auch unsere Soldaten keine Ruhe, von den überall sich anbietenden Dienstmännern oder „Kommissärs“, die Merkwürdigkeiten der Stadt sich zeigen zu lassen.

„Ja, wahrhaftige Merk- und Denkwürdigkeiten waren, die man auf Straßen und Plätzen zu sehen bekam,“ nahm ein vom Apotheker eingeführter Handelsreisender das Wort. „Auch ich kam gleich in den ersten Tagen nach der Uebergabe hin. Welch' ein Kontrast zwischen Straßburg jetzt und vor drei Jahren, wo mich Geschäfte ebenfalls in die Stadt geführt. Der noch in seiner Machtfülle sich dünkende Imperator war just vom Condolenzbesuch, den er, nach der von ihm in Scene gesetzten mexanischen Tragödie am österreichischen Kaiserhof abgestattet, in die Stadt gekommen. Umwogt von einer unabherrschbaren Menschenmenge, sah ich ihn im offenen Wagen mit der Kaiserin Eugenie zum Bahnhof fahren. — Und nun wogten abermals Schaaren jedweden Standes durch die Straßen — aber kein Mügenschwenken, kein vive l'empereur! mehr. Staunend wandelten Tausende mit mir auf dem mit Bomben- und Granatsplittern förmlich ge-

pflasterten Wall hinter der zerschossenen Finkmattkaserne hinweg, zur übel zugerichteten Bastion am Steinhof, wo französische, übern Haufen geworfene Geschütze uns die deutsche Ueberlegenheit bezeugen konnten. — Queretaro — Sedan! kam mir unwillkürlich in den Sinn!“

„Zwei ewig denkwürdige Blätter in der Weltgeschichte, die, wie der Dichter sagt, das Weltgericht ist!“ schaltete der Oberlehrer ein.

Man hätte glauben sollen, bemerkte der weiland Oberkanonier, das große welthistorische Drama habe nach dem Fall von Sedan seinen Abschluß gefunden. Aber wir sollten nicht sobald dazu kommen, auf unsern Lorbeeren auszuruhen. Nachdem wir in Rastatt frische Munition gefaßt, gings aufwärts, Neubreisach zu. Dann — nachdem wir auch dort das Meisterstück gemacht, — mit Dampf weiter in der Richtung gegen Belfort. Und wie klopfte mir das Herz, als es unterwegs hieß: Dammkirch aussteigen! Zwei Tage Aufenthalt!

Wie hoffnungs- und vertrauensvoll musterte ich beim Einmarsch in den schönen Marktflößen die Gassen und Fenster, ob sich nicht ein bekanntes Gesicht zeigen, keine Hand sich rühren wolle, mir, wenn auch nur verstohlen, einen Gruß zuzuwinken! Nichts, nur fremde Gesichter, theilnahmslos oder mit kaum verhehltem Ingrimm in den Zügen, wie in Colmar und Mülhausen! Wie hätte es auch anders sein können! Seit nahezu zweihundert Jahren eng verkettet mit den Geschicken Frankreichs, hatten sie mehr und mehr vergessen gelernt, daß sie die Enkel deutscher Stammeltern seien, die einst sich des heiligen römischen Reiches Getreue genannt.

Raum Besitz genommen von einem Quartier, eilte ich fort, das mir bezeichnete Haus aufzusuchen. Eben kam sie aus der etwas dunkeln Küche, die Mei, nicht wenig verduzt, daß der Soldat, der, wie sie meinte, zu ihnen in's Quartier komme, ihr mit solcher Hast die Hand entgegen strecken, sie mit ihrem Größdigott in die Arme schließen wolle. Das unverhoffte Wiedersehen, es war überhaupt kein so freudiges, wie ichs mir trotz allem, was zwischen ehemals und jetzt lag, vorgemalt. Der Zustand ihres Bruders, dem sie mich vorstellte, schien mir ein bedenklicher, und auch die gute Mei gab sich trübster Ahnung hin; und es gelang mir nicht, als ich wieder ging, ihr's auszureden, sie aufzuheitern.

Den Vater hatte ich nicht zu sehen bekommen. Auf meine Fragen sagte mir die Mei, er befinde sich bei der Armee; dabei hatte sie einen Blick

auf den kranken Bruder geworfen, als wolle und dürfe sie nichts Näheres sagen. — So reinlich und geordnet mir der ganze Hausstand vorkam — Wohlstand herrschte keiner. Sie hatte mir's ja gesagt auf dem Weg nach Achern, daß sie's daheim gar so gut nicht hätten! Auch mein Quartiergeber, ein Wirth, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ, gab mir ähnliche Andeutungen, wobei er der Tochter das höchste Lob spendete, jedoch auswich, als ich nach ihrem Vater mich erkundigte. Nur soviel hörte ich vom Burschen, der mir Wasser auf's Zimmer brachte, fort sei er mit den

Franktireurs; und es gehe das Gerücht, er sei — umgekommen. Nun glaubte ich den Schlüssel zum Schweigen der guten Mei erhalten zu haben. So sehr Zeit und Dienst auch drängten — die Geschütze mußten ausgeladen werden — früh Morgens vor dem Abmarsch begab ich mich nochmals hin. Der Bruder, sagte mir die Mei, habe mich sehnlichst erwartet. Ich setzte mich zu ihm an's Bett, sprach vom kommenden Frühjahr und seinen wohlthätigen Lüsten. Er schüttelte den Kopf. „Nicht zu lange, ich fühl's," versetzte er, „werd' ich das Unglück Frankreichs überleben. Ich bin gefaßt. Nur eins macht mir Kummer, der Gedanke, meine gute Schwester ohne Schutz und Hilfe in der Bedrängniß dieser Zeit zurücklassen zu müssen.“

Sie wird nicht ohne Schutz, nicht ohne Freund sein! versicherte ich, indem ich ihm die Hand gab. Mögen die Nationen im blutigen Kampfe sich messen — die Gefühle der Liebe und Freundschaft, tröstete ich ihn, werden und sollen immer wieder den Weg zum Herzen der Einzelnen finden.

Er nickte und legte ihre Hand in die meinige. Adieu, mon frère! — Ich mußte scheiden; schon ertönten die Signale, sich zu sammeln. Vor der Thüre händigte mir das liebe Mädchen noch eine kleine Medaille ein, sie sei geweiht und werde meine Brust vor tödtlichen Geschossen sichern. —

Ich fragte sie, welche Hoffnungen ich mitnehmen dürfe, welche Gewißheit, im Falle mir Gott das Leben erhalte?

Sie richtete den thränenfeuchten Blick nach oben. „Wir werden uns wiedersehen — es ist ja unser Glaube.“ — Gewiß, liebes Kind! rief ich und schloß sie bewegt in meine Arme. Doch, so Gott will, soll uns dieses Glück auf dieser Erde noch zu Theil werden! Wenn Friede ist, hol ich dich ab! — Behüt dich Gott! — Den Train fand ich bereits bespannt, als ich auf dem Sammelplatz ankam. Die Eisenbahn war von hier ab nicht mehr praktikabel.

„Sind euch," fragte einer der Zuhörer, „keine feindseligen Rundgebungen in den Quartieren begegnet?“

Von Belang nicht, erklärte der Veteran. Unser Borrücken im Elsaß fiel eben schon in die Zeit tiefster Entmuthigung. Als ich im Quartier bei einer Bauersfrau, deren Mann in Felde war, diese fragte: ob ihr Mann nie Nachricht von sich gebe, nie schreibe? versetzte sie lakonisch, mit vorwurfsvoller Naivität: „Zhr lenn ene jo kei Zit züem schriewe!“ — Im Uebrigen muß ich bekennen,

daß wir uns im Allgemeinen über die Aufnahme in den Quartieren nicht zu beklagen hatten. Ost schieben wir als die besten Freunde. Davon wußte namentlich unser Kleiner zu erzählen.

Eines Tages — wir lagen dritthalb Stund herwärts Belfort und waren mit Anfertigung von Schanzkörben beschäftigt — sagte er mir, wach ein properes Quartier er habe; er sei gehalten fast wie der Sohn im Haus. Sei ihm der Bauer gemogen, so sei's seine Nichte, eine Bruderstochter aus der Gegend von Nancy, die er bei sich habe, noch viel mehr; und eine Haushälterin sei sie, wie die alles aus- und einzutheilen wisse, und eine Köchin — er schnalzte mit der Zunge — französisch, aber ich sag Dir, delikat! „Man sollte kaum glauben, daß sie nur ein einfach Bauernmädle ist, so galant ist sie



Da erblickte ich zwei Mädchen Hand in Hand.

von Manieren! — Die Helmine,“ seufzte er dann, „ist nun leider Gottes doch für mich verloren, und ich g'fieh Dir's frei, wenn mir je wieder Heirathsgedanken kämen, wär's bei dieser schwarzäugigen Französin, der Charlotte. Nur eins ist mir ärgerlich,“ fügte er hinzu, „sie versteht nit mehr deutsch wie ich französisch; und so kann ich mich halt nit so recht verständlich machen, ihr's nit sagen, wie mir's ums Herz ist. Drum möcht ich Dich bitten, lieber Freund und Landsmann — Du bist ja ein halber Welscher, thu's Du für mich, geh hin, fühl ihr auf den Zahn, sag ihr, ich hab daheim ein hübsches Güetle — und andere gute respectable Eigenschaften — u. s. w. Verstehst mich schon!“

Gut, sagte ich, ich will den Kuppelpelz zu verdienen suchen. Doch steh ich nicht dafür, daß, im Fall mir das Mädcl gefällt, ich den Werber nicht für mich selbst machen möchte, setze ich lachend bei.

„Thu's, ja!“ rief er lebhaft, „mach ihr 'nen Antrag. Geht sie drauf ein, so weiß ich, woran ich bin, und für was ich sie zu halten hab.“

Die Geschichte machte mir Spaß, und ich sagte zu, sogleich mich hinzugeben, die Probe vorzunehmen. — Dem Gespräch hatte ein Dritter zugehört, ein Lehrer, ein lustiger Kamerad. Der gedachte es noch besser zu machen, lief heimlich sogleich fort in's betreffende Haus. Er stürzte in die Stube: „O malheur, malheur!“ jammerte er den Leuten vor, „le petit canonier!“ — Das war so ziemlich sein ganzer Vorrat an Französisch — „kaput, kaput! maustobt — e Bomb, e Bomb!“ und dabei fuhr er mit der Hand quer über den Hals, als hätt seinem Kameraden ein Geschöß den Kopf weggerissen. Da entstand denn ein Lamento, das ich schon vor'm Haus draus hören konnte. — „Il est mort!“ rief mir das Mädcl beim Eintritt in die Stube entgegen, und hielt schluchzend die Hände vor's Gesicht.

Wer? fragte ich, „le petit canonier!“ greinte sie, und „mon dieu, mon dieu!“ rief betrübt auch der Alte. — Ich errieth sogleich den Zusammenhang; denn ich hatte den Lehrer lachend vom Haus weglaufen sehen. Ich suchte die Leute zu beruhigen, sagte ihnen auf französisch, nicht todt, nur blessirt sei er — voila! und damit deutete ich auf das Mädcl — da steht er, der Franktireur, der ihn in's Herz getroffen. Nun verstand auch sie den Scherz und was der erste, der Spakvogel vorhin hatte sagen wollen.

„Ah!“ rief sie aufgeheitert, und suchte deutsch

zu sprechen, „ich abe blessirt, getroffen in die 'erz? aber nit gefährlich — non, non!“

Da zufällig ein Nachbar anwesend, war ich mit dem Alten in die Kammer nebenan getreten. Ich trug ihm allen Ernstes das Anliegen meines Kameraden vor. Er warf's nicht weit weg; meinte aber, indem er seinen unterdessen ausgegangenen irbenen Stummel auf dem Daumen ausklopfte, das junge Volk soll's unter sich ausmachen. „Wenn sich's Maidel resselvirt, so soll's en neh, ich hab nit dagegen inzuwenden.“ — „Charlott!“ rief er dann in die Stube hinaus, „kumm rinn, lof' was d'r Mado saat!“

Sie kam und koste, d. h. hörte — und warf's noch weniger weit weg als der „Bebber“. Und somit konnte ich mit dem Erfolg meiner Mission zufrieden sein, und das weitere getroßt dem Kleinen überlassen. Und in der That, er zeigte sich nicht säumig; er schanzte jetzt um so eifriger drauf los, Welsfort möglichst bald zum Fall zu bringen, und dann heimkehren und sein Gütlein antreten zu können.

Unsr'e Markedenterin hielt uns in allem ziemlich theuer, und unser Kleiner sagte mir, die Charlott habe sich angeboten, uns Getränk und Speisen weit billiger zu liefern, notabene, wenn sie Permission hierzu bekäme.

Ich sprach mit unserm Hauptmann, und dieser, für's Wohl seiner Leute stets auf das Beste besorgt, hatte nichts dagegen. — Also lieferte die gewandte Charlotte und machte der anderen starke Konkurrenz. Trotz ihrem niedrigen Tarif verdiente sie ein schön Stück Geld dabei.

„Seid ihr längere Zeit im selbigen Quartier gelegen?“ fragte der Oberlehrer seinen Freund. — Mit geringem Wechsel ja, versetzte dieser. Wir hatten jeden Tag zwei bis drei Stunden zu marschiren, zur Ablösung in die Batterien. Die Gegend um Welsfort ist so stark nicht bevölkert; und die nächsten Dörfer vor der Festung waren nicht zu beziehen, weil sie vom Feind beschossen werden konnten, was auch mehrmals geschah, wenn sich die Unsr'n dort festzusetzen trachteten; so war's namentlich einmal in Meraux. Sah sie noch vor mir, die Scene — wir marschirten just vorbei in die Batterien — ein merkwürdiger Anblick: Die ganze Einwohnerschaft flüchtend vor den eigenen Feuerschlünden. Da einer mit Bettwerk auf dem Rücken, ein anderer sein Weib auf einem Handkarren vor sich hinschiebend, eine Frau mit ihrem kleinsten Kind auf dem Arm, ein größeres das liebe Zidlein vor sich hertragend, der Bub mit seinem Vogelkäfig, dazwischen

Reiter, Gunde und brüllendes Vieh — so zogen sie an uns vorüber, kaum sich einmal umsehend, ob ihr Dorf noch nicht in Flammen stehe. Sie brachten's aber nicht dazu, so stark sie auch vom Werk haut perehe aus hinein donnerten.

Das sind die Leiden des Kriegs. Dazu noch der strenge Winter und die lange Einquartierung. Fleisch war in manchem Haus wochen-, monatelang keins mehr auf den Tisch gekommen. Auch Milch fand sich nicht im Ueberfluß mehr vor. Manch erschrockenes Bäuerlein war mit seinen paar Kühlein oder Geißen über die Schweizergrenze geflüchtet. Sie hatten sich eben gar entsetzliche Vorstellungen gemacht, wie's die prussiens, mehr noch aber wir Badener treiben würden. Und so kam's, daß sich zuletzt Mangel einstellte. — Zwei Tage vor dem Friedensschluß war's. Ein Schimmel, den einer unsrer Fuhrleute von Haus mitgebracht, war von einer französischen Vollkugel getroffen und getödtet worden. „Das giebt 'ne Schnabelwaid für die hungrigen Raben!“ sagte unser Feldwebel; und wir warfen den Cadaver auf's Schneefeld. Und richtig, sie kamen, als das Feuer schwieg — nicht die hungrigen Raben — ein Bauer, sein Weib und seine Buben, die sich drüber her machten, die Schinken und Rippenstücklein sorgfältig herausstranchirten, in Körbe packten und heimtrugen zum Mahl bei der sehnlichst erwarteten Friedensfeier.

„An der vorhergegangenen dreitägigen Schlacht habt ihr wohl nicht theilgenommen,“ meinte der Oberlehrer.

Nein, bestätigte sein Amtsbruder. Wir setzten unser Feuer gegen die Werke unausgesetzt fort, sahen aber die nächtlichen Lagerfeuer der Unsrigen auf den umliegenden Höhenzügen, wo es denn bald gewaltig zu donnern und zu blißen anfang. Und daß sie ihr Wort gehalten, und „Keinen durchgelassen“, das zeigten die Haufen Gefangener und Verwundeter, die eingebracht wurden.

„Von welchen bald drauf auch wir in der Murgfestung Muster zu sehen bekamen,“ fiel der Accisor ein, der damals bei der Artilleriedirektion beschäftigt gewesen. „Züge, Gestalten jeglichen Alters und Geschlechts und Berufs, die erfrorenen Füße in Holz- oder Filzschuhen, oder mit Lappen umwickelt — so wurden sie in Haufen zu vierzig, fünfzig zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zum Rehler Thor hereingeführt.

„Nur ein kleines, aber sprechendes Bild statt so vieler alltäglicher. Als ich eines Tages einen Gang durchs Dörfel gegen das Niederbühler Thor hin machte, begegnete mir ein einspänniges

vom Militär Lazarett herkommendes Fuhrwerk mit einem schmucklosen Sarg, auf dem ein dürftig gekleidetes Elsässer Mütterlein saß, während ein Knabe das magere Rößlein lenkte, der Heimat zu mit den irdischen Nesten des Vaters oder Bruders! — Im Barackenlager vor dem Rheinthor — anzusehen wie eine kleine Stadt mit regelrechten Straßen und, beinahe möchte ich sagen, öffentlichen Plätzen, wo sie sich kreuzten, mit Kantinen und Garlücken — herrschte ein Leben und Treiben, wie es bunter und gemischter gewiß kaum im Lager von Chalons zu sehen gewesen. Trotz der vielen Tausende, die es ab und zu beherbergte, hörte man doch nie von einer nennenswerthen Unordnung oder Ausschreitung, auch in der Stadt selbst nicht, wo Offiziere und Leute vom Verpflegungs- und Sanitätswesen einquartirt waren. Höchstens, daß da und dort einer auf französisch sich verabschiedet habe und verduftet sei. Freilich anders würde es gekommen sein, wenn es Garibaldi und Bourbaki gelungen wäre, mit wehender Fahne vor den Wällen zu erscheinen.“

Ja, wenn wir ihnen den eisernen Riegel nicht vorgeschoben hätten! versetzte der Veteran.

„Womit ihr, die Söhne und Enkel, die Scharte eurer Väter vom Jahr neunundvierzig glänzend ausgewetzt habt!“ warf der Renovator ein.

Beim ersten Wagen Uebelzugerichteter, fuhr der Veteran in seinem Berichte weiter fort, bemerkte ich einen, der, den Kopf nach unten gehängt, schwer athmend auf Stroh gebettet lag. In der Absicht, ihn etwas bequemer zu legen, war ich hingetreten. Doch der Aermste winkte ab: „Laissez moi tranquille comme je suis!“ seufzte er. Ich bemerkte Blutspuren an seiner Bluse und besühlte seine Brust. Dabei war ein Notizbüchlein zum Vorschein gekommen; ich blickte hinein und las auf dem ersten Blatt den Familiennamen meiner Freundin in Dammerkirch. — War der Verwundete etwa gar ihr Vater, der todtgeglaubte Franktireur? — Ich fragte. „Non, son frère!“ lispelte er — und weiter war nichts mehr aus ihm herauszubringen. — Sie hatte es mir einmal gesagt die Mei, daß sie einen Onkel habe, der in der Gegend von Lyon ansässig sei.

Ich hatte mir vorgenommen, ihn im Lazarett zu besuchen, aber unser Arzt, der an den Wagen kam, meinte, es werde verlorne Mühe sein. Und wirklich starb er noch auf dem Transport. Ein neuer Schlag für die arme Mei, mußte ich denken. Krieg! welch ein Verlust an Leib und Leben und Hoffnungen!

Kurz vorher hatte die Besatzung von Belfort einen Ausfall gemacht. Im Sturmschritt rückten die Kolonnen auf unsere Verschanzungen los. Die zu unserer Deckung dienende preussische Landwehr und die württembergischen Pioniere feuerten aus den Laufgräben — ohne merkliche Erfolge. Besser wirkten unsre Schrapnells; jeder Schuß hinterließ merkbare Lücken. Und kaum reichte der unsererseits bewilligte Waffenstillstand hin, die Leichen und vielen Verstümmelten auf Tragbahnen und in Tüchern fortzuschaffen.

Es liegt in der menschlichen Natur, wer — heute mir, morgen dir, — den Tod stündlich vor Augen sieht, wird abgestumpft für solche Scenen; er trogt der Gefahr mit Gleichmut und Berwegenheit, oft auch mit einem Ausbruch tollster Laune und Humor. So war ich mit zwei Kameraden, unserm Kleinen und dem Lehrer in's Dorf Vecelois beordert worden. Es fehlte an Sinnenzeug zu Kanonenwischern. Wir fanden die Häuser leer; das Dorf liegt zum größten Theil im Schutrayon der Vorwerke, und wie sich eine Püdelhaube zeigte, wurde Feuer gegeben. An einem der letzten Häuser hörte ich innen beten. Sollte es einzig noch nicht verlassen worden sein? — Ich trat ein — die Familie hatte sich eben zu Tisch gesetzt, ihr spärlich Mahl einzunehmen. Und zwar geschah es mit einer Seelenruhe, als gebe es weder Bomben noch Granaten in der Welt. Ich drückte den guten Leuten mein Erstaunen drüber aus. Aber der Mann sagte gelassen: „In Gottsname!“ den es treffe muß, den trifft's. „O Mancher will 'em Für vertlousen un keit is Wasser; frühner oder spoter, 'em Dood kummt Keiner us!“

Meine beiden Begleiter fand ich nicht mehr. Erst als ich wieder zurück zu den Batterien gekommen, sah ich sie anrücken, den Kleinen als Bauer in Bluse und Zipselkappe, den Lehrer in einer alten, irgend einem offenstehenden Schranke entnommenen Crinoline, beide mit Fenstervorhängen unter den Armen — Noth kennt kein Gebot — und getroffen hatten sie niemand, der sie mit passenderem Bedarf versehen hätte. Selbst unser Hauptmann, ein sonst so ernster Mann, mußte über den Aufzug herzlich lachen.

Während wir unsern Jux mit ihnen trieben, signalisirte der Beobachtungsposten unvermuthet „Schuß!“ — Und alle sprangen über den in Folge eingetretenen Thauwetters voll Wasser stehenden Graben in den Unterstand. Allen gelang's, nur der Madam nicht; diese verwickelte

sich beim Sprung in die Reifen ihrer Crinoline und nahm ein Bad, kaum ein Grad über Null. Und da hatt ich's ja schon, was der Bauer gesagt: Mancher will dem Feuer entlaufen und keit, d. h. fällt in's Wasser!

Und noch ein ander Bild, das als kleine Illustration unsrer Campagne dienen könnte. Wie ich vorher gesagt, hatte manch besorgtes Bäuerlein seinen Viehstand den Schweizern in Verpflegung gegeben. So auch einer, bei dem zwei von uns im Quartier lagen. Als ihnen der gute Mann gestanden, er habe sein Rühlein, die Geiß und den Esel vor der Ankunft der Prüssiens fürsorglich über die Grenze geschafft, sprachen sie ihm so lange zu, bis er sich entschloß, das Trio wiederum heimzuholen. Und als er sodann zur bestimmten Stunde mit den lieben Thierlein richtig in Sicht kam, gingen wir — mehrere andere, darunter auch ich, waren noch hinzugekommen — ihm als Deputation entgegen, um ihnen's Ehrengelait zu geben bis zum Stall, über dessen Thür auf einem großen, mit Heu und Disteln sinnig verzierten Bogen Papier die Inschrift: „Willkommen“ prangte. Dann ging's jubelnd zum Festmahl, das die Bäuerin aus von uns gespendeten Liebesgaben, geräuchert Fleisch, Schwarzwälder Speck mit Bohnenmus, unterdessen zubereitet hatte. Und als wir dem erfreuten Mann mit kurz vorher angelangtem und angezapftem Kaiserstühler tapfer zusetzten, konnte er nicht umhin, die keinem internationalen Festessen je fehlende, auf Volksverbrüderung abzielende Rede zu halten: „D' Schwobe,“ sagte er, „han i g'sä, sin bravi Lüt, sie lufe viel, sävrä, awer schaffen a vil, meh as d'Uesere!“

Es streckte sich bereits dem Frühjahr zu; und der Kleine sagte eines Tages, die Charlotte mache so erfreuliche Fortschritte im Deutschen, daß er nun keinen Dolmetscher mehr nöthig habe; und so 'ne gute Patriotin sie auch sei, wünsche sie doch, die in der Festung möchten ihren unnützen Widerstand endlich aufgeben, damit wir „Dütschen“ recht bald wieder nach Haus kämen, und er sein Gütlein antreten könnte.

Bevor es jedoch dazu kam, hatte ihr Freund das Mißgeschick, bei Rettung eines schweren Geschützes sich eine starke Knieverrenkung zuzuziehen, so daß er in's Lazarett gebracht werden mußte. Nicht lange, und der sehnlichst erwartete Friede wurde geschlossen, der Platz übergeben. Wir zogen ein, die Besatzung ab, verdientermaßen mit allen Kriegsehren, jedoch arg decimirt durch

Krankheiten; und selbst das „Chateau“ stark verplägt durch unsere Zwölfpfünder, sah aus, als hätte es die Blattern gehabt. Weniger gelitten hatte die Stadt selbst. Der Verkehr war, trotz dem in den Straßen angehäuften Unrath, bald wieder hergestellt.

Friede! Rückkehr zum heimischen Herd und Beruf! Wer hätte sich mehr darnach sehnen können als ich! Flügel hätte ich mir wünschen mögen, um mit den ersten Zugvögeln, die das Frühlingswehen bereits in's Land gelockt, zu Haus eintreffen zu können. Wie befeuerte mich der Gedanke, nun von meiner Schulstube wieder Besitz nehmen und ihr, der Freundin, meine glückliche Rückkehr vermelden zu können! — So rasch wie Vogel- und Gedankenflug ging's indes nicht. Die Demobilisirung ging etwas langsamer vor sich als die Mobilmachung. Und geraume Zeit noch lautete meine Adresse: Obergefreiter bei der Festungsartillerie in Neubreisach. Dort hin richtete sie nun die Antwort auf mein von Sehnsucht und Liebe dikirtes Schreiben.

Der Bruder, theilte sie mir mit, habe seinen Frieden auf dem Gottesacker gefunden, neben der Mutter selig. Auch des Vaters trauriges Ende besprach sie, sowie den Tod des Onkels, von dem ich ihr geschrieben, daß ich ihn tödtlich verwundet vor Belfort getroffen. — Wie fühle sie sich nun so verwaist! klagte sie. Am Schluß gab sie mir die Absicht kund, nach Lyon zu gehen, wo ihr die Tante zu einer Stelle bei einer befreundeten Familie verhelfen wolle.

Ich mußte es geschehen lassen; ich konnte ihr ja noch keine Heimstatt bieten, auch zu Haus bei meinen Eltern nicht; hatten diese doch immer noch genug für sich zu sorgen. Und so blieben wir auf brieflichen Verkehr beschränkt. Doch so rosig und hoffnungsvoll ich ihr auch die Zukunft malen mochte — ein Zug von Schwermuth leuchtete aus allen ihren Antwortschreiben. Ich fand's erklärlich; denn welche Verluste und wie jäh waren sie gekommen über sie?

Es vergingen Monate — stets war sie noch Zimmermädchel bei einer Herrschaft in Lyon, ich der Unterlehrer auf dem höchsten Schwarzwald. — Eines schönen Sommertages hatte ich mit Freunden eine Tour auf den Feldberg unternommen; und als wir den Aussichtsturm auf dem kahlen Scheitel des alten Riesens erstiegen, und ich, über das dunkle Tannenmeer hinweg, hinauschaute zu den blauen Bergen und in Gedanken weiter noch — da war sie mir wieder gegenwärtig die Stunde, wo wir Beide Hand in

Hand unter den Trümmern der Windeck gefessen. — Was hatte sich seitdem nicht alles ereignet, verändert und umgestaltet! Und wie weit, kam mir's vor, lagen sie schon hinter mir in verschwindernder Ferne, die holden Tage im Morgenland der Jugend und ersten Liebe!

Die Freunde waren wieder hinabgestiegen; ich aber saß immer noch oben und schaute und träumte den Wolkenzügen nach, wie sie kamen, über meinem Haupte dahinschwebten und weiter und weiter zogen — und verschwanden am weiten Horizont — ein Bild des Lebens, ja ganzer Geschlechter und Völker waren sie mir. Ein neuer Morgen, ein neuer Tag — wo sind sie, die ungezählten Generationen, die sich gefreut, bekümmert, die geliebt, gelitten und gehofft wie wir? — Sie hüllte sich in tiefes Schweigen, die großartige Natur rings um mich her. Wie lange noch — und auch du bist vorübergewandelt, vergessen, dein Andenken verweht wie das Wölkchen, das dort im weißen Dunst zerrinnt!

„Ah, da sitzt er ja!“ weckte mich plötzlich eine Stimme aus meinen Träumereien. „Sie haben mir's unten gesagt, daß Du da bist, alter Freund!“

Es war mein ehemaliger Schulkamerad von Rehl, der zufällig auch eine Feldbergbesteigung unternommen hatte. „'s ist schon lange her, hä?“ lachte er, „seit wir zusammen auf'm Orbnarikärrel gefessen und auf dem Rückweg Nüh gebengelt, oder, um unsre im klassischen Wissensdurst trocken gewordenen Kehlen ein wenig zu befeuchten, im rothen Haus ein Schöppllein gelüpft haben für drei Sous!“

„Die Du immer für mich geblecht hast, denn in meine Tasche hat sich damals selten so viel des edeln Metalls verirrt!“ versetzte ich.

„Es ist jetzt weg, das alte rothe Haus, fort wie noch so vieles aus jener Zeit,“ bemerkte er jovial. „Der rothe Schafköbele von Holzhausen könnte jetzt, wenn er noch lebte, seine Pfälzer Savanna und englischen Nähnadeln so frei und offen hinübertragen wie die Froschschänkel und Krefse, mit denen er die Straßburger Ledermäuler bedient hat. — Aber Du, alter Bombardier und Veteran, wie steht's mit Dir?“ fragte er in bester Laune; „als noch Einsiedler in der Verfassung vor siebenzig? Wird man nicht bald auch die Ehre haben, bei Deiner Standesveränderung in großer Uniform erscheinen zu können?“

Eben beschäftigt mich der Gedanke, gestand ich ihm, richte Deinen Hochzeitsfrack nur, lüfte

und säube ihn aus, wenn ihn nicht etwa gar die Schaben schon gefressen haben sollten. Jedenfalls nehm ich Dich beim Wort, indem ich darauf rechne, Dich als Zeuge beim Fest zu sehen!

Es war dies kein bloßer Scherz. Ich hatte ja kurz vorher eingegeben um meine Besserstellung. Und mit welcher freudiger Zuversicht eilte ich dann bald nachher von meinen Eltern weg, hinüber nach der Stadt am Ill, um der guten Bas Bärb zu verkünden, ich habe sie erhalten die Stelle, um die ich mich beworben, und wolle jetzt die frohe Botschaft unverzüglich nach Lyon gelangen lassen. — Sie gratulirte mir, die alt gewordene Base, und es werde sie sehr freuen, wenn es der Mei noch gut gehe. — Noch! Sie schien es kaum für möglich zu halten. Sie betrachtete eben die Gegenwart und die Zukunft durch ein allzu trübes Glas. Doch freute sie sich, wir würden unsere Hochzeitsreise über Straßburg machen, wovon sie sich einen recht vergnügten Tag versprach.

Ich ging, ein Geschenk für meine Schwester einzukaufen; denn auch sie hatte es endlich erreicht, sich verlobt mit ihrem Vielgetreuen. Ueber den Gutenbergplatz schreitend, fiel mir ein Mädchen auf, das Blumensträuße feilbot, aber nicht so aufdringlich wie so manche andere; schweigend saß es da, ein Bergknecht-Kränzlein im Schooße haltend. Ost werden solche auf den Markt gebracht. In ein mit Wasser gefüllten Teller gelegt, halten sie sich wochenlang grün und blühend. Hal! kam mir der Gedanke — in feuchtes Moos verpackt, wird's die kurze Fahrt nach Lyon wohl aushalten! Also kaufte ich's und bezahlte mehr dafür, als die bescheidene Händlerin verlangte. Die Obstfrau nebenan winkte mir beifällig zu und gab mir zu verstehen, es sei gut angewendet, es sei ein braves, „inngezaunenes Mädel“, das bei der Belagerung den Vater, einen Gärtner, verloren und sich und die Mutter seitdem ehrlich und recht durchzubringen suche.

Das Schreiben wurde eilends abgefertigt und das Kränzlein demselben nachgeschickt. Im Gefühl eines Reisefertigen, der nur auf das Signal zur Abfahrt noch warten will, kehrte ich auf meinen Posten zurück, um meine Habseligkeiten einzupacken. Jeden Morgen glaubte ich, ich müsse ihn auf's Haus zuschreiten sehen, den Briefboten, mir's einzuhandigen das Brieflein mit dem Poststempel Lyon. — Endlich kam's — aber wie ein Schlag aus wolkenlosem Himmel traf mich's, was sie mir schrieb. Mehr und mehr sei in ihr der Entschluß gereift, ihr Leben der freiwilligen Krankenpflege zu widmen, in's Mutter-

haus der barmherzigen Schwestern einzutreten. Könnte sie mir alles sagen, wie sie dahingekommen, würde ich ihren Entschluß nur billigen. Sie bitte mich um Verzeihung, mich so lange mit Hoffnung hingehalten zu haben. Nicht leicht sei ihr der Kampf geworden. Ost und viel habe sie um mich geweint. Jetzt sei es überwunden. Das Kränzlein, was es besage, habe sie in ihr Herz eingeschlossen. Denn stets werde sie meiner in Liebe gedenken. „Sie, die Liebe,“ drückte sie sich aus, „ist ja das höchste Gut und nirgends offenbart es sich schöner und reiner als in der opferwilligen Pflege und hilfreichen Theilnahme am Unglück unserer Mitmenschen; und nur in dieser Theilnahme können wir unser eigenes Weh und Leid vergessen.“ Mit den brünstigsten Gebeten für mein ferneres Lebensglück, rufe sie mir ein letztes Lebwohl zu! — Ich fühlte schmerzlich das Gewicht ihrer Gründe, ihrer Seelenverstimmung. — Und so hatte ich nun auch sie verloren wie Jahre vorher die Helmine! — Und nie habe ich mich seitdem entschließen können, Ersatz für den Verlust zu suchen.

Er schwieg. — „Und euer kleiner Kanonier?“ fragte der Oberlehrer, — war glücklicher als ich, trotz seines Unfalls, berichtete der Freund. Die Fußverrentung hatte sich zwar bedeutender herausgestellt, als anfangs geglaubt wurde, so daß er als Invalide mit einer kleinen Pension seinen Abschied erhielt. Aber um so anhänglicher erzeugte sich die Charlotte. Doch auch bei diesen Beiden ließ die Erfüllung ihrer Hoffnungen und Wünsche auf sich warten. Der ältere Bruder des Kleinen, der bisher im Fruchthandel spekulirt, hatte sich entschlossen, das väterliche Gütlein jetzt selbst zu übernehmen, zeigte sich jedoch bereit, dem Jüngeren seinen Vermögensantheil sogleich bar herauszugeben. Demnach wollte dieser nach einem andern Besizthum sich umsehen; aber keines schien ihm passend. — Endlich ließ ihm die Charlotte wissen, ein Verwandter ihres Veters, ein Bauer in der Nähe von Colmar, der auf Verlangen seiner in französischen Diensten stehenden Söhne für Frankreich optiren wolle, beabsichtige, sein Gütlein zu verkaufen. Die Kaufbedingungen seien äußerst günstige, indem die Güterpreise im Elsaß noch nie so niedrig gestanden wie jetzt. Der Kleine säumte nicht, sich hinüber in's wiedergewonnene Reichsland zu begeben. Der Kauf kam glücklich zu Stande, mithin dann auch die Hochzeit des Paares.

Vor zwei Jahren machte ich gelegentlich eines Ausfluges an den Bodensee auch dann wieder mal

Besuch bei meinen Verwandten im Gutachthale. — Die gute Helmine! Ihre Mutter hatte ja früher einmal mir gegenüber geäußert: es gebe mehr unglücklich Verheirathete, als Unglückliche ledigen Standes. Leider gehörte ihre Tochter jetzt zur Zahl der ersteren.

Nicht gar lange hatte ihr Mann das übernommene Gut behalten. Es ging ihm zu langsam mit der Landwirthschaft, er wollte rascher, müßloser vorwärts kommen. So stark sich auch der Schwiegervater dagegen sträubte — die Felder wurden verkauft und aus dem Erlös eine Wirthschaft in der Stadt, nebst einem Weinhandlungspatent erworben. Rasch wollte es aber auch da nicht vorwärts gehen, trotzdem der neue Ochsenwirth und Weinhändler noch Roß- und Haberhandel trieb. Häufig war er auswärts, und wenn er heimkam, mußte er der Frau immer viel vorzurechnen, was für 'nen guten Schick er gemacht, wie viel er profitirt habe. Dabei fiel's jedoch der guten Helmine auf, daß so häufig Zustellungen vom Amt eingingen, die er ihr nicht zu lesen geben wollte. Ein Glück, daß der Vater so viel sich wenigstens vorbehalten, um die Risse und Sprünge am Haus des Schwiegersohnes nothdürftig immer wieder verkleben und verkiten zu können.

Dieser war selten mehr im Geschäft. Es litt ihn nicht mehr daheim. Er hatte sich eine Jagdkarte gelöst, und der Wildstand interessirte ihn jetzt mehr, als sein Vermögensstand. Oft kam er erst in später Nacht mit etlichen seiner Jagdkumpanen nach Haus; und wenn er dann noch eine Flasche oder zwei aufstellen ließ, und die Frau, nachdem sie selbige gebracht, in die Kammer ging, damit die Zecher ihre verweinten Augen nicht bemerken sollten, da gab ihm der Eine oder Andere nicht undeutlich zu verstehen, wie ihn seine Frau so gar nicht zu behandeln wisse und wie sehr er zu bedauern sei.

So ging's ein paar Jährlein fort. Da — eines Tages verlautete, er habe, wie sich später herausstellte, wegen falscher Buchführung mit Untersuchung bedroht — das Weite gesucht. Es kam zu einer Gant, und der armen Frau blieb nichts übrig, als mit ihren Kindern wieder heim zu den Eltern zu gehen.

Der Tag, der mich hinführte, war kein so lieblicher wie jener, an welchem ich bei meiner ersten Schulvakanz so hoffnungsfreudig das Thal durchschritt. Bleifarbenes, um die Berge ziehendes Gewölk verdüsterte den Himmel; und der Wind trieb rubelweis schon gelbe Blätter vor sich her.

An den Halben und Berasfeldern qualmten und glocketen bereits die Wurzelfeuer und verbreiteten jenen eigenartigen Geruch, der mich so ganz wieder in den höhern Schwarzwald versetzte. Ein paar Kinder, die Lesholz heimschleppten, zerstreut in den Matten am Bache weidende Kühe, da und dort ein Aabe, eine Elster im halb entlaubten Apfel- oder Birnbaum an der Straße hin und her, waren das einzig Lebende in der herblich angehauchten Landschaft.

Zu einer Beugung des Wegs gekommen, gewahrte ich eine Frau mit zwei Mädchen aus einem Kartoffelfeld daherkommen. Ist sie's, ist sie's nicht? mußte ich mich fragen. Ja, sie war's, die einst so schöne, frohgemuthel Helmine. Beinahe hätte ich sie nicht wieder erkannt, so sehr hatte sie gealtert. Ein Schimmer wehmüthiger Freude überflog ihr blaßes Gesicht. Sie stellte mir ihre Töchterchen vor, und als ich ihr gesagt, ich komme, um ihr und den Eltern einen Besuch zu machen, sagte sie: „Gell Johann, es hät sich viel g'änder bi uns. De hätstch D'es nit denkt! Aber es freut mi, daß d'is nit vergesse hästcht!“

Auch die Eltern freuten sich; als ich so unvermuthet bei ihnen eintrat. Doch alles, was ich sah und hörte, berührte mich peinlich. Die guten Alten konnten es eben nicht verwinden, durch die schlechte Wirthschaft des leichtfertigen, gänzlich verschollenen Schwiegersohns um fast all das Ihrige gekommen zu sein. Den Better, merkte ich wohl, drückte es um so mehr, als er sich sagen mußte, die Heirath sei sein eigenes Werk gewesen. Als ich ging, tönte mir's noch lange nach, wie das Glöcklein der nahen Dorfkapelle, das mir zu verkünden schien, ein schmerzlich Scheiden sei vorbei.

Ein Bild von lichterem Farben gab mir bald nachher ein Brief, den ich von meinem ehemaligen Kriegskameraden, dem kleinen Kanonier erhielt. Er hatte, wie er mir früher schon berichtete, alle Ursache, sich zu seiner Eroberung vor Belfort zu gratuliren. Als ehemalige Markbedenterin habe die Charlotte neben der Landwirthschaft her einen Handel mit Viktualien angefangen. An Zuspruch fehle es nicht. Erst dieser Tage sei wieder ein petit canonier, der Dritte von dieser Waffengattung, eingerückt, und mir, seinem einstigen Dolmetscher und Heirathsagent zu Lieb, hab der Rekrut in der Taufe den Namen Jean erhalten. — Und so konnte ich mir sagen, habe doch wenigstens einer von der Batterie drüben Soldatenglück gehabt! schloß der Veteran seine Kriegs- und Liebesgeschichte.

Dr. Jos. Zemp,

der neue schweizerische Bundespräsident.

Dr. Jos. Zemp, der für das Jahr 1902 zum Bundespräsidenten gewählt wurde, ist am 2. September 1834 zu Entlebuch, Kanton Luzern, geboren. In Heidelberg und München studierte er Jurisprudenz und widmete sich nach Absol-

rath berufen, welcher Wahl eine politische Bedeutung zugemessen wurde. Seit 1896 verwaltete Dr. Zemp das Post- und Eisenbahndepartement, als dessen Chef er insbesondere die Verstaatlichung der Eisenbahnen vorbereitete und zum großen Theil auch durchführte: In welchen Aemtern und Stellungen sich Dr. Zemp auch



Dr. Jos. Zemp, der neue schweizerische Bundespräsident.

vierung seiner Studien in Luzern der Advokatur. Bald war er ein sehr gesuchter Anwalt und wurde schon 1863 in den gesetzgebenden Körper seines Kantons berufen, 1871 in den Ständerath und 1873 in den Nationalrath entsandt, wo er sich der katholischen Rechten anschloß, zu deren hervorragendsten Mitgliedern er bald zählte. Im Jahre 1887 wurde er zum Präsidenten des Nationalraths gewählt und 1891 in den Bundes-

bewegte, überall hat er sich durch sein gediegenes Wissen, seine vornehme Haltung und sein kraftvolles Auftreten im parlamentarischen Leben die größte Achtung aller Parteien erworben, und daß er, der schon 1895 das Amt des Bundespräsidenten bekleidete, jetzt wieder an die Spitze der Eidgenossenschaft gestellt wurde, das ist wohl der beste Beweis für das Vertrauen seiner Mitbürger.

1501—1901.

Was diese beiden Zahlen wohl bedeuten? Der Mann im Mond weiß es wahrscheinlich nicht, trotzdem er oft genug auf diese runde Erde herunterguckt. Dagegen wer ein rechter Schweizer ist, hat im vorigen Jahr reichlich genug Gelegenheit gehabt, darüber nachzudenken. Und die Basler erst recht! Denn eben für sie enthalten jene Zahlen die ganze große und reiche Geschichte, die sie als Glieder der Eidgenossenschaft erlebt haben. Mitten im lärmenden, unruhigen Betrieb der Alltäglichkeit kann man nicht so tief-sinnig über das Vergangene sich besinnen, wie langsam eins aus dem andern herausgewachsen ist. Da nimmt man eben und benützt und genießt, was da ist. Man fährt bequem und

geborgen auf dem wohlgefügtten Schiff, das mitten auf tiefem, sturmlosem Ströme vorwärts gleitet.

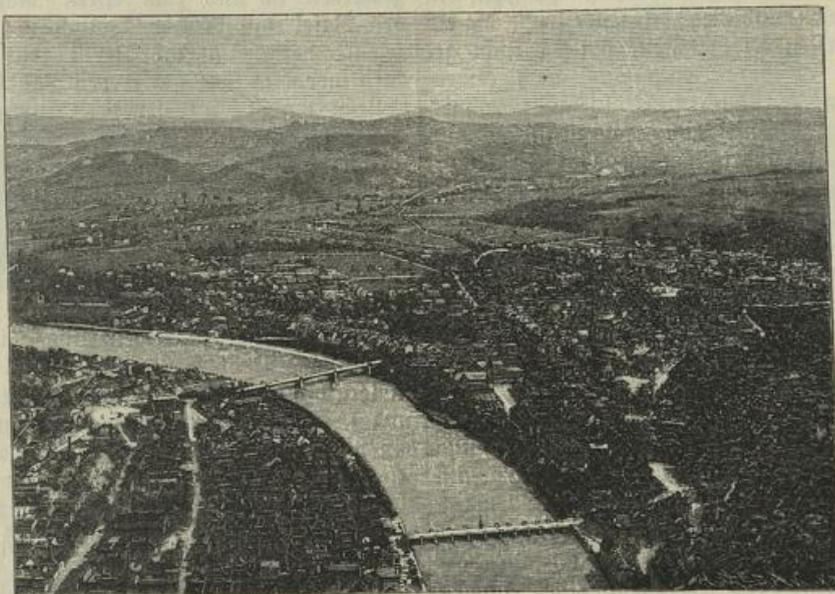
Aber es erinnert selten einmal ein ernster Reisegefährte daran, wie viel Mühe es gekostet hat, bis das Schiff gebaut war: wie viel

gefährliche Wetter es hat durchkämpfen müssen. Oder: wie viel Verstand, Wille und Mut der Menschen dazu gehört hat, es bis in die Gegenwart hinein zu retten, und was für mannigfaltige Fügungen der Herr der Welt geschickt hat, um alles zu Stand und Wesen zu bringen. Daher ist es ganz in der Ordnung, daß diejenigen, die es angeht, im richtigen Augenblick Feiertag machen und auf diese Weise ihre Alltäglichkeit unterbrechen, um Herz und Kopf zusammen zu nehmen und sich zu besinnen. Wenn sie das Fest auf richtige Weise feiern, kann etwas Gescheidtes dabei herauskommen. Die Fahnen und Kränze und Raketen, die Lieder und Reden und was sonst noch dazu gehört, werden dann übertönt

vom ernststen Klang der Glocken und vom feierlichen Brausen der Orgel, und die Geschichte, diese heilige Lehrmeisterin der Menschen, hält eine gute Predigt über einen schönen Text und die Zuhörer können denken: „Heute ist es uns wieder einmal gesagt worden!“ Da bilden wir uns immer etwas Besonderes auf die eigenen Fähigkeiten und Leistungen ein, und derweilen haben das Hauptgeschäft längst andere gethan, die halb oder ganz vergessen sind, und wir zehren nur von dem Kapital, das sie im sauren Schweiß des Angesichts erworben haben. Und ob wirs recht verwerthen, ist erst noch die Frage.

Der Nicht-Schweizer weiß für gewöhnlich wohl nicht viel mehr, als daß Basel eine von den größten Städten der Schweiz ist und zusammen

mit Baslerland einer der 22 Kantone. Wenn die Geschichtskennntnisse überall in der Welt ungefähr gleich bedeutend, das will sagen: unbedeutend sind, wie da, wo der Verfasser dieser Zeilen lebt, dann begnügen sich auch die Bewohner der



Basel aus dem Ballon. Höhe etwa 600 Meter.

Alpenlandschaften u. s. w. mit der Thatfache, daß heutzutage Basel unleugbar die bekannte Stadt der Schweiz ist, und thun dergleichen, als sei dies wahrscheinlich wohl immer etwa so gewesen. Ja, sie stellten es sich vielleicht so vor, als ob in den Mauern von Basel von jeher eine wahre Herzenszuneigung zu dem Bund der Eidgenossen geherrscht habe und alle Bewohner der Stadt seit Anbeginn für nichts höher geschwärmt hätten, als eben für die Zusammengehörigkeit mit den übrigen Kantonen. Und doch ist dies durchaus nicht der Fall. Erst im Jahr 1501, am 9. Juli ist der Eintritt Basels in die Eidgenossenschaft beschlossen und am 13. Juli vollzogen, beschworen und gefeiert worden. Und

auch da hat sich die entschlossene Angliederung nicht plötzlich wie unter einer Eingebung von oben ins Werk gesetzt. Vielmehr mußten die, die schon zur Eidgenossenschaft gehörten, recht flehentlich um die Stadt werben, wie je nachdem auch einmal ein Bräutigam um seine Braut; und vorher hat die Spröde wohl mehr als einmal einen deutlichen oder doch verblühten Korb ausgetheilt.

Das heißt nun nicht, daß vor dem Eheschluß im Jahr 1501 nicht schon eine starke Zuneigung vorhanden gewesen wäre. Da haben denn doch die Blicke häufig genug — ich darf doch ruhig im angefangenen Bild fortfahren? — hin und her geliebäugelt, und es ist manches charmante Wort ausgetauscht, manche galante That angenommen worden. Es ist in der und jener Beziehung ein förmliches „Verhältniß“ zwischen den Beiden gewesen und an „Gelegenheiten“, die ein Zusammentreffen ermöglichten, hat es nicht gefehlt. Aber es waren eben auch noch andere Bewerber da, die auch nicht so ganz „ohne“ waren und mit denen sich zart zu stellen aus verschiedenen Gründen nothwendig war. Ja, diese anderen Bewerber hatten sogar in gewissem Sinn allere Rechte, und gegen ihre Anträge taub zu sein, war ein Ding der Unmöglichkeit. Der Vielbegehrten hat sicher das Herz weh gethan, als sie der Thatsache sich unterwerfen mußte, daß man schließlich ja doch nur einem einzigen angehören kann. Aber es war ihr für spätere Zeiten ein dauernder Trost, daß die alten Freunde sie nicht ganz vergaßen, so wenig sie selbst ihnen ganz und gar den Rücken kehren konnte, und daß in ihrer zuletzt gefundenen eigentlichen Heimath sie recht glücklich geworden ist, das kann Niemand leugnen und das vergönnt ihr auch Niemand.

So, jetzt muß ich sehen, daß ich aus dem anziehenden Bild von der Liebe eines jungen Herzens wieder herauskomme und beweise, daß es nicht ganz unangebracht gewesen ist. Basel liegt ja nun doch einmal im Rheinthal. Da ist es nur natürlich, daß es ursprünglich sich mit den andern Städten zusammenhat, die auch im Rheinthal liegen. Zu ihnen hatte es einen allezeit offenen Zugang. In der breiten Ebene ließ sich bequemer zu ihnen wandern oder fahren, als zu den Bewohnern jenseits der Berge. Kein Wunder, daß z. B. die Städte Straßburg und Freiburg in der Geschichte Basels oft genug genannt werden. Wo die geographische Lage Handel und Verkehr leicht gestaltet, findet Austausch der Waaren und Gedanken ganz von selber statt.

In diesem Punkt hatten es Luzern, Bern oder Zürich schwerer, der Rheinstadt näher zu kommen. Bis über den Ramm hoher Gebirge

Straßen gebaut und benützt werden, sind mancherlei Hindernisse zu überwinden. Wir heutzutage sind da weniger abhängig. Wir bohren einfach Tunnels, und der Lokomotive ist es im Großen und Ganzen höchst einerlei, ob sie hinauf oder hinunter fahren muß. Müd wird sie ja nicht dabei. Das war damals selbstverständlich anders, und der Hauenstein war zwischen Luzern und Basel wie ein verrosteter Niegel vorgeschoben. — Aber auch der Umweg durch das Narththal war nicht so einfach, da er sehr weit war und mithin gegenüber den geraden Straßen nach Freiburg und Basel in einem natürlichen Nachtheil sich befand.

So kommt es, daß die Stadt Luzern eigentlich wohl erst im Jahr 1291 beim Abschluß eines Vertrages für Basel von einiger Wichtigkeit geworden ist und zum ersten Mal die Augen von Basel mit Nachdruck auch in jene Gebiete gelenkt hat. Im Jahr 1303 tritt auch Bern auf, indem es mit Basel den Landfriedensbund schließt, womit ein Gesetz der Ordnung über jene bisher scheint sehr unsicheren Gegenden kommt. Zürich hat im 14. Jahrhundert für Basel auch seine Bedeutung. Aber mehr in feindseligem Sinn, denn damals war noch die Zeit, wo die Städte kleinere Orte in ihren Besitz brachten, ihr Gebiet ausdehnten. Ein solcher Machtzuwachs war aber nicht nach dem Geschmack der übrigen Städte, die ähnliche Erweiterungen ihrer Machtbefugnisse erstrebten und im Vortheil der Nebenbuhler ihren Nachtheil sahen. Daher haben es auch z. B. die Eidgenossen gar nicht gern gesehen, daß Basel im Jahr 1407 Olten erwarb, welches es dann im Jahr 1416 wieder an Solothurn abtrat. Trotzdem war dieser vorübergehende Besitz von Olten für Basel von großer Wichtigkeit. Denn es hatte dadurch jenseits des Hauenstein festen Fuß gefaßt; und es pflegt in der Welt so zu sein, daß, wenn man irgendwo einmal mit dem Herzen war, man mit dem Herzen auch festgebunden bleibt. Es ist eine geistige Verbindung geschaffen, und früher oder später, wenn die Verhältnisse günstiger geworden sind, treten die flüchtigen Beziehungen wieder in Kraft und die einstigen kleinen Angelegenheiten erweisen sich als eine Ausfaat, die zu ereignisvoller Ernte vom Schicksal bestimmt war.

Es ergibt sich aber auf der andern Seite aus den geschilderten Umständen, daß vorläufig Basel noch keine Veranlassung hatte, mit fliegenden Standarten seinen Marsch in das Lager der Eidgenossenschaft zu nehmen. Je mehr Dinge vorhanden waren, über die man streiten und in Mißtrauen gerathen konnte, um so treulicher gestaltete sich der Verkehr mit den alten Freunden.

Im Jahr 1418 wurde das Bündniß mit Straßburg erneuert. Nicht allzulange vorher war Basel dem schwäbischen Städtebund beigetreten; während doch auch wieder im Jahr 1400 nach der Schlacht bei Sempach ein Bündniß mit Bern und Solothurn geschlossen wurde und also eine innere Verwandtschaft nach der Seite der Eidgenossen hin sich kund that.

Für unsere heutigen politischen Begriffe kommt uns dieses „bald hier, bald dort“ wie eine Art von Durcheinander vor. Denn wir haben jetzt eine saubere Landkarte, auf der die Grenzen der verschiedenen Reiche fein säuberlich gezogen und mit den entsprechenden, dem Auge leicht erkennbaren Farben bemalt sind. Innerhalb dieser banten Grenzsteine wohnen die Staaten mit ihren einheitlichen Regierungen und den

Baum aus seiner Wurzel? Aber die Weltgeschichte geht ihre ganz eigenen Wege, und es ist immer eine Thorheit, aus der Gegenwart die Zukunft genau prophezeien zu wollen, wie es umgekehrt unmöglich ist, aus der Gegenwart zu schließen, wie die Vergangenheit gewesen sein muß.

Kurz und gut, damals hatten eben thatsächlich sowohl Oesterreich als Frankreich gewichtige Interessen in Basel und umgekehrt Basel in diesen Ländern. Die Grenzen beider Länder zogen sich viel näher bei Basel hin als heutzutage. Wie lange ist Freiburg i. B. österreichischer Besitz gewesen! Und in Hüningen im Elsaß baute noch Ludwig XIV. von Frankreich eine Festung. Daher kamen für Basel sowohl Oesterreich als Frankreich nicht nur als Nachbarn in



Erinnerungs-Medaille an Basels Eintritt in den Schweizer Bund (1501—1901).
Ausgeführt von der Stuttgarter Metallwaarenfabrik (Wilhelm Mayer & Franz Wilhelm) Originalgröße.

Gefeschen, die von der einen Grenze bis zur andern einem Jeden die gleichen Rechte gewähren und die gleichen Pflichten ausladen. Der einzelnen Stadt kommt keine Unabhängigkeit zu, Politik auf eigene Faust zu machen. Sie kann nur in der geordneten Volksvertretung durch ihren Abgeordneten ihre Wünsche zur Geltung bringen, hernach aber hat sie sich dem gemeinsamen Beschluß aller zu fügen.

Nun aber sind wir weiterhin leicht geneigt, nach dem Bild der Gegenwart auch das Bild der Vergangenheit uns bis zu einem bestimmten Grad zurecht zu stützen, und zu vergessen, daß zwischen Einst und Jetzt oft ein Unterschied ist wie zwischen Tag und Nacht. Wenn es möglich wäre, einen Mann des 13. Jahrhunderts noch einmal zum Leben zurück zu rufen, so würde er wahrscheinlich nicht recht wissen, ob er oder wir aus dem Häuschen sind. Paßt denn das Alles noch zu einander? Und ist das Eine aus dem Andern thatsächlich herausgewachsen, wie der

Betracht, sondern auch als mächtige Reiche, mit denen unter Umständen nicht gut Kirschen essen war. Mehr als einmal mußte bis in die spätere Zeit hinein Basel bei den Eidgenossen um Unterstützung nachsuchen, die ihm meistens auch entweder in kraftvollen Worten oder in wirklichen Thaten geleistet wurde. Für die Regierung von Basel aber war es nothwendig, vorsichtig zu sein, damit es weder den einen noch den andern Nachbar verschmupfte und aus allen drohenden Fährlichkeiten unbeschädigt sich herauszog. Bei den verschiedenen Händeln, von denen dieser Theil der europäischen Welt je und dann erfüllt war, nahm es den Standpunkt der Neutralität ein, keinem zu Lieb und keinem zu Leid. Es ist ihm freilich nicht beschieden gewesen, daß diese Unparteilichkeit von den Andern auch immer richtig anerkannt wurde. Mehr als einmal wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß es im Geheimen dem Einen geholfen habe. Ernstlicheren Schaden hat es aber nie genommen.

Eigentlich haben diese letzten Zeilen schon auch in die Zeit nach dem Eintritt in die Eidgenossenschaft hinübergegriffen. Aber nur deswegen, weil mit dem Jahr 1501 nicht alles auf einen Schlag sich änderte und innerhalb der Eidgenossenschaft damals doch auch noch recht kräftige selbständige Beziehungen zum Ausland möglich waren. Es sollte hier in aller Kürze eben darauf hingewiesen werden, daß wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn Basel, das jetzt so fest in die Eidgenossenschaft eingeschmiedet ist, von Hause aus mit mehr als einer Klammer an andere Staatengebilde angebunden war und demnach auch seinen Eintritt in den Bund der Kantone nicht so leicht vollziehen konnte, als wir heutzutage Lebenden uns vielleicht träumen lassen.

Wenn Jemand ganz nahezu ist, könnte er fragen, ob Basel denn nicht eine ebenso namhafte, durch ihre Geschichte bekannte und durch ihren jetzigen Zustand preiswürdige Stadt wäre, wenn es seinen ersten Regungen gefolgt wäre und seinen endgültigen Anschluß auf der rechten Seite des Rheins gesucht hätte. Aber darüber nachzudenken, hat keinen Zweck. Ein Weiser des vorigen Jahrhunderts hat behauptet: „Alles Bestehende ist vernünftig.“ Damit hat er wohl nicht gemeint, daß auch jedes Unrecht, das in der Welt zu Bestand kommt, vernünftig sei; sondern nur, daß Alles aus den Verhältnissen heraus auf natürliche Weise sich entwickelt. So hat Basel mehr und mehr nach der Schweiz sich hingezogen oder hingedrängt gefühlt und hat mit seinem Eintritt das gethan, was ihm das Natürliche war. In diesem neuen Zusammenhang mit den übrigen Kantonen ist es denn unter mancherlei Wechsel von Regen und Sonnenschein hervorgebrochen zu seiner jetzigen Größe. Es hat von den Andern mancherlei Gutes empfangen und hat im Austausch der Gedanken und Kräfte ihm auch wieder ein reiches Maß von Gegengaben dargereicht. Die Geschichte der 400 Jahre von 1501 bis 1901 ist der Beweis dafür. Das schöne Wort in Schiller's Tell: „Der Starke ist am mächtigsten allein,“ hat doch nur dann seine Geltung, wenn es von einem wirklich Starken gesagt ist für den Fall, daß er mit Schwächlingen ein Bündniß schließen sollte. Da geht er lieber seine eigenen Wege und verläßt sich auf die eigenen Kräfte des Geistes und des Leibes. Im gewöhnlichen Leben aber ist es eine förmliche Nothwendigkeit, sich mit Andern zu gemeinsamem Handeln zusammen zu thun. Dabei muß man freilich manchesmal etwas von

seiner Eigenart zum Opfer bringen. Dafür aber erhält man die wertvolle Unterstützung der Freunde und genießt die von ihnen ausgehenden Anregungen und hat für sich dennoch die Möglichkeit, sein Bestes in die Waagschale zu legen. Basel hat das im Lauf der Zeit an sich erfahren. Der Rückhalt an den Eidgenossen war ihm oft genug Tröstung, Stärkung. Im Ernstfall sind sie ihm mit ihren starken Armen beigeprungen. Seinerseits hat es die große Gabe besessen, den einmal beschworenen Grundsätzen die Treue zu halten und die Fülle seiner reichen Erfahrungen in werthvollen guten Rath zu verwandeln, der auch gern gehört und angenommen wurde. Eine Reihe der wichtigsten Anregungen sind von ihm ausgegangen, namentlich auf dem Gebiet des inneren Ausbaues der Schweiz. Vortreffliche Männer hat es dem gemeinsamen Vaterland zur Verfügung gestellt, deren Namen in ihrem Wirken ein Denkmal haben. La Roche war der erste Generalpostdirektor; Johann Jakob Speiser der ausschlaggebende Fachmann für die Neuordnung des Münzwesens; Georg Stehlin, Wilhelm Schmidlin, Karl Geigy haben für ein einheitliches Eisenbahnnetz gesorgt; in Oberst Wieland erstand ein tüchtiger Vertreter des Militärwesens; u. a. Alles in Allem genommen: es war ein segensreicher Austausch dessen, was Jeder zum Gelingen des Ganzen beitragen konnte, und daran haben dann die einzelnen Theile selbst wieder ihre Förderung gehabt.

Es war vollberechtigt, daß Basel in den Tagen vom 12. bis 14. Juli 1901 die Erinnerung an den Eintritt in die Eidgenossenschaft mit einem großartigen Feste feierte. Es wird es nicht gethan haben, um die eigenen Verdienste an die große Glocke zu hängen und von den Gästen sich verhimmeln zu lassen, sondern um wahr und ehrlich festzustellen, was es den Andern geleistet hat und was die Andern ihm geleistet haben. Der Text der Festpredigt aus dem Propheten Jesajas, Kapitel 63 Vers 7: „Ich will der Güte des Herrn gedenken und des Lobes des Herrn in Allem, das uns der Herr gethan hat,“ konnte auf rechte Weise allen berechtigten Stolz zur Bescheidenheit stimmen. Die geschichtlichen Bilder, die im Festspielan d. m. Auge der Zuschauer vorüberzogen, konnten einen Begriff geben von dem langsamen Werden, in dem Alles seine Zeit haben will. Und die Gäste, die in großen Schaaren nicht nur aus der Schweiz erschienen waren, mögen ein Beweis dafür gewesen sein, daß wohlverdientes Gedeihen immer auch die neidlose Freude der Nachbarn genießen darf.

Weltbegebenheiten.

"In der Noth allein
Bewährt sich der Adel großer Seelen."
Schiller, Turandot I, 1.

Der Hausfreund muß auch diesmal mit seiner Weltschau hinten anfangen! Das letzte Jahr hat er's gelhan, weil er froh war, daß die deutschen China-krieger endlich zurückgelehrt sind. Diezmal aber hätte er es beinahe lieber gehabt, wenn er noch nicht über den Burenfrieden hätte berichten müssen. Denn den eingebilbeten Briten hätte er gern noch ein paar kräftige Hiebe von der Sorte, die nur bei deutschen Stammverwandten wächst, gegönnt. So von Herzen wie ihn das gefreut hätte, freut ihn der Friede doch nicht. Den Besen geht's auch so, ja Mancher hat gewiß vor enttäuschter Erregung mit der Faust auf den Tisch geschlagen, weil die tapfern Buren etwas Besseres verdient hätten. Der Hausfreund hat's fast akkurat so machen wollen, aber gerade wie er den Arm zum Rumschüteln erhoben hat, ist's ihm gekommen: halt, Hausfreund, 's ist allemal besser, wenn ein Mann nicht gleich zuschlägt, sondern die Sache zuerst einmal näher anguckt.

Ja, wenn irgend wo, dann ist es hier der Fall. Denn zum Ersten: die Engländer haben fast alle unterseeischen Telegraphen der Welt in ihrem Besitz und lassen nur solche Nachrichten durch, die ihnen passen. Zunächst aber paßt ihnen nur, von der Krönung ihres Königs verkünden zu können: der Burenkrieg ist siegreich beendet, die Freistaaten sind als Kolonien einverleibt. Wie so oft bei diesem Krieg muß es also auch bei diesem Frieden heißen: Aufpassen, ob die Nachricht nicht aus England stammt. Unser alter Bismarck hat nur zu recht gehabt, als er sagte, man werde wohl bald auch sagen müssen: er lügt wie telegraphirt! Gewiß wird nach der Krönung oder wenn der Leser den Hausfreund gedruckt in der Hand hat, noch allerlei Besseres für die Buren herauskommen. Zum Andern aber! Jedermann weiß, die Burenführer sind die letzten, die man Dummköpfe nennen könnte; die gehen ohne wichtige und gute Gründe gewiß keinen Frieden ein; besonders nicht in dem Augenblick, wo die Lage auf ihrer Seite so günstig und kurz nachdem der feindliche General Methuen gefangen genommen und großmüthig frei gelassen worden ist. Nun bedenke man aber die fürchterliche Verheerung des Landes; man vergesse nicht, wie in den sogenannten Konzentrationslagern von 1000 Personen über 200 monatlich starben, über 20000 arme Wärmlein umkommen mußten, ohne daß die verzweifeltsten Mütter helfen konnten. Da müßten die Burenführer wohl befürchtet haben, daß auf diese teuflische Art der „Kriegsführung“ das mannhafteste

Burenvolf zum Aussterben gebracht wird. Besser der Krieg geht so zu Ende, als daß ein Volk, das sich in der Noth so trefflich bewährt hat, vom Erdboden verschwindet. Zudem haben die Burenstaaten schon einmal ihre Selbständigkeit an England verloren gehabt; 's wird auch diesmal nicht das Bektemal sein! meint der Hausfreund.

Ein besonders herzliches Grüß Gott! sagt er aber denen unter den Buren, die sich in Deutsch-Südwest-Afrika ansiedeln, wo sie in Frieden und Ruhe unter stammverwandter Regierung sich der gewohnten treuen Kulturarbeit mit dem Pfluge und der Waffe widmen können, und die denkbar geeignetsten Kräfte sind, ihrem neuen Vaterland, unserer deutschen Kolonie, zur Blüthe zu verhelfen. Für die unwandelbare Anhänglichkeit, die für die Buren bis tief in jedem deutschen Dorf und im Herzen unseres Volkes sitzt, ist diese Thatsache von höchst erfreulicher Befriedigung. Weniger Freude hat die Regierung des



Das Ketteler-Denkmal.

Deutschen Reiches

für ihre Freundschaft für England gehabt. Der Ausspruch „treuloses Albion“ mit dem man in der ganzen Welt England meint, hat sich wieder einmal als wahr erwiesen. Die guten Beziehungen des Reiches zu den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind den Briten unangenehm: also sehen sie mit ihren Telegraphen geschwind eine von ihren Lügennachrichten in die Welt und erzählen den Amerikanern, daß im Kriege gegen Spanien Deutschland die europäischen Mächte zu einem bewaffneten Einschreiten gegen Amerika aufgefordert habe. Das war nun doch dem Kaiser und dem Kanzler Bülow ein zu schöner Dank für die so stark bewiesene Neutralität zu Gunsten Englands: Schlag auf Schlag, klar und deutlich haben sie das ganze Lügenwerk aufgedeckt und gezeigt, daß die englische Regierung es war, die dazu aufforderte und daß Deutschland davon abrieth, nicht umgekehrt! Wie ein Schulbub stand England vor der ganzen Welt blamirt da, und wie ein rechter Lügenbold schob seine Regierung, als sie entlarvt war, die Schuld auf ihren Gesandten, obwohl bekannt ist, daß kein Gesandter eines Staates ohne Aufträge seiner Regierung etwas vorbringen darf. Diezmal fiel der Verleumder in seine eigene Grube, die Freundschaft zwischen den Vereinigten Staaten und dem Reich wurde nun erst recht lebhaft. Der Kaiser hatte sich nämlich eine Kenn-Zacht in Amerika bauen lassen und den Präsidenten Roosevelt gebeten, seiner Tochter die Taufe des Schiffes zu übergeben. Als Vertreter des Kaisers wurde Prinz Heinrich abgesendet und fand eine unge-

mein glanzvolle und begeisterte Aufnahme. Wenn man nun auch nicht gleich alles, was dabei geredet und veranstaltet worden ist, als baare Münze und lautere Herzensfreundschaft aufzufassen braucht, so ist dadurch doch das arge Mißtrauen, das England wohlüberlegt und seit Jahren gegen das Reich in Amerika geschürt hatte, verschwunden. Seit dazu noch ein eigenes Kabel von Amerika, mit Umgehung des Englischen nach Deutschland führt, ist den englischen Lügenberichten in Amerika fortan schnell und kurz der Garaus zu machen.

Die Nichtdeutschen Nord-Amerikaner blickten mit einer gewissen Geringschätzung auf die Deutschen. Nun aber entdecken sie, daß das Deutsche Reich in wirtschaftlicher wie technischer Hinsicht auf einer von ihnen ungeahnten

muß ein armer Bauer, der sich doch redlich und ehrlich mit seiner Hände Arbeit abgerackert hat, sein altererbtes Gütlein verlieren: es kräht kein Hahn danach und ist dem Hausfreund doch ärger, als wenn so eine reiche Aktien-Fabrik zusammenbricht. Das thut ihm eigentlich nur deshalb leid, weil dann sofort die Arbeiter mit ihren Familien ihr Brod verlieren. In der That ist diesmal die Arbeitslosigkeit stärker gewesen, als dies gewöhnlich im Winter der Fall ist. Aber auch hier ist viel übertrieben worden, in manchen Theilen des Reiches hat man kaum etwas davon gemerkt; andererseits ist von Staat und Gemeinde vielfach durch Anordnung von Extraarbeiten dagegen angekämpft worden. Mehr als in irgend einem Lande wird durch Versicherungen für die Zeit



† König Albert von Sachsen.



König Georg von Sachsen.

Höhe steht. Ein so schön und vornehm ausgestattetes Schiff wie die Kaiserliche Yacht Hohenzollern hätten sie bis dahin den Deutschen gar nicht zugetraut. Nach Europa zu reisen, gehört jetzt bei den reichen Amerikanern zum guten Ton. Will er sich aber wirklich hochfein vornehmen, so fährt er auf dem elegantesten und schnellsten Dampfer der größten Dampfergesellschaft der Welt — das aber sind nur zwei deutsche Gesellschaften —, und er landet im zweitgrößten Hafen der Welt — das ist nicht etwa New-York, sondern Hamburg. Jetzt merkt er erst, wie sehr die Nachrichten vom „deutschen Krach“ übertrieben waren. Wohl sind eine ziemlich große Zahl von Geschäften, Fabriken verkracht, und es sind einige böse Bankswindel an den Tag gekommen, aber das waren eben doch nur mehr oder weniger unsolide oder übertriebene Unternehmungen, von einem Allgemeinen Zusammenbruch voll Entsetzen und Noth keine Rede. Und wie oft

der Noth und des Alters der Arbeiter gesorgt und immer weiter wird an der schwierigen Frage der Arbeiterfürsorge gearbeitet. Erst jetzt leider wird bekannt, daß der Kaiser schon 1899 gewünscht hat, die Arbeiter sollten als „gleich berechtigter Stand“ anerkannt werden. Für die wackeren Invaliden der deutschen Kriege 1870 und vorher und deren Hinterbliebene sind jetzt größere Mittel bewilligt; für die des Chinafeldzuges ist durch besonderes Gesetz gesorgt. Der jüngste Bruder des Chinesen-Kaisers ist zur Sühneleistung in Berlin erschienen. Zum Gedächtniß des so schmachlich ermordeten Gesandten von Ketteler hat die Chinesische Regierung ein schönes Denkmal am Platz der That erbauen müssen, und die Ueberwachung des Verkehrs mit ihrem Gesandten in Berlin ist vom Reichskanzler wieder aufgehoben. Daß das Sühneprinzelein nachher mit so viel militärischem Glanz geehrt worden ist, hat dem Hausfreund nicht recht eingeleuchtet. Noch weniger freilich, daß dieses äußere Zeichen hoher Ehrung bei der Einweihung des großen Bismarckdenkmals in Berlin, für das man seit vielen Jahren in ganz

Deutschland gesammelt hat, nicht wie sonst angeordnet worden war. Und doch „verdanken wir,“ wie der Reichskanzler Bülow in seiner Rede sagte, „es in erster Linie dem Genie dieses Mannes, daß die Reihe der preussischen Herrscher mit dem großen deutschen Kaiser abschließt.“ Diese Worte sind um so bedeutungsvoller, weil nicht lange vorher mit allem Glanz des preussischen Hofes das 200jährige Bestehen des preussischen Königthums gefeiert worden ist. Auch die 50jährige Zugehörigkeit der süddeutschen Provinzen Hohenzollern zum Königreich konnte gefeiert werden. Die vielfache Festesfreude des Hofes wurde aber schwer getrübt durch den Tod der Kaiserin Friedrich, der Mutter des Kaisers; mehr als je tauchte dabei wieder in der Erinnerung des deutschen Volkes die herrliche Gestalt des Mannes auf, der „als Kronprinz,“ als „Unser Fritz“ fortlebt als leuchtende Verkörperung der schwer errungenen Einheit. Mehr wie je wird es aber auch nöthig, sich der Gründungszeit des Reiches zu erinnern, wenn man das gewaltige Ansteigen der Polengefahr ansieht. In zielbewusster Organisation und feurigem Eifer bekämpfen die Polen deutsches Wesen und Denken und streben nach einem neuen einigen Polen, obwohl die Weltgeschichte lehrt, daß die Polen noch nie im Stande waren, sich selbst zu regieren. Seit Caprivi hat man sie in Preußen verhätschelt und große Ausdehnung, selbst in der Rheinprovinz, wo früher nie Polen saßen, gewinnen lassen; jetzt endlich ermannt sich die Regierung. Glücklicherweise wird die Einigung der deutschen Stämme immer fester. — Daß die Rückfahrkarten fortan 45 Tage gelten, wird auch den Verkehr zwischen den entfernten liegenden Reichstheilen sehr fördern. Die neuen Reichs-Briefmarken sind jetzt auch in Württemberg eingeführt. Die neue Rechtschreibung ist sogar nicht nur vom ganzen Reich, sondern auch von der Schweiz und Oesterreich angenommen worden. Die Einigung der protestantischen Landeskirchen wird lebhaft besprochen. Die Erneuerung des Zolltarifs allerdings erhit die Gemüther zunächst noch sehr, wird aber schließlich doch auch wieder eine gute Wirkung für den festen Bestand des Reiches haben. Als ein Zeichen, daß der Reichsgedanke auch in Elsaß und Lothringen feste Wurzeln gefaßt hat, kann die Aufhebung des Diktaturparagraphen, der für den Fall von Unruhen dem Statthalter außerordentliche Befugnisse einräumte, angesehen werden. Die Reichslande haben ihn allerdings nie zu spüren gehabt und haben besonders gern dem ehrwürdigen deutschen Fürsten zugejubelt, der aus der Nachbarschaft oft zu ihnen herüberkam. Diesmal hatten sie besonderen Anlaß dazu. Denn der Großherzog von Baden hat sein 60 jähriges Militärjubiläum und den 50. Jahrestag des Regierungsantritts gefeiert. Schöne Feste gab es im ganzen Lande und von weit her reiche Zeichen der warmen Verehrung für den Fürsten, der als ein rechter getreuer Eckhart für das Einige Reich gearbeitet und dafür Opfer an fürstlicher Macht gebracht hat, wie kaum einer der andern Bundesfürsten. Die Tochter des großen ersten Kaisers steht dem sympathischen Fürsten zur Seite und beide können auf die Früchte einer gesegneten, einer halbjährhundertlangenen, einem Volke gewidmeten Thätigkeit mit Herz und Hand, zurückschauen. Nicht so lange konnte der König von Sachsen für das Reich und sein Land wirken. Der siegreiche Feldmarschall des siebenziger Krieges, der die Truppen vor Paris kommandirt hatte,

Hausfreund. A.

und seinem Land ein milder Fürst war, ist nun auch dorthin gegangen, wo der Kaiser und seine Paladine auf ewig weilen. Sein Nachfolger ist Prinz Georg, der Bruder König Alberts geworden. In kraftvoller Frische aber herrscht in Bayern der greise Prinz-regent Luitpold. Er wahrt die Reservatrechte seines Landes so gut, daß Bayern selbst dem Auslande gegenüber außerhalb des Reiches zu stehen scheint, indem es noch eine Anzahl eigener Gesandtschaften und eigene Briefmarken hat. Dadurch aber wird der Hausfreund an seine liebsten Nachbarn erinnert, die trotz ihrer Eidgenossenschaft doch noch den echt deutschen Uebereifer für Selbständigkeit haben.

Die Schweizer

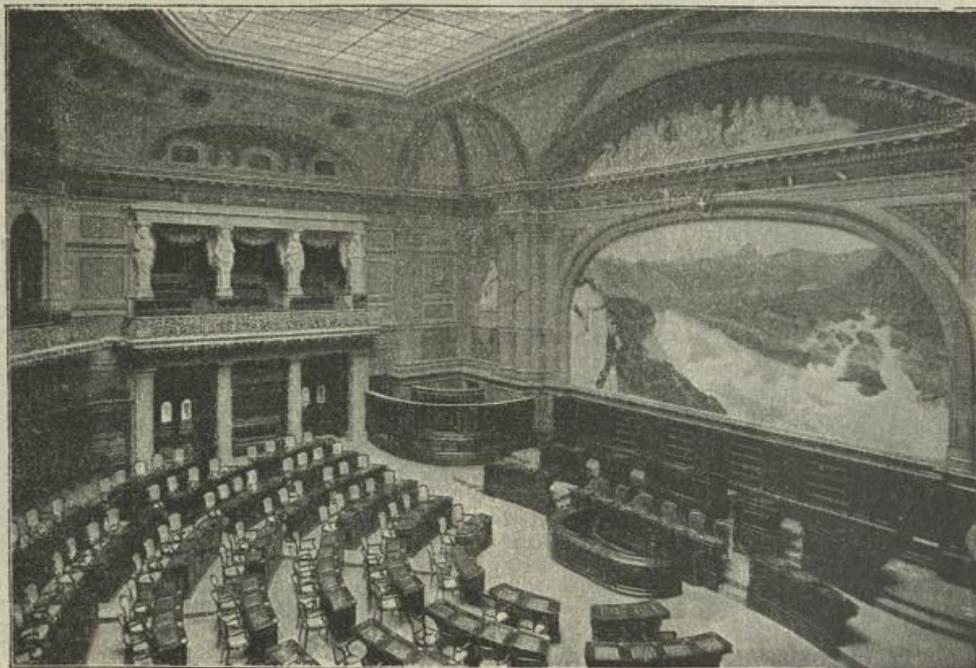
haben das Gesetz, durch welches alle Wehrmänner für Krankheit, Unfall und Tod auf Bundeskosten versichert werden, angenommen. So ist doch wenigstens dieser Theil der großen Versicherungsgesetze, deren unbegreifliche Verwerfung in früheren Jahren der Hausfreund gemeldet hat, zu Stande gekommen. Was vereinte Kräfte leisten können bei der sonst so großen Zersplitterung, das lehrt die Schweiz der Welt und sich selbst. Glanzvoll und würdig der Volksvertretung eines politisch so geschulten Volkes ist das neue Bundeshaus in Bern errichtet worden. Nun ist es eingeweiht und grüßt hoch oben vom steilen Ufer der Aare hinüber zu der gewaltigen Mauer der ewig-schneeigen Alpen. Die Volksvertretung, wie die verschiedenen obersten Bundesbehörden haben in dem Hause ihren Sitz. Nur eine derselben hat keinen Platz mehr in den schönen Räumen. Denn sie ist die allerjüngste, ist aber auch am schnellsten groß geworden: die Direktion der Schweizer Bundesbahnen. Alle großen Bahngesellschaften sind vom Bunde mit vielen Millionen aufgekauft worden und über die vielen Millionen welche die französische Schweiz beherrscht und den Simplontunnel nach Italien durchbrechen läßt, sind die Verhandlungen bald beendet. Dadurch, daß dabei so viele Leute in die, natürlich weit besser bezahlten Bundesdienste treten, wird auch der Bundesgedanke der Zusammengehörigkeit der Schweizer gestärkt. Denn die Hauptschwäche der Schweizer ist der übertriebene „Kantönligeist“, der noch gar oft an den kleinen Bernegroß erinnert: Die 3327 207 Einwohner, welche die Schweiz nach der neuesten Zählung hat, vertheilen sich auf 25 Kantone und Kantönl, die selbständige Staaten sind, wie die deutschen Bundesstaaten; und doch sind es nur so viel Einwohner wie etwa in Baden und den Reichslanden zusammen. Einen recht bedenklich starke Zunahme der „Welschen“ hat die Volkszählung erwiesen, was leider noch von den meisten Schweizern viel zu sehr unterschätzt wird. Es ist deßhalb gut, daß in Kurzem ein neues Band der Einheit bis tief in das tägliche Leben hinein sich schlingen wird, ein einheitliches Bürgerliches Gesetzbuch, dessen Entwurf eifrig besprochen und in Deutschland als eine hervorragende That deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft gepriesen wird. Wie nothwendig die Einheit ist, hat auch die Schweiz erfahren müssen. Wegen eines Artikels über die Ermordung des König Humbert's von Italien, führte der italienische Gesandte Beschwerde, die sich dann zu einem diplomatischen Konflikt zwischen Italien und der Schweiz weiter entwickelte. Nur ein Bund, der die Gesamtheit der Volks-Einigkeit hinter sich hat, konnte trotz der Gerechtigkeit seiner Sache dem Größeren gegenüber feste Sprache führen.

In besserer Freundschaft steht das Land zum Deutschen Reich und selbst die etwas brenzliche Sache, daß dieses in der Nähe von Basel zum Schutze der badischen strategischen Südbahn moderne Befestigungen anlegen wollte, hat ihre freundliche Lösung gefunden. Der Hausfreund wiederholt dabei, was er schon letztes Jahr sagte: bei so freundlichen und engen Beziehungen zweier Länder, wo Tausende ihrer Untertanen im gegenseitigen Gebiet wohnen, wäre eine Verbilligung der Posttaxen sehr angebracht. Nun, er hofft, daß seine Leser auch dazu mithelfen und er es bald erlebt. Denn schnell und ohne Mühe ist dieser Wunsch im Verkehr mit den benachbarten

machen sehr groß ist, haben sich die deutsche und niederländische Regierung vereinigt, ihre unterseeischen Kabel gegenseitig aneinander zu schließen und so zu legen, daß man ganz unabhängig von den englischen wird. Die große Tragweite dieser Abmachung hat man besonders in

Frankreich

wohl erkannt und freudig begrüßt. In dieser Zustimmung ist zugleich ein neues Zeichen zu erblicken, daß unser westlicher Nachbar immer mehr lernt, die deutschen Verhältnisse ohne die übliche und bisher sozusagen vorschriftsmäßige Aufregung zu betrachten.



Sitzungssaal des schweiz. Nationalrats.

Niederlanden

erfüllt worden. Die Grenze dorthin ist ja nur eine künstliche und der Unterschied zwischen der Sprache der norddeutschen Bevölkerung und der holländischen ebenso gering wie zwischen badischen Oberländern und der Schweiz. Die engeren geschichtlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten und den Herrscherhäusern hat auch der Kaiser bei der preussischen Königsfeier und später beim Besuch der Neuvermählten in Potsdam hervorgehoben. Besondere Freundschaft aber hegt das deutsche Volk für die sympathische, frische, junge Königin Wilhelmina, „die Rose von Oranien“ wie sie der Kaiser nannte, und mit großer, allseitiger Theilnahme hat man erfahren, wie durch schwere Erkrankung ihr neues Eheglück getrübt worden ist. Natürlich hat es auch da die englische Lügenfabrik nicht an Verleumdungen des Prinzgemahls fehlen lassen, weil er eben ein deutscher Prinz ist. Da gerade in den Niederlanden das Bedürfnis, sich von der unlauteren Beherrschung der unterseeischen Kabel durch die Engländer frei zu

ist es doch schon so weit gekommen, daß ein Abgeordneter in der französischen Kammer eine Annäherung an das deutsche Reich empfahl, gegenüber dem gemeinsamen jahrhundertlangen Feind England, und dabei auf die gemeinsamen Interessen als Staaten des Festland-Europa und die gemeinsame Arbeit in den Chinawirren hinwies. Mit großem Reiz blicken die Franzosen auf die starke Volksmehrung im deutschen Reich; sie haben herausgerechnet, daß Frankreich in fünfzig Jahren kaum so viel Einwohner wie Italien, Deutschland aber 90 Millionen haben wird. Vorläufig freilich ist Frankreich noch eine imposante Großmacht. Das hat der arme Sultan spüren müssen, dem sie kurz und energisch mit einem Geschwader eine der wichtigsten Hafenstädte besetzt hatten, bis er so schnell als möglich sich ihren Forderungen fügte. Die Hauptstärke Frankreichs ist sein fast unerschöpflicher Reichtum. Nicht zuletzt sind dabei die großen geistlichen Kongregationen zu nennen, die ihre Riesenerbden zu politischen Zwecken verwendeten. Deshalb

wurden sie einer schärferen staatlichen Aufsicht unterstellt; viele, die das nicht wollten, wanderten aus. Wegen ihres Geldes kommt in die „schöne“ Republik auch der Zar gern dann und wann auf Besuch und macht bei der Gelegenheit als „Bundesgenosse“ einen kräftigen Pump. Diesmal hat er sich vier Tage lang riesig feiern lassen und noch vorher ein russisches Geschwader nach Toulon geschickt. Dorthin kam zur selben Zeit auch ein italienisches Geschwader. Denn Frankreich steht mit

Italien

neuerdings wieder so gut, daß die Feinde des Dreibundes schon hofften, er sei gesprengt und Italien werde austreten. Das ist aber nicht geschehen, sondern der Dreibund wurde unter den alten Bedingungen erneuert, wenn auch derjenige Staatsmann, der ihn noch mit Bismarck hat gründen helfen, der alte Crispi, nun auch gestorben ist. Das schöne Land hat noch mit Zuständen zu kämpfen, die bei uns einfach undenkbar sind. Schon früher (1901) hat der Hausfreund gezeigt, wie Südtalien fast ganz von einer Geheim-Regierung beherrscht wird. Jetzt sind in der Verwaltung der Stadt und der ganzen Provinz Neapel die unglaublichsten Dinge von Bestechungen und Käuflichkeit der hohen Beamten aufgedeckt worden. Die Regierung und der König haben guten Willen, zu ordnen und zu helfen; aber die vielen Einzelstaaten, die zum jetzigen Italien vereinigt worden sind, haben so miserabel gewirtschaftet, daß das neue, einige Königreich noch jahrzehntelang darunter zu leiden haben wird. Deshalb ist es wohl auch nur in Italien möglich, daß der neugeborenen Prinzessin von den Römern eine prächtige Wiege geschenkt wurde, der König-Papa aber dann schließlich das Geschenk selber hat zahlen müssen, weil das Geld dafür nicht ganz einlief! Im benachbarten Dreibundsstaat

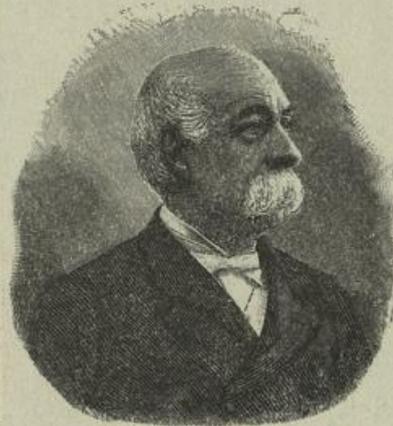
Oesterreich

hat es neue Wahlen gegeben. Die Deutschen sind natürlich nach echt deutscher Art unsinig und in möglichst viel Parteien getheilt, sonst hätten sie die Mehrheit; unter ihnen haben die zielbewußt-Nationalen am meisten gewonnen. 23 verschiedene Parteien sitzen im Reichsrath, die meistens ihr Möglichstes thun, um alles was Deutsch ist, zu unterdrücken. Bloß bei den Steuern lassen sie dem durch Intelligenz und treue Arbeit wohlhabend gewordenen Deutschen den Hauptantheil. Der alte Kaiser Franz Joseph versuchte, durch eine Reise nach Böhmen den Frieden zwischen Deutschen und Tschechen herzustellen, hat aber fast eher das Gegentheil erreicht. Wie wackelig es in Oesterreich steht, merkt jeder, der aus dem wohlgeordneten deutschen Reich einmal hinein wandert. Deshalb sehnen sich viele Leute nach Anschluß an das Reich, und bei den heftigen und so oft übermäßig gereizten Verhandlungen im Abgeordnetenhaus wurde schon manchmal davon geredet; diesmal aber haben Einige sogar ein Hoch auf die Hohenzollern ausgebracht. Wenn das auch nur Einzelne waren, so verräth es doch

die Zustände, die eintreten werden, wenn einmal die ehrwürdige Gestalt des alten Kaisers nicht mehr da ist. Schon jetzt muß sich Oesterreich immer mehr vom verbündeten

Ungarn

gefallen lassen. Es muß von den gemeinsamen Kosten zwei Drittel zahlen. Unterdessen beschwindeln die Herren Magyaren mit angeblich liberalen Ideen durch ihr geschicktes Prehbureau die ganze Welt, während in Wirklichkeit diese schönen Geseze nur auf dem Papier stehen. Daß die Wahlen durch Fälschungen und Bestechungen größter und unglaublichster Art zu Stande kommen, hat jetzt endlich ein Abgeordneter zu sagen gewagt. Der angeblich so echt und rein magyarisches Staat besteht zur Hälfte aus Nicht-Magyaren; darunter sind die Kulturvölker der Deutschen und Rumänen die Hauptmasse. Sie werden aber beide mit allen Mitteln und gegen alle Geseze und Verträge vergewaltigt. Dabei spielen sich die Herren Magyaren als besonders wichtige Stützen des Dreibundes auf. In der Verberbniß in Verwaltung und Regierung werden sie in Oesterreich nur noch von Galizien übertriften. Dieses ist ein polnischer Musterstaat geworden mit der im früheren Polenbnigreich genugsam bewiesenen Unfähigkeit der Polen, eine geordnete Regierung zu führen. Trotz dieser, für unsere Begriffe fast vorfindfluthlichen Zustände schimpfen sie sofort über die Deutschen, wenn diese im eigenen Reich sich gegen die Uebergriffe der deutschen Polen etwas wehren. Im benachbarten Slaven-Staat



Francesco Crispi.

Rußland

geht es auch dann und wann über die Deutschen her. In den seit Jahrhunderten deutschen Ostseeprovinzen sind alle deutschen Privatschulen geschlossen worden, obwohl der Kaiser und der Zar gut Freund sind und gerade im vergangenen Jahre einen besonders lebhaften persönlichen Briefwechsel durch eigene Kuriere unterhielten. In Finnland wird die Arbeit der Verfassung mit aller Gewalt fortgesetzt; diesmal sind das bis jetzt noch selbständige Heer und die Archive an der Reihe; bei der neuangeordneten Einstellung von Rekruten erschienen aber fast gar keine. Alle Hinweise auf die von jedem Zaren bestätigten Verträge halfen nichts, da der Zar offenbar nur ganz parteiisch Berichte erhält. Und doch wäre es gut, sich nicht noch mehr Feinde im eigenen Lande zu schaffen. Die Studentenunruhen steigerten sich bis zu Straßenkämpfen, wobei die Kosaken wie Halb wilde, was sie ja auch sind, drauf los gehauen haben sollen. Die Hochschulen mußten eine Zeit lang geschlossen werden, schließlich wurde der Unterrichtsminister sogar ermordet. Dabei sind in weiten Strecken des großen Reichs Futtermangel und vollständige Missernten eingetreten. Die Hungersnoth kann durch viele Millionen Rubel nicht beseitigt werden, und so gab es auch Zusammenstöße zwischen dem hungernden Volk und den Truppen. Während der Zar die Westgrenze seines ungeheuren

Reiches durch gute Freundschaft mit Kaiser Wilhelm und Anbiederung mit Frankreich sichert, kann er sich um so ungestörter und erfolgreicher auf die Ausdehnung in Asien werfen. Die Mandchurei, die er in den Chinawirren besetzt hat, ist und bleibt in seinen Händen, und bereits ist die mandchurische Bahn, als Fortsetzung der großen sibirischen, bis nach dem, erst vor wenigen Jahren besetzten Port Arthur dem Verkehr übergeben worden. In Persien hat Rußland durch eine Geldanleihe alle wichtigen Straßen unter seiner Zollkontrolle und ein Kosakenregiment hat immer noch seine Garnison in der persischen Hauptstadt. In Afghanistan dringt russischer Einfluß auch weiter vor und drängt den englischen zurück. In andern Zeiten hätte sich

England

dies nicht so leicht gefallen lassen. Aber es steht ganz im Banne des Burenkriegs und wird noch lange darunter stehen, wenn auch die kriegerischen Vorgänge durch einen Frieden abgeschlossen worden sind. Seinen Ruf als größte Weltmacht hat es verloren. Wohl hat es dabei zwei weitere Kolonien gewonnen. Aber nicht nach siegreichem Krieg und glänzenden Waffenthaten hat es mit Siegerstolz den Frieden diktiert. Sondern von seiner Seite ist das Friedensbegehren zuerst gekommen, und es hat diesen Wunsch offenbar nur deshalb erreicht, weil es durch unritterliche, nicht kriegerische Mittel systematisch an der Ausrottung des christlich-germanischen Brudervolkes gearbeitet hat, und die Buren mit der treuherzigen Ehrlichkeit eines deutschen Volkes an hinterlistige Auslegung der Friedensbedingungen nicht glauben wollen. Der Erfolg ist also nur ein scheinbar großer, ja der ganze Friede nur ein vorübergehender. Verloren hat aber England unendlich viel. Trotz neuer Steuern ist die Staatsschuld riesig gestiegen, der Krieg kostete den Staat wöchentlich 1 1/2 Millionen Pfund (= 25 Mill. Mark). Gewaltig sind dazu die Privatverluste in Handel und Verkehr; unverhältnismäßig groß sind aber die Verluste an Menschenleben: über 100 000 sind dienstunfähig oder gestorben. Die militärische Ohnmacht Englands wird besonders klar, wenn man sich vorstellt, was eine solche Ueberzahl von Buren geleistet hätte. Die moralische Niederlage Englands überwiegt aber die Verluste an Geld und Menschenleben weit mehr. Lord Rosebery drückt unsere Stimmung noch gering aus, wenn er sagt, es finde sich in der ganzen Geschichte Englands kein Beispiel von dem Groll und Uebelwollen mit dem England fast einmütig von den Völkern Europas (und auch der übrigen Erdtheile) betrachtet werde. Die vielen Beweise niedriger und unritterlicher Gesinnung, man denke nur an Jamefons

Ueberfall, die Benützung von Burenfrauen als Deckung gegen das Schützenfeuer der Buren; der Minister und seine Verwandten sind als Hauptbetheiligte an riesigen bezahlten Lieferungen von Kriegsmaterial gerichtlich festgenagelt, Offiziere werden des rohsten Niedertragens von Nichtkämpfern amtlich überführt, Mißbrauch des internationalen Roten Kreuzes zu Rekognoszierungen selbst durch den obersten Kommandirenden: Dies und mancherlei ähnliche „ehrenvolle“ Dinge auf der einen Seite; bei den Buren dagegen Züge schlichter, oft fast kindlich religiöser Art bei härteren Männern, tapfersten Mannesmuthe und kräftigster Ausdauer bei den zahlreichen Knaben, fähigen Unternehmungsgewisses und erkundungsreichen Sinnes im Kampf gegen die Uebermacht des Gegners. Welch ein Gewinn wäre es für Großbritannien, wenn es sich solch ein Volk zu dauernden Freunden gewinnen könnte. Das wird aber ebensowenig gelingen, als es bis jetzt mit Irland gegangen ist. Der Burenkrieg hat den alten Haß und die Unruhe der Iren so gesteigert, daß es, wenn nicht bald Frieden geschlossen worden wäre, wohl einen Aufstand gegeben hätte. Voll grimmigen Hohnes haben sie deshalb auch gesehen, wie die 1000-Jahrfeier für den König Alfred den Großen fast spurlos vorüber ging und das Denkmal bei der Errichtung fast umgefallen ist. Während der englische König sich erst für seine Krönung vorbereitet, hat in



König Alfons XIII. von Spanien.

Spanien

der junge König Alfons XIII. mit allem Glanz der prunkvollen steifen altspanischen Hofhaltung diese vollziehen lassen und die Regierung übernommen, deren Szepter ihm, — ein ziemlich seltener Fall in der Geschichte — schon durch die Geburt übertragen worden war. Viel Erfreuliches wird er freilich nicht entdecken. Das Land ist voller

Unruhen; Arbeitslosigkeit oder Hungerlöhne auf der einen Seite, Reichthum und Nichtsthum auf der andern Seite. Nur in Katalonien mit der Hauptstadt Barcelona herrschen bessere Zustände, da kommen auch die meisten Steuern ein, weshalb die Katalonier vollständige Loslösung von der spanischen Mißwirtschaft offen verlangen.

Portugal

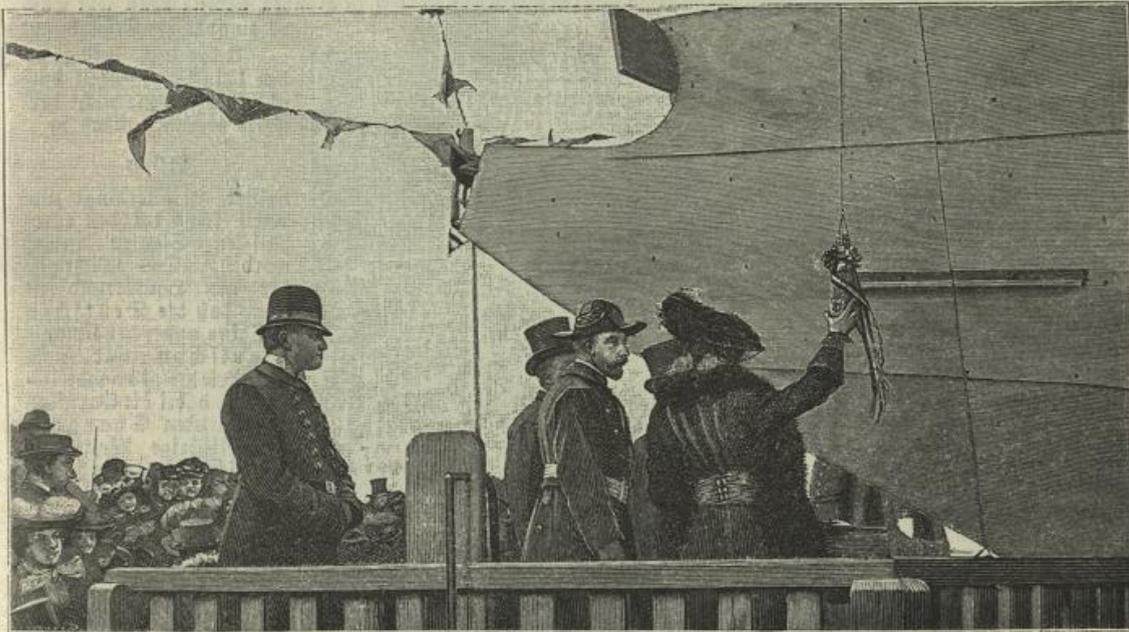
ist politisch nur noch ein Tributstaat von England durch ein sogenanntes „Bündnis“, in welchem England die großen Schulden des Staats größtentheils zahlte, wofür dieser allerhand Dienste gegen die Buren, die Nachbarn seiner Kolonien, leistete. So zeigt sich, wie bei den sinkenden Staaten romanischen Blutes die kalte Rechnung mit der Macht des Selbes ihre volle Wirkung nicht verfehlt, während sie

bei den aufsteigenden germanischen Völkern, je deutscher sie sich wie die Buren erhalten haben, an dem reichen Gehalt sittlicher und geistiger Ideale einen für Geldproben unerwarteten Widerstand findet.*) In dieser rein geldmäßigen Beurtheilung der Dinge und Menschen in der Welt werden sich auch die Vettern in

Nordamerika

noch getäuscht sehen. Dem alten wackeligen Spanien gegenüber war der Sieg leicht zu erringen. Nun aber ist ihnen der Sieg so in den Kopf gestiegen, daß sie von einer „Amerikanisierung der Welt“ träumen. Einzelne Theile von Handel und Industrie haben sie

ist den zahlreichen Deutschen doch etwas warm ums Herz geworden. Mancher, der aus Geschäftsrücksichten und Bequemlichkeit nur noch englisch spricht und seine Kinder kaum noch Deutsch lehrt, holte auf einmal aus seinem Gedächtniß die alten Worte der deutschen Heimath und dachte wieder einmal an die traulichen Dörfer, grünen Matten und blauen Berge, an das Haus, wo Vater und Mutter aus- und eingingen; ja, vielleicht sieht er die alten Leutelein noch dort sitzen, die Herzen voll Sehnsucht nach dem Sohn, der, erfüllt von Gedanken einer neuen Zeit, ausgewandert war. Viele werden gewiß ihres edlen Deutschtums stolzer als bisher sich bewußt werden. Daß aber der Aufschwung des deutschen Stammesbewußtseins bei



Die Taufe der Kaisernacht „Meteor“ durch Miß Roosevelt.

allerdings schon aufgekauft und schreiben allen Käufern den Preis vor. Gerade England, das sich neuerdings so sehr auf die enge Verwandt- und Vetternschaft mit ihnen beruft, hat ruhig zusehen müssen, wie seine größten Dampfschiffahrtsgesellschaften, wie alle Zigarrenfabriken in Besitz amerikanischer Millionäre gegangen sind, während die bekannten großen deutschen Dampfergesellschaften ihre Selbständigkeit gewahrt haben. Tüchtig geprobt mit dem Reichthum haben die Amerikaner bei dem Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen. Der Andrang und der Empfang war von unerwarteter Lebhaftigkeit. Während aber die eingeleiteten unenglischen Amerikaner sich herandrängten, mehr mit einer Mischung von Neugier nach einem „echten“ Prinzen und dem republikanischen Selbststolz,

den Deutsch-Amerikanern wirklich allgemein und dauernd sein wird, glaubt der Hausfreund nicht mehr so recht wie früher. Denn er weiß jetzt, daß Bücher und Zeitschriften in deutscher Sprache nur noch wenig gekauft werden und viele deutsche Zeitungen verschwunden sind. Es wäre ihm lieber, er könnte anders sagen und ließe sich gern von zuverlässigen Lesern in Amerika berichtigen. Erfreulich ist aber, daß der so sympathisch aussehende neue Präsident Roosevelt wenigstens besser als alle früheren in der deutschen Litteratur und Wissenschaft bewandert ist. Er scheint auch den richtigen Muth zu haben, gegen die übertriebene und mißbräuchliche Auffassung der politischen „Freiheit“ aufzutreten. Nur zu lange hatten sich die Anarchisten schärfster Art frei bewegen dürfen, und das entsetzliche Opfer ihrer grauenvollen Thätigkeit ist der Präsident Mac Kinley geworden. Mit Energie und Festigkeit hat sein Nachfolger für die nöthigen Maßregeln gegen diese Morbhande gesorgt.

*) Der geneigte Leser vergleiche den Schlußabschnitt der sechsjährigen Weltschau.

Es wäre für die Staaten

Südamerikas

ein Glück, wenn deren Präsidenten auch nur ein Stückchen von Roosevelts Tüchtigkeit hätten. Aber da gehts drunter und drüber: in mehreren Republiken Aufstände; Kriegsdrohungen zwischen Chile und Argentinien, Bolivien und Peru, Columbien und Venezuela. In der Revolution in Venezuela wurden deutsche Reichsangehörige um riesige Summen geschädigt; der Ersatz muß mit einer deutschen Flotte erzwungen werden. In Südbrasilien aber entstehen neue, sehr zukunftsreiche deutsche Bauernkolonien, diesmal auf sicherer Grundlage, da endlich das von der preussischen Regierung aus Mißverständnis gegebene Verbot der Auswanderung dorthin aufgehoben ist.

Zwischen beiden Amerikatheilen liegt eine ganze Inselwelt, von welcher der Hausfreund diesmal auch sprechen muß. Kuba, das die Amerikaner erobert und bis jetzt besetzt hatten, ist jetzt zu einer selbständigen Republik unter dem „gütigen“ Schutze von Nordamerika erklärt worden. Die letzten dänischen Kolonien, einige kleine Inselchen der Antillengruppe, will Nordamerika kaufen; vielleicht ist dies aber auch gar nicht mehr nötig, denn diese ganze Inselnschaar bis zur großen englischen Insel Jamaica ist in Aufruhr; aber diesmal sind es nicht die Menschen, sondern die Elemente der Natur. Wie ein zweites Sodom oder ein neues Pompeji ist die französische Insel Martinique größtenteils verschüttet worden durch furchtbare Ausbrüche des längst für erloschen gehaltenen Inselvulkans; in drei Minuten waren 40 000 Menschen, eine blühende Stadt mit den Schiffen im Hafen verbrannt, erstickt und verschüttet. Auch der Vulkan der englischen Insel St. Vincent war in schlimmer Tätigkeit und auf andern benachbarten Inseln zeigten sich ähnliche Naturerscheinungen, die den Menschen die Ohnmacht aller, auch der modernsten stolzen Erzeugnisse zu Gemüthe führen. — Mühsame und jahrelange Arbeit werden die Amerikaner brauchen, um durch Mittel-Amerika den Nicaragua-Kanal zu bauen. Da sie während des Burenkriegs die Engländer von der Mitarbeit bequem losgebracht hatten, werden sie von der Alleinherrschaft über diese wichtigste Handelsstraße der Zukunft, die den Umweg um ganz Südamerika erpart, gewaltigen Nutzen haben. Inzwischen haben sie ein von England unabhängiges Kabel nach den Philippinen gelegt, das sich an das deutsch-holländische (s. oben) anschließt und die Verbindung nach

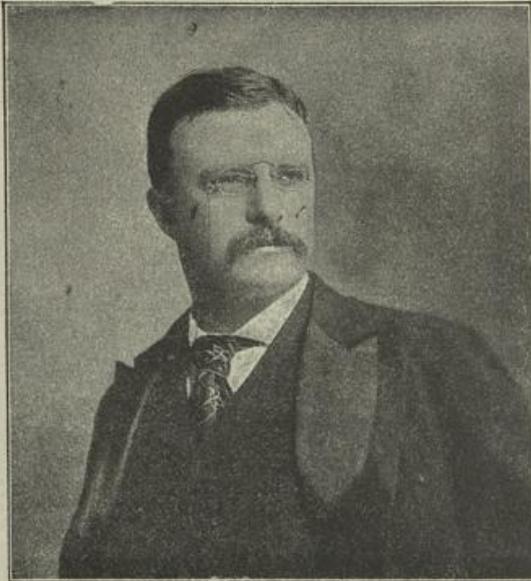
Australien

herstellt. Dort haben sich die Staaten zu einem Bund vereinigt, und der Thronfolger von England, der Herzog von York, hat auf seiner Reise durch die Kolonien den ersten „Bundestag“ eröffnet. Der neue Staatenbund steht seinem lieben England recht selbstständig gegenüber, zum Burenkrieg hat er nur anstandshalber einige Hundert Mann geschickt, von denen die besseren Elemente bald zurückgekehrt sind und mit dem Urtheil über englische Kriegsführung kein Blatt vor den Mund genommen haben. Bei dem erstarkten Machtgefühl beanspruchen die Australier auch alle die zahlreichen Inselchen des stillen Ozeans als Theile Australiens. Ein Glück, daß wir Samoa und Deutsch-Neu-Guinea fest in Händen haben; denn jetzt wäre es zu spät zur Erwerbung!

Ueber dem aufstrebenden kleinsten Erdtheil darf aber der größte nicht vergessen werden. Was in

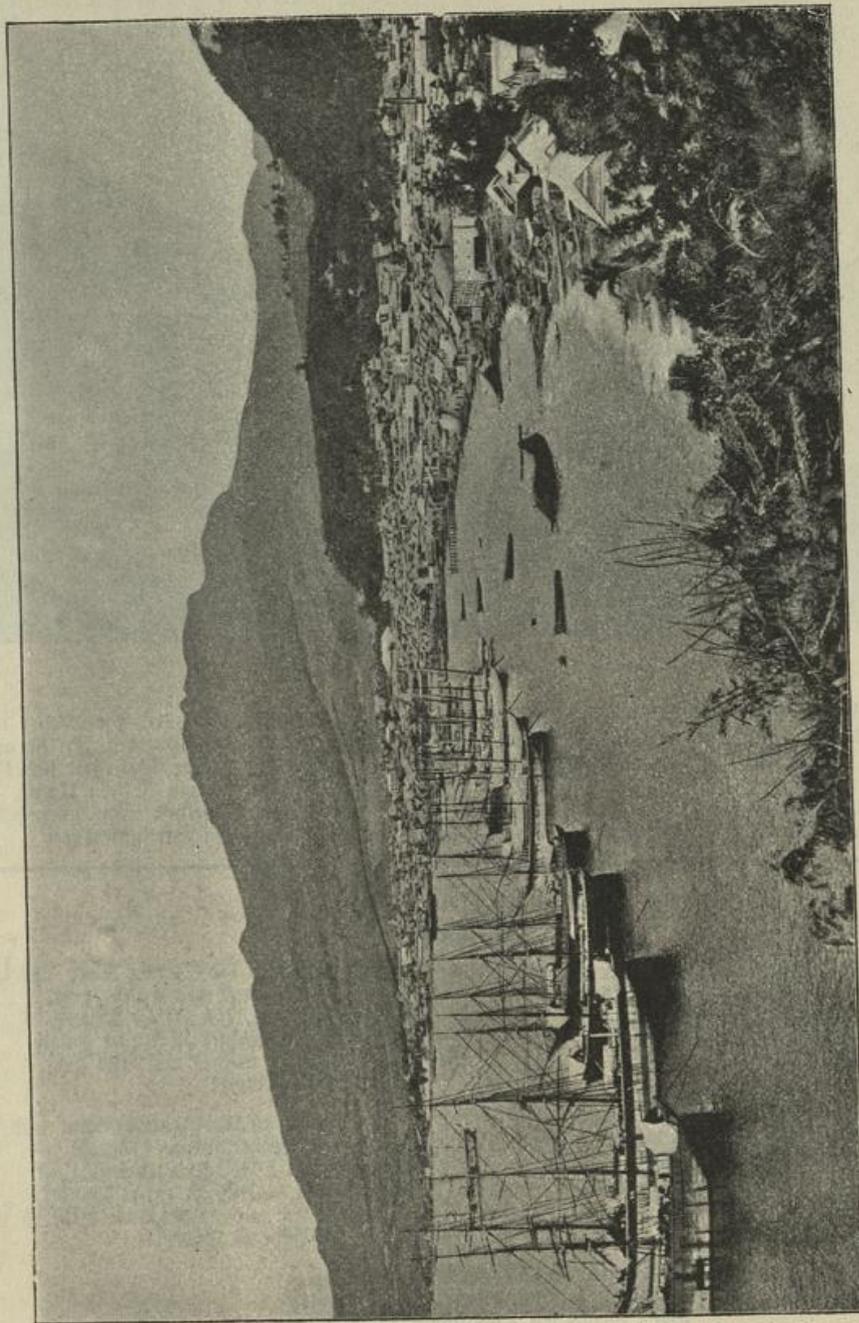
Asien

passirt, ist allerdings zum Theil schon bei den europäischen Staaten gesagt worden. Das Wichtigste für den Hausfreund ist aber, daß die Deutschen in China außer der Kolonie Kiautschou nur noch eine Besatzungsbrigade liegen und dabei die Garnison im englischen Shanghai (s. letztjährige Weltschau) noch nicht aufgegeben haben. Das zukunftsreiche Volk in Asien sind die Japaner. Sie haben beinahe Streit gekriegt mit Rußland, weil beide in Korea Herren sein wollten. Schließlich haben sie die Welt durch ein Bündniß mit England überrascht und sind so endgültig in die Reihe der Großmächte eingetreten. Besonders aber erlangen sie in China immer mehr Einfluß, da man sie dort als wenigstens Halb-Verwandte lieber sieht, als die fremden Europäer. Der kaiserliche Hof ist in Peking wieder eingezogen, und die alte Kaiserin von China giebt nach Kakenart fürs Erste noch die sanftesten Pfötchen und thut arg „europäisch.“ Daß sie aber in Zukunft nur noch an Sauertraut und Spähle ihr einziges Vergnügen haben wird, glaubt der Hausfreund noch nicht so recht! Ihn gelüftet's aber jetzt mächtig nach so einem „Kräutlein, zart und fein.“ Er setzt sich halt jetzt mit dem geneigten Leser auf einen der prachtvollen deutschen Dampfer und fährt schleunigst nach Europa. Wir begrüssen in Shanghai deutsche Soldaten, geben auf die in deutschen Besitz übergegangenen Dampfer nach Si am einige Reisende ab, hören von der entsetzlichen noch immer andauernden Hungersnoth in Englisch-Ostindien, erfahren von einem freigewordenen deutschen Burenkämpfer, der in Ceylon zu uns steigt, neue



Präsident Roosevelt.

Beispiele englischer Rohheiten gegen die gefangenen Buren. Bei der Hitze im Rothem Meere ist uns allerdings alles einerlei und wir athmen erst auf, protestirt haben, wir bemerken, daß England die Festungsanlagen in Gibraltar verstärkt und spüren schon, in welchen Zaumel alles was englisch ist geräth,



St. Pierre auf Martinique vor der Katastrophe.

wenn der Suez-Kanal hinter uns liegt. Bei der Felseninsel Malta hören wir gern, daß die Einwohner gegen die Einführung der englischen Sprache weil die Ordnung vor der Thüre ist; wir aber freuen uns, daß wir in demselben französischen Hafen Cherbourg anlegen werden, den Prinz Heinrich auf der

Amerikafahrt benutzt hat, um in England nicht landen zu müssen, die Unter rasselte im Hafen nieder — da einer, der ihm nahe stand, in einem Gedicht „Gott in der Geschichte“ sagte



St. Pierre auf Martinique nach der Katastrophe.

Stürmt ein Extrabote auf das Schiff mit der Drahtnachricht: der König Eduard ist operirt und in Lebensgefahr, Alles verschoben, die Vertreter der fremden Mächte reifen ab — —

In stiller Eirfurcht blickt der Hausfreund auf das weite Meer hinaus und es fällt ihm ein, was

. . . . Sturmhauch durch die Völker wehet
Der König kommt aus Wolkenhöhn heran.
Es hebe, wer nicht in der Wahrheit siehet!
Der Lüge Troß zu stürzen ist sein Nah'n.
Und fort und fort denselben Gang er gehet,
Bis endlich alle Macht ihm unterthan.

2

V'hüet di Gott.

Von Uehlin.

„V'hüet di Gott“, als letzte Gruetz,
Wenn's Lieb vom Liebe scheide mueß,
Wie würd's eim doch so bang derbi,
Me meint, es dörf und chönn nit fi,
Das „V'hüet di Gott?“

„V'hüet di Gott“, o bittere Gruetz,
Wenn's Lieb uf ewig scheide mueß;
Es hört di Schreie nümme meh,
Fhüetl nümme mit di schmerzlich Weh,
— Uf dere Welt sei Wiederseh!
O V'hüet di Gott!

„V'hüet di Gott“, wer Sorg und Leid,
Wer schweri Angst dur's Lebe trait;
Verzag mer nit, faß frische Mueth,
De weisß, de stobsch in treuer Hueth,
Der lieb Gott meints mit Alle guet.
O, V'hüet di Gott!

„V'hüet di Gott“, wem Sinn und Smüeth
Im heitre Frühlingglanz erblüeth. —
Wie schwellt di Buese Lieb und Luft,
Wie chlopft so froh di jungi Brust;
— 'S chöntt anderst cho, wer weiß es just?
Drum „V'hüet di Gott!“

Im alle Johr e „V'hüet di Gott!“
Es mueß jo furt, wenn's au nit wott;
Get's mengs au z'wünsche'n übrig g'lo,
Se jo, 's isch ball e Neuis do,
Mir lebe doch und hoffe no,
So „V'hüet di Gott!“